



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.7



Bücher-Sammlung

von



Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin SW 61, Büchlerstraße 31. ++++++



Infantina.

(Dr. Theinhardt's
lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztfamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 23 Jahren ständig im Gebrauch.

==== Preis der 1/2 Büchse M. 1.90. ====

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.



Hygiama.

Altbewährtes Stärkungsmittel.
Wohlgeschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bes geeignetes Frühstück- und Abendgetränk für **Gesunde** und **Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 23 Jahren als vorzüglichste Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

==== Preis der 1/2 Büchse M. 2.50. ====

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und in Apotheken und Drogerien gratis erhältlichen Brochüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“
und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung“.

==== Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. ====

Eine rationelle

Körperpflege



bedingt
Gesundheit
und langes Le-
ben, erhält die
Energie und Spann-
kraft, die Haupt-
faktoren für das heutige
wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich $\frac{1}{4}$ Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage $\frac{1}{4}$ Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
□ wo obige Plakate ausliegen. □

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Erzählung „Unter dem Andreaskreuz“ von Rich. Tobien.
(S. 7)

Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen.



Jahrgang 1913 ♦ Siebenter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Unter dem Andreaskreuz.	
Erzählung aus den Schreckenstagen von Port Arthur. Von Rich. Tobien. Mit Bildern von Adolf Wald	5
„Ave, carissima!“	
Roman von E. v. Adlersfeld-Balleström (Fortsetzung und Schluß)	27
Die Apachen.	
Ein Pariser Roman von Fritz Levon	50
Eisbärenfang mit dem Lasso.	
Von H. Giersberg. Mit 5 Bildern	96
Ich sage nein!	
Novelle von Henriette v. Meerheimb	106
Schikurs in Oberammergau.	
Von R. Ortmann. Mit 10 Bildern	178
Die literarische Braut.	
Humoreste von Alois Ureich	193
Sieger und Besiegte.	
Von R. Hendrichs. Mit 10 Bildern	201
Mannigfaltiges:	
Die Furcht	210
Kriegs-Korrespondenten	212
Der Schah von Persien	214
Mit Bild.	
Ein merkwürdiges Ereignis beim Untergang der „Titanic“	216

	Seite
Raſenanhänglichkeit	218
Andaluſiſche Mutprobe	220
Täglich ein Viertelſtündchen für die Geſundheit . .	223
Mit Bild.	
Die erſte Tänzerin, die das kurze Ballettkoſtüm trug	225
Der indirekte Selbſtmord	226
Fang der Seelöwen	227
Ein franzöſiſcher Veteran von 1870	228
Mit Bild.	
Sonderbare Münzen	230
Die Racheſchweſtern	231
Die Daktyloſtopie im Bankdienſt	233
Überbärte	234
Mit 2 Bildern.	
Ein Theater, in dem die Zuſchauer bezahlt werden	235
Die erſten Kamelien	237
Mehr Kalk	238
Fürſt Metternich und das ſchwarze Kabinett . . .	239
Erbtes Recht	240





Unter dem Andreaskreuz.

Erzählung aus den Schreckenstagen von Port Arthur.

Von Rich. Tobien.

Mit Bildern
von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Im Nachmittag des 5. Dezember 1904 durchtobt brüllender, atemraubender Geschützdonner die zerstörten Kasematten des Zweihundertmeterhügels, der seit dem 26. November ununterbrochen von den Japanern bestürmt wird.

Die etwa achthundert Mann zählende, täglich aus der Festung abgelöste Besatzung ist auf die Hälfte zusammengesmolzen. Mit aufeinandergebissenen Zähnen, pulvergeschwärzten Gesichtern kauern die Schützen hinter den zerschossenen Scharten; mechanisch heben und senken sich die Arme von der Patronentasche zur rauchenden Kammer, Geschosß auf Geschosß fliegt dem Feinde entgegen, der mit heiserem „Banzai — Banzai“ sich durch die Drahtverhaue und Wolfsgruben hindurcharbeitet, hindurchreißt.

Heulend sausen die Sprenggranaten, die das Fort Ritwanschan in die stürmenden Japanerreihen schmettert, hart über die Köpfe der sich unwillkürlich bückenden Verteidiger hinweg, graugelben Qualm hinter sich herwirbelnd.

Vor, zwischen, hinter den stürmenden Kolonnen plagen die Riesenprojekteile der mächtigen Schiffs-

geschütze, und blutige Knäuel zeretzter Menschenleiber bezeichnen ihren Weg.

Alles vergebens.

Über türmende Leichenhaufen hinweg rasen die japanischen Sturmkolonnen heran, gleich einem entfesselten, vieltöpfigen Ungeheuer. Brüllend, kreischend, im Feuer sich überschlagend durchbrechen die vordersten Reihen die Verhaue und Palisaden. Schon sehen die Verteidiger das Weiße in den Augen der Gegner und ihre wutverzerrten Gesichter.

Da springt ein russischer Ingenieuroffizier in die Blindage zum elektrischen Minenzünder. Ein flüchtiger Druck auf den Knopf — draußen vor dem Wall ein schmetternder Schlag: die erste feindliche Sturmkolonne ist verschwunden, weggeblasen von der furchtbaren Gewalt der unterirdischen Dynamitladung.

Einen Augenblick stützen die hinteren Kolonnen. Der ungeheure Luftdruck hat die ersten Glieder niedergeworfen. Doch nur sekundenlang währt ihr Zögern, und erneut stürmen sie vorwärts, die flinken, kleinen Gestalten der Japaner klimmen behende die nachgebenden Sandwände des heißumstrittenen Hügels hinan.

Stabskapitän Baron Grotthuß reißt den Säbel aus der Scheide. „Auf!“ ruft er mit schallender Stimme. „Jetzt ist's Zeit, für seinen Kaiser zu sterben!“

Da — ein gellendes Hornsignal: „Eilig zurück!“

Mit stumpfem Blick erheben sich die Schützen und taumelnd, stolpernd marschiert die zu Tode erschöpfte Besatzung auf das Fort Kitwanschan zu, dessen Geschütze jetzt mit rasendem Schnellfeuer die Kuppe der verlassenen Befestigung bestreichen, um den Rückzug der Tapfern zu decken.

Die Nacht war hereingebrochen, eine kalte, lichtlose Dezembernaut. Der fünfstündige Waffenstillstand zur Beerdigung der Gefallenen war verstrichen; ermattet von der Blutarbeit des Tages lagen die Gegner sich gegenüber, nur die Scheinwerfer des Forts beleuchteten unablässig die verlassene Hügelbefestigung, die anscheinend vom Feinde noch nicht besetzt war.

In der bombensicheren Kasematte des Forts Ritwanfschan standen Gruppen von russischen Offizieren in lebhaftem Meinungsaustausch über die Bedeutung der verlorenen Position beisammen, als, das Redegewirr übertönend, eine polternde Stimme sich vernehmen ließ.

„Der Kapitän Grotthuß vom Regiment Preobraschensk hätte in Petersburg bleiben sollen. Aufs glatte Parkett gehört er, nicht auf eine bestürmte Redoute.“

Einen Augenblick trat atemlose Stille ein, aber schon drängte sich der Stabkapitän, bleich bis in die Lippen, ungestüm durch die ausweichenden Gruppen auf den Sprecher zu, den Oberstleutnant Machimoff, der, rittlings auf einem Geschütz sitzend und anscheinend stark berauscht, sein breites, rotes Gesicht höhnisch grinsend dem Heranstürmenden zuwandte.

„Hund von einem Rosaken!“ knirschte der Kapitän. „Wer hat das Signal zum Rückzug blasen lassen? — Du selber, du feiger Schuft, denn du kommandierdest ja leider die Replizstellung.“

Im Sprunge hatte der Rasende seinen Vorgesetzten erreicht*). Im nächsten Augenblick brannte ein Faustschlag im Gesicht des plötzlich ernüchterten Stabs-offiziers, der auf die Füße sprang und den Säbel herausriß.

*) Siehe das Titelbild.

Der Vorgang hatte sich so blitzschnell abgespielt, daß die nächststehenden Offiziere erst jetzt hinzuspringen und die Wütenden trennen konnten.

Der Kommandant des Forts, Oberst Nitschenko, eilte herbei, nahm dem Kapitän den Säbel ab und ließ ihn in Gewahrsam führen, während der sich wie rasend gebärdende Oberstleutnant Machimoff den Befehl erhielt, mit dem Rest der Besatzung des Zweihundertmeterhügels in die Festung zu marschieren.

„Fatale Sache!“ sagte der Kapitän Nagorski zu seinem Kameraden Nomajenko von der Festungsartillerie. „Angriff auf einen Vorgesetzten in einer belagerten Festung — das geht Grotthuß an Kopf und Kragen, in solchen Sachen versteht unser General Stößel keinen Spaß.“

„Ja,“ antwortete Nomajenko finster. „Die Ohrfeige gönne ich dem alten Saufaus schon, um Grotthuß tut's mir bitter leid.“

„Na,“ mischte sich ein dritter ein, „sein Gönner Kondratenko wird schon die schützende Hand über ihn halten. Außerdem weiß ja jeder von uns, daß Machimoff wirklich das Signal zum Rückzuge gab — der Hornist hat's bestätigt.“

* * *

Im Wartezimmer der Kommandantur schritt ein hochgewachsener Offizier mit den Generalabzeichen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, unruhig auf und ab, während an der Tür ein Hauptmann in der Uniform der Festungsartillerie in dienstlicher Haltung Bericht erstattete.

Das war der Kapitän Nomajenko, der seinem Chef, dem General Kondratenko, die Vorgänge der vergangenen Nacht berichtete.

„Erzellenz wissen,“ sagte der Kapitän, „daß Grotthuß auf seine Bitte von Petersburg zur Dienstleistung bei der 4. Ostfibirischen Schützenbrigade kommandiert wurde und am 12. April, jenem Unglückstage, an dem unser Admiral Mataroff mit der ‚Petropawlowst‘ in die Luft flog, hier eintraf. Erzellenz wissen ferner, daß Grotthuß einer unserer tapfersten und umsichtigsten Offiziere ist. Aber er ist auch heißblütig und jähzornig, und es war ein Unglück, daß gerade Machimoff am gestrigen Tage das Repli kommandierte.“

„Alter, etelhafter Trunkenbold!“ murmelte der General in seinen Bart.

„Der Oberstleutnant,“ fuhr Romajenko fort, „hat vor Jahren in der baltischen Heimat des Barons in Garnison gelegen und soll von dort strafweise nach dem fernen Osten veretzt worden sein, wie man sagt auf Veranlassung des alten Grotthuß, der in der Nähe von Riga begütert ist. Mit Erlaubnis des Kommandanten, Oberst Nitschenko, besuchte ich heute früh den Baron in seiner Kasemattzelle. Er ist gefaßt und ruhig, sich aller Konsequenzen seiner Tat bewußt. Er beauftragte mich, Euer Erzellenz seinen Dank für das ihm so vielfach bewiesene Wohlwollen abzustatten und Euer Erzellenz zu bitten, für seine arme, junge Frau, die ja leider seit einigen Wochen sich auch hier befindet, im Falle der Kapitulation der Festung gütigst Sorge tragen zu wollen.“

„Ja — ja,“ sagte der General stehen bleibend und wie ratlos die Hände ineinanderschlagend, „die junge Frau! War ein bodenloser Leichtsinn von meinem Freunde, dem alten Bilinski, seine Tochter ihrem Gatten nachreisen zu lassen. Als ob der Krieg ein Puppenspiel wäre. Wir sitzen hier in der Mausfalle, und das Ende ist nicht mehr fern, — und ich — — —“

Der General hatte sich zum Fenster gewendet und verfolgte mit seltsam starrem Blick den graugelben Rauchstreifen einer Granate, die in hohem Bogen über das kasemattierte Dach hinwegsauste.

„Ich wollte, Komajento,“ flüsterte er, „die da wäre für mich bestimmt gewesen, denn —“

„Erzellenz wissen bereits,“ fuhr der Kapitän fort, „daß auf heute nachmittag das Kriegsgericht befohlen ist, das über Grotthuß abzuurteilen hat. Der Spruch dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen — Tod durch Erschießen.“

Der General nickte trübe. „Ja, das schon. Aber ich möchte den Schwiegerohn meines besten Freundes nicht vor dem Peloton auf dem Sandhaufen wissen.“ Er trat dicht an den Hauptmann heran und legte die Hand auf dessen Schulter. „Komajento,“ sagte er mit halber Stimme, „gehen Sie heute abend nach dem Fort, bringen Sie dem Baron mit meinem letzten Gruß seinen Armeerevolver und bestellen Sie ihm, daß ich nach Kräften dafür sorgen werde, daß seine junge Frau unangefochten in ihre Heimat gelangt. — Und nun Gott befohlen — der sogenannte Kriegsrat drüben scheint zu Ende zu sein.“

Nebenan wurden Stühle gerückt, bespornte Abfälle klappten zusammen, und ehrerbietig den Vorsitz führenden General Stössel grüßend, verließen die Offiziere den Beratungsaal.

„Da gehen sie hin,“ murmelte Kondratento, den lebhaft plaudernden und gestikulierenden Gruppen düster nachblickend, „tapfere, ehrliche Kerle, aber nicht einer von ihnen weiß, wie es um die Festung steht.“

Dann richtete er sich auf, rückte das Wehrgeheul gerade und schritt zur Tür des Beratungszimmers, die er, ohne anzuklopfen, öffnete.

Die Mütze auf den Hinterkopf geschoben, die Zigarette zwischen den Zähnen, lehnte General Stössel an dem mit Karten und Plänen bedeckten Tische.

„Ah,“ sagte er, den Eintretenden musternd, „gut, daß Sie kommen, Kondratenko. Beim Kriegsrat sieht man Sie in letzter Zeit leider nie.“

„Hat auch keinen Zweck,“ erwiderte Kondratenko mit halbem Lächeln. „Ob die armen Schelme, die eben hier gewesen sind, ja oder nein sagen, ändert an der Sachlage nicht das geringste.“

Stössel fuhr auf, seine Stirn rötete sich, und die Zigarette fortwerfend rief er grollend: „Was kann ich denn dafür, daß man mir nicht lauter solche intelligente Offiziere zugeteilt hat, wie beispielsweise Ihr Schübling Grotthuß, der baltische Rebell, einer sein soll.“

„Seinetwegen bin ich hier,“ entgegnete Kondratenko ernst, „oder vielmehr seiner jungen Frau wegen, die ich aus der Festung schaffen möchte, bevor dem Feinde die Tore geöffnet werden.“

„Wer denkt denn an Kapitulation!“ brauste Stössel auf. „Wahren Sie Ihre Zunge, Kondratenko. Noch ist der innere Festungsgürtel unberührt, und auf den großen Forts flattert immer noch die Flagge mit dem Andreaskreuz. Die Einnahme des Zweihundertmeterhügels gestattet allerdings dem Feinde die direkte Beschießung der im Hafen liegenden Flotte — nun, die Schiffe werden eben versenkt und später wieder gehoben.“

„Ja, aber von den Japanern,“ murmelte Kondratenko, indem er zum Fenster trat und seinen Blick über den Hafen schweifen ließ, in dessen innerem Bassin die Reste der russischen Flotte ankerten.

„Da liegt,“ fuhr er nach einer Pause fort, „seit

etwa einer Woche ein kleiner Dampfer, der unter englischer Flagge fährt und Konterbande — Lebensmittel — von Tsingtau durch die japanische Blockade gebracht hat. Wie ich erfahren habe, will der Kapitän noch in dieser Nacht versuchen, aus dem Hafen zu dampfen, denn wenn die Japaner ihn nach Einnahme der Festung hier finden, dann hängen sie ihn auf.“

„Und wenn sie ihn,“ lachte Stössel, „beim Durchbruch durch die Blockade greifen, was mehr als wahrscheinlich ist, dann hängen sie ihn selbstverständlich erst recht auf!“

„Gleichviel — ich wollte Sie nur ersuchen, unserem Admiral die Weisung zu geben, den Dampfer ungehindert passieren zu lassen. Das übrige ist dann Sache des Kapitäns.“

„Meinetwegen mag er zum Teufel fahren,“ knurrte der Kommandant, „und mit ihm die gnädige Baronin, die Sie auf diese Weise aus der Festung schaffen wollen. — Im übrigen tritt das Kriegsgericht, das über den rebellischen Baltan aburteilt, heute nachmittag im Fort Ritwanschau zusammen, und die Vollstreckung des Urteils findet morgen bei Tagesgrauen ebendasselbst statt. — Sie, Kondratento, sorgen für die Einzelheiten. Es soll ein Exempel statuiert werden — ich dulde keine Widersetzlichkeit in meinem Befehlsbereich.“

Mit schiefem Blick auf den halb abgewandt stehenden General, über dessen eherne Züge ein blasser Schein huschte, knöpfte er den Waffenrock zu und verließ dröhnenden Schrittes das Gemach.

In den primitiven Strohsessel zurückgelehnt liegt die schwächliche Gestalt der Baronin Grotthuß. Krampfhaftes Schluchzen schüttelt die zarten Glieder, und den

schreckensbleichen Lippen entringen sich hastige, wirre Worte.

„Retten Sie ihn, Hauptmann! Er darf nicht sterben! Geben Sie ihm Gelegenheit zur Flucht — o mein Gott, — Stössel, Kondratento müssen helfen — — —“

Vor der sich in tiefstem Seelenschmerze windenden jungen Frau steht die hohe Gestalt des Kapitäns Nomajento, ehrliche Trauer auf dem bärtigen, hagern Gesicht.

„Gnädige Frau,“ spricht er mit heiserer Stimme, „ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, welchen Anteil ich an Ihrem und Ihres Gemahls, meines guten Freundes, Geschick nehme. Aber Sie nennen in Ihrer nur zu begreiflichen Aufregung die Namen Stössel und Kondratento zusammen. Erlassen Sie mir weitere Worte, nur das eine will ich sagen: Rechnen Sie nicht auf Stössel! Der Mann kennt nur den blinden Kadavergehorsam, in seinen Augen ist die begreifliche Tat Ihres Gemahls ein todeswürdiges Verbrechen.“

Die junge Frau wimmerte leise und zertrampfte das tränennasse Spizentuch zwischen den Fingern.

„Gnädige Frau,“ fuhr Nomajento fort, „ich habe Ihnen namens des Generals Kondratento mitzuteilen, daß heute nacht der englische Dampfer ‚Swift‘ versuchen will, die Blockade zu durchbrechen. Der General bittet Sie, diese Gelegenheit zu benützen, um aus der Festung zu entkommen. In spätestens vier Wochen sind die Japaner Herren von Port Arthur und wir — das heißt Kondratento und ich — möchten Sie nicht der Willkür eines Feindes ausgesetzt wissen, von dessen Menschlichkeit wir noch keine Beweise haben.“

„Nein — nein,“ rief die geängstigte Frau, „ohne Leo gehe ich nicht von der Stelle! — Oh, Nomajento,“

schluchzte sie mit flehend erhobenen Händen, „lassen Sie Leo frei, schaffen Sie ihn auf das Schiff — und ich will Ihnen auf den Knien danken!“



Der Hauptmann zog die Schultern hoch und sagte mit gedrückter Stimme: „Grotthuß befindet sich im Fort Ritwanschän. Alle Anzeichen deuten darauf hin,

daß der Feind nach Einbruch der Dunkelheit stürmen wird, da schon seit Stunden das Fort von den schweren Geschützen der uns gestern verloren gegangenen Stellung heftig beschossen wird. Ich begeben mich jetzt selbst dorthin und werde mit Grotthuß sprechen. Vielleicht bietet sich Gelegenheit zur Flucht — das heißt, wenn Ihr Gemahl selbst es will, was ich jedoch unter den obwaltenden Umständen bezweifeln möchte.“

Die unglückliche Frau war aufgesprungen, das blasse Gesicht hatte sich gerötet und mit erhobenen Händen flehte sie den Hauptmann an: „Nehmen Sie mich mit, Komajento! Ich werde mit Leo sprechen — mir zuliebe tut er alles.“

„Halten Sie ein, gnädige Frau,“ wehrte der Hauptmann, „ein unter Granatfeuer gehaltenes Fort ist kein Aufenthalt für eine Dame. Verlassen Sie sich auf mich — was nur irgend für Ihren Gemahl geschehen kann, tue ich. Packen Sie indes das notwendigste ein, um jederzeit an Bord des Dampfers gehen zu können. — Und nun fassen Sie Mut, gnädige Frau,“ beruhigte er die still vor sich Hinweinende, „noch ist nicht alles verloren.“

Tief beugte er sich über die Hand der Baronin und ehrerbietig berührten seine Lippen ihre Finger.

Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß, die gequälte junge Frau schlug die Hände vor's Gesicht und sank schluchzend in den Sessel zurück.

* * *

Nur mit Widerwillen hatte der Kommandant des Forts Ritwansch, Oberst Nitschento, den Vorsitz des Kriegsgerichts übernommen, aber er war ein pflichttreuer Offizier und leitete die überaus kurze und einfache Verhandlung mit der abgeklärten Ruhe des Alters.

Der Spruch lautete: „Der Stabskapitän Leo Maximowitsch Grotthuß ist geständigermaßen schuldig, sich angesichts des Feindes in einer belagerten Festung an seinem direkten Vorgesetzten vergriffen zu haben. Strafmildernd wirkt die allerorts bewiesene Tapferkeit des Angeschuldigten, so daß von einer Degradation vor versammelter Mannschaft Abstand genommen wird. Das Gericht erkennt auf Tod durch Erschießen. Das Urteil wird auf Befehl des Kommandanten morgen um sieben Uhr früh vollstreckt.“

Die gegen den Wallrand gemauerten Wände lassen nur ungewisses Licht durch. Es ist das Licht des scheidenden 6. Dezembers.

Die Arme über der Brust verschränkt, sitzt der Stabskapitän Grotthuß auf seinem lehnenlosen Schemel und starrt finster brütend vor sich hin. —

Schuß auf Schuß macht das bröckelnde Mauerwerk erzittern. Neben dem schmetternden Donnerknall der Geschütze knattert ununterbrochenes Gewehrfeuer und das bellende Rasseln der Maschinengewehre. Dazwischen dumpfes Heulen der feindlichen Sprenggranaten vom eroberten Zweihundertmeterhügel, die mit klingendem Schlag explodieren und ihren Eisenhagel, alles Lebende ringsum vernichtend, auseinandersprühen.

Der Feind hat sich mit Schrapnellen eingeschossen, ganze Kugelgarben sausen auf die heldenmütigen Verteidiger herab, die selbst in den Blindagen vor den trichterförmig herunterzischenden Geschossen keinen genügenden Schuß finden.

Zerfetzte Menschenleiber, abgerissene Gliedmaßen liegen in wirrem Durcheinander umher.

Zweimal bereits ist die Besatzung von der Festung aus verstärkt worden.

Auf der umgestürzten weißen Mauer einer eingedrückten Poterne liegt im roten Scheine brennenden Balkenwerkes wie ein hingesprikter Fleck die Leiche des Kommandanten, des Obersten Mitschento. Die Andreasflagge ist über ihn gebreitet.

Die gerafften Falten des Tuches haben das schrägliegende Kreuz seltsam verändert; fast sieht es aus, als ob ein großes, lateinisches N unter das starre Totenantlitz gemalt ist.

Jetzt ertönt von draußen her das eigentümlich helle Schmettern der feindlichen Trompeten — die Japaner stürmen, und wie das Geheul wilder Tiere schallt ihr gellendes „Banzai“ herüber.

Rasendes Feuer aus allen Rohren des Forts, das einem speienden Vulkan gleicht, antwortet.

Ganze Reihen der Stürmenden werden niedergemäht. Über berghohe Leichenhaufen aber stürmt die wilde, aus Parallelen und Approchen immer wieder erneuerte Sturmkolonne heran, mit Händen und Füßen die Stacheldrahthindernisse zerreißend, stolpernd, fallend, die mit spitzen Pfählen versehenen Wolfsgruben ausfüllend.

Hinein in den zwölf Meter tiefen, gemauerten Graben — einer auf den Schultern des anderen — wie die Ameisen die glatten Wände hinantklimmend.

Da reißt ein junger Rosatenoffizier den bereitgehaltenen Feuerbrand aus der Esse der Feldschmiede und schleudert ihn in den Graben, auf dessen morastiger Sohle mit Cerosin getränktes Holz und Stroh aufgestapelt ist.

Rote, knatternde Lohr jagt himmelan, und hundertstimmiges Todesgeschrei der armen, bei lebendigem Leibe verkohlenden Japaner erfüllt selbst die schredengewohnten Verteidiger mit starrem Grausen.

Der Sturm ist abgeschlagen — die Woge der Angreifer flutet zurück, verfolgt von prasselndem Gewehrfeuer.

Zu Beginn des Sturmes bereits war der Kommandant gefallen, und der fast gleichzeitig auf dem Fort eingetroffene Kapitän Nomajenko hatte als rangältester Offizier den Befehl übernommen.

Auf sein Geheiß öffnete sich die Rasematte des gefangenen Grotthuß, und wie der Hauptmann seinem General versprochen, drückte er dem Kameraden den Revolver in die Rechte.

„Hier, Freund,“ rief er mit festem Händedruck, „der letzte Gruß Kondratentos. Aber nicht in seinem Sinne darfst du ihn gebrauchen.“ Er wies nach der pulvergeschwärzten Bastion, auf deren Zinne die zerfetzte Flagge mit dem Andreaskreuz flatterte. „Dort ist dein Platz, dort will ich dich sterben sehen, die Brust durchbohrt von ehrenvoller Feindestugel für unseren Baren und das heilige Rußland.“

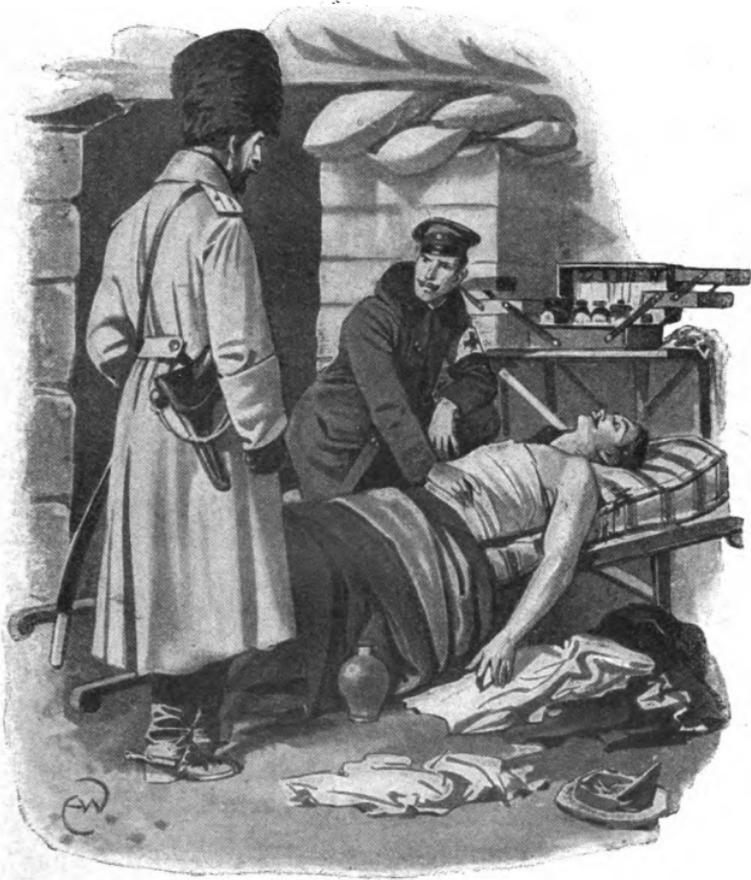
Mit schluchzendem Dankesruf warf sich Grotthuß in des Freundes Arme, dann ergriff er den Säbel eines gefallenen Kameraden und stürmte auf die Brustwehr, um den Ehrentod zu suchen.

Zwei Stunden später ruhte in der halbzerstörten Rasematte auf blutgetränkter Matratze bleich und stumm der Stabskapitän Baron Grotthuß.

An der Tür des kleinen, dürftig erleuchteten Gelasses stand der Hauptmann Nomajenko, und seine Augen hafteten gespannt am Munde des jungen Arztes der deutschen freiwilligen Sanitätskolonne, der sich nach soeben beendeter Untersuchung aufrichtete.

„Schuß ein Zentimeter links des Herzens mit leichtem Bluterguß in die Brusthöhle. Geschoß am

Rücken wieder heraus. Die Verwundung ist nicht unbedingt tödlich, doch besteht durch starken Blutverlust verursachte Ohnmacht. Ich habe einen vorläufigen Ver-



band angelegt, der zum Transport nach einem Lazarett hinreicht.“

In des Hauptmanns Gesicht zuckte es seltsam. „Ich habe ein Interesse daran,“ sagte er, sich aufrichtend, mit verschleierter Stimme, „daß dieser Offizier hier zunächst für tot gilt. Mein Wort, Herr Doktor,

bürgt Ihnen dafür, daß er alsbald in Sicherheit gebracht wird und die denkbar beste Pflege erhält, doch bitte ich auch weiterhin um Ihre Hilfe und Diskretion. — In wenigen Stunden wird der Feind erneut stürmen, ich bitte Sie daher, den Verwundeten durch zwei Ihrer Krankenträger in die Stadt schaffen zu lassen. Ich selbst werde den Transport leiten, da meine Anwesenheit nach Eintreffen der Ablösung aus der Festung hier überflüssig ist.“

Der deutsche Arzt nickte zustimmend, gab rasch noch einige Verhaltensregeln und winkte seine Krankenträger heran, die die regungslose Gestalt des Freiherrn, über die Nomajento eine leichte Decke gebreitet hatte, auf die Traghahre legten.

Während der Hauptmann voranschritt, bewegte sich der kleine Zug über die schütternden Planken der Laufbrücke der Stadt zu, in der Richtung nach dem Hafen, und verschwand im Dunkel der Nacht.

Kurz darauf marschierte im Gleichschritt die abgelöste, heldenmütige Besatzung in entgegengesetzter Richtung nach der Festung. —

* * *

Auf der Außenreebe, etwa fünfzig Meter unter der Steuerbordseite des dort liegenden russischen Linienschiffes „Sebastopol“ reitet der Dampfer „Swift“ auf seinem Buganker.

Wie eine Nußschale erscheint das kleine Schiff neben dem gepanzerten Koloß, dem es in den Abendstunden gelungen war, vor den japanischen Haubizen, die vom Zweihundertmeterhügel aus den Hafen unter Feuer genommen hatten, sich hierher in vorläufige Sicherheit zu bringen.

In der sorgfältig abgeblendeten Deckkajüte des

„Swift“ liegt in wirren Fieberphantasien der Stabskapitän Grotthuß auf seinem Schmerzenslager, während die junge Gattin mit tränenlosen, traurigen Augen jede Bewegung des Verwundeten bewacht und unablässig die kühlenden Kompressen erneuert.

Gedämpfte Schritte — leise wird die Tür geöffnet, der Hauptmann Nomajenko tritt vorsichtig ins Gemach, ihm folgt der junge deutsche Arzt.

Mit ersticktem Ruf fliegt die junge Frau auf den Offizier zu: „Dank, heißen Dank, Nomajenko, für Ihre unsagbare Güte und Aufopferung!“

Sie hat des Hauptmanns Hand ergriffen und will sie an die Lippen ziehen.

Doch trübe lächelnd wehrte ihr der Hauptmann: „Nicht doch, meine gnädige Frau, böse Folgen meiner Handlungsweise habe ich kaum zu fürchten. Ihr Gemahl ist angesichts der Besatzung des Forts in deren Reihen gefallen und gilt seit heute abend für tot und bereits beerdigt. Doktor Winter hier ist der einzige, der außer uns beiden weiß, daß Grotthuß noch lebt und sich hier befindet.“

Der junge Arzt war an das Lager getreten und hatte den Verband gelockert. Zufrieden nickend, wandte er sich zurück und sagte: „Hat eine gute Natur, Ihr Gemahl, Frau Baronin — wird's schon durchhalten. Wie Ihr Schiffsführer meint, sind Sie in vierzehn Stunden in Tsingtau. Bis dahin braucht der Verband nicht erneuert zu werden.“

Die überströmenden Dankesworte der Baronin wehrte er bescheiden ab.

„Es ist hohe Zeit, Herr Hauptmann,“ wendete er sich jetzt an diesen. „Ich halte es nicht für unbedingt notwendig, daß die Besatzung der ‚Sebastopol‘ von unserem Besuch auf dem ‚Swift‘ Kenntnis erhält.“

„Sie haben recht, Doktor,“ erwiderte Nomajento.

Noch einen langen Blick warf er auf das wächserne Gesicht des verwundeten Kameraden, dann verabschiedete er sich mit herzlichen, tröstenden Worten von der jungen Frau, die, unfähig zu sprechen, tränenden Auges zu ihm aufschaute. Nun schloß sich geräuschlos die Tür hinter den beiden Getreuen, die vorsichtig das Fallreep hinabstiegen in das kleine Boot, das sie im Dunkel der Nacht hergetragen.

Dicke Rauchwolken entstiegen jetzt dem Schlot des „Swift“, leise zischend entweicht der hochgespannte Dampf aus den Ventilen.

Deck- und Maschinenluten sind abgeblendet, bewegungslos steht der Mann am Ruder und im Schatten des Schornsteins hocht der Maschinist, die Hand am Hebel der Dampfwinde, die den Anker Zoll um Zoll leise aus der Tiefe hebt. An dem Backbordnoth der Brücke lehnt Kapitän Gibson, eine graubärtige, breite Seemannsgestalt mit scharfen, kühnen Zügen und späht aufmerksam nach der „Sebastopol“ hinüber.

Jetzt ein leiser Ruf vom Vorderschiff: „Anker auf!“

Der Kapitän beugt sich über das Sprachrohr: „Langsam voraus!“ Leise, vorsichtig macht die Schraube ihre ersten Umdrehungen.

Fast unmerklich gleitet der „Swift“ an den Flanken der regungslos daliegenden „Sebastopol“ vorüber, deren massige Formen allmählich in Dunkel tauchen, dann setzt der Kapitän den Kurs auf die Miautauinseln ab und wendet sich zu seinem Steuermann.

„Verwünscht sichtiges Wetter heute, Robinson! Ich meine, wir sind zu früh ausgelaufen. Doch glaube ich kaum, daß meine Nase mich täuscht — ich rieche Schnee.“

Als ob der Himmel nur auf das Stichwort gewartet hätte, tanzten auch bereits die ersten Flocken um das

Schiff. Der Nordwest frischte merklich auf, und Gibson rieb sich vergnügt die Hände.

„Dolldampf!“ tönte seine raube Stimme in den Maschinenraum hinunter, und gleich darauf zeigte die aufwirbelnde Heckwelle, daß das kleine Schiff unter vollem Druck dem ungastlichen Gestade Port Arthurs enteilt.

„Lassen Sie das Log auswerfen, Robinson,“ befahl der Kapitän, nachdem er auf die Uhr gesehen, „damit wir wissen, wieviel Fahrt der ‚Swift‘ macht, und er nicht etwa die Miautau umrennt.“

Der Steuermann kletterte die Brücke hinunter, während der Kapitän, die Augen auf den selbstleuchtenden Kompaß richtend, murmelte: „Meine letzte Tour heute aus dem verwünschten Nest. Wenn die Japse mich heut nicht fassen, bin ich ein gemachter Mann und hänge die Fahrerei an den Nagel!“

Dann schlug er den Kragen seines Ölrodes hoch und stapfte, um sich zu erwärmen, von dem Steuerbord zum Backbordnord.

Aus nördlicher Richtung dröhnte in gleichmäßigen Pausen dumpfer Donner über die bewegte See — der letzte Gruß aus der belagerten Festung.

Weiter, immer weiter stürmte der kleine Dampfer in die rabendunkle, von Myriaden von Floden durchwirbelte Nacht und bahnte sich seinen Weg durch weißen Gischt, der lastadengleich am Vordersteven emporrauschte.

Plötzlich fuhr der alte Schiffsführer zusammen. Leise verhallend hatte der Wind eine eigentümlich knatternde Detonation an sein scharfes Ohr getragen.

„Das war ein Torpedoschuß,“ sagte er besorgt zu dem hinzutretenden Steuermann. „Wir glaubten die kleinen Bestien vor Dalny — — hören Sie?“ unter-

brach er sich, „wieder einer! — Die Japfe sind über der ‚Sebastopol‘. — War immerhin gut, daß wir uns beizeiten aus dem Staube gemacht haben.“

„Wohl, Ráp'tn,“ meinte Robinson, „aber ich möchte mir den Vorschlag erlauben, nicht zu nahe an die Mautau heranzulaufen. Bei diesem Wetter können die kleinen Torpedoboote die hohe See nicht halten, sicher stecken ein paar davon im Schutze der Inseln, und wir könnten ihnen direkt in den Rachen —“

Er beendete den Satz nicht, denn im selben Augenblick wurde das Schiff vom Vorderstern bis zum Heck in blendendes Licht getaucht und gleichzeitig schlug eine Revolvergranate in das Kartenhaus und zersprang dort mit scharfem Knall.

Robinson zerbiß einen Seemannsfluch zwischen den Zähnen. Mit wildem Satz sprang er von der Brücke an das Rad und griff in die Speichen.

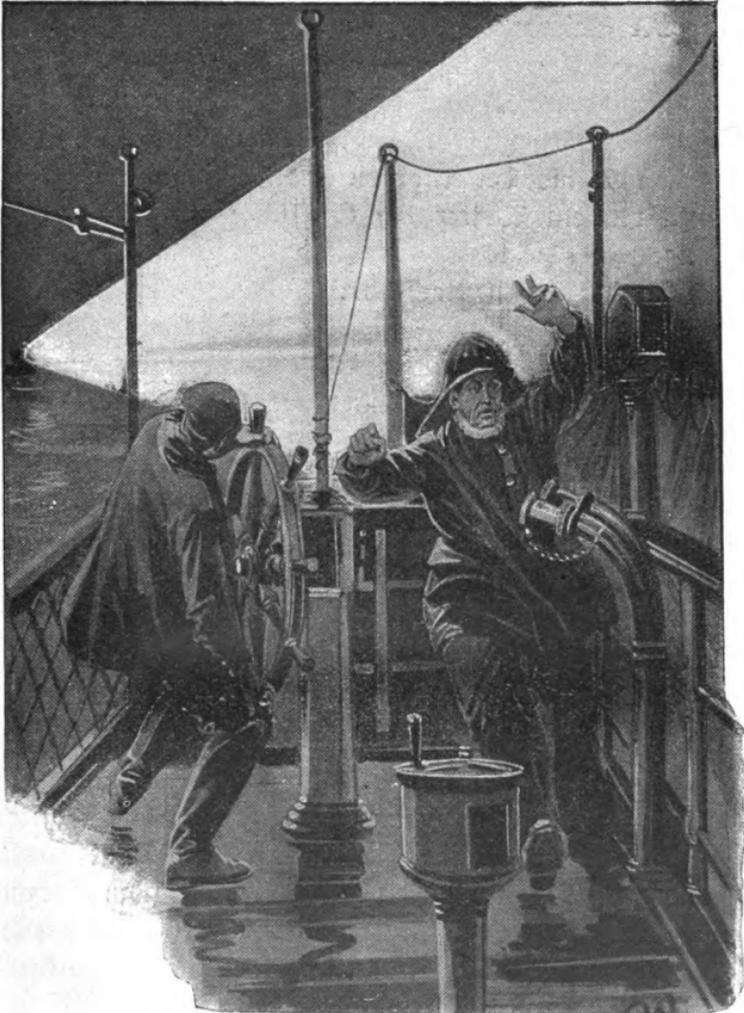
Wie ein edler Renner warf das Schiff sich nach Osten herum der offenen See zu, während Gibson zum Sprachrohr stürzte.

„Äußerste Kraft! — Petroleum in die Feuerung! — Ventile belasten!“ — brüllte er in den Maschinenraum. Dann sprang er die Treppe hinunter und eilte ins Kartenhaus, wo er mit seinem heruntergezerzten Überrock die bereits hoch züngelnden Flammen ausdrückte.

In allen Fugen erzitterte das Schiff unter dem ungeheuren Dampfdruck, tief bohrte sich der Stern in die gurgelnde See, wie von Furien gepeitscht raste der Dampfer, schräg nach Steuerbord überliegend, ostwärts.

Das Schneegestöber war inzwischen zum richtigen Schneesturm ausgeartet, und nur dieser Umstand rettete den „Swift“ vor den nachsehenden Torpedo-

booten, die ohne Zweifel bald die Richtung verloren. Schwach nur noch huschte zeitweise ein suchender



Lichtkegel über das Schiff hin, doch war der Strahl nicht mehr wirksam genug, um durch das wirbelnde Flodenmeer das fliehende Schiff festzustellen.

„Well,“ leuchte Gibson, „um ein Haar hätten uns

die gelben Schufte die Rockschöße eingeklemmt — fehlt nur noch, daß hier irgendwo ein Kreuzer umhergeistert, der den Schuß gehört hat und uns abfängt!“

Die Besorgnis des alten Blockadebrechers war unbegründet.

Mit verminderter Geschwindigkeit, doch noch unter vollem Druck setzte der „Swift“ unbehelligt seinen Weg fort, und als der Morgen graute, sichtete man bei aufklarendem Wetter die Steilküste bei Kap Schantung.

In der ersten Nachmittagsstunde des 7. Dezember rauschte im Hafen von Tsingtau der Anker des kleinen Dampfers aus der Kette.

Das kühne Wagnis war geglückt.

Mondelang rang der schwerverwundete Grotthuß im Lazarett von Tsingtau mit dem Tode, bis es endlich der Kunst der Ärzte und der aufopfernden Pflege der jungen Baronin gelang, das nur noch schwach glimmende Lebensfünkchen wieder anzufachen.

Tief erschüttert vernahm der Stabskapitän die Kunde von dem am 2. Januar 1905 erfolgten Fall der Festung und von dem Heldentode Kondratenkos und seines Retters Nomajenko.

Beide waren von derselben Granate getötet worden.

Nach dem Friedensschluß in die Heimat zurückgekehrt, stellte sich der durch seine Verwundung dienstunfähig gewordene Kapitän erneut dem Kriegsgericht, das ihn jedoch in Anbetracht der Sachlage nur zu kurzer Festungshaft verurteilte.





„Ave, carissima!“

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung und Schluß.)



(Nachdruck verboten.)

„Was nenne ich wie ein Mann gesprochen!“ rief Pater Benedetto mit blitzenden Augen. „Aristide, gib mir die Hand; du bist der größte Domiziani — trotzdem du Leder machst!“

„Es ist eben alls as dat Ledder is, segt Jung-Jochen!“ ließ sich Scholastika mit großer Energie hören.

Der Principe stand auf, trat zu der alten Dame hin und schüttelte feierlich ihre hingehaltene Hand. Dann wendete er sich an Ave. „Die Autorschaft der Idee gebührt Ihnen,“ sagte er. „Ihnen also gebührt die Ehre — ich sagte Ihnen ja aber gleich, daß ich eine Basis haben müßte, um darauf zu bauen, denn der Mann braucht einen festen Grund, wo die Frau nur ihrem Herzen folgen möchte. Sind Sie jetzt zufrieden mit mir und verzeihen Sie mir die Eigenmächtigkeit, mit der ich unsere Verwandten in Ihr Haus eingeladen?“

Mit einem matten Lächeln, aber ohne Rückhalt reichte Ave dem Vetter aus Amerika beide Hände. „Ich sage mit Pater Benedetto: Sie sind der größte Domiziani — vielleicht nicht trotzdem, sondern weil Sie Leder machen,“ versicherte sie ihn ernsthaft. „Ich spreche damit nicht vom Standpunkt des römischen Aristokraten, sondern von dem meines Vaters, der

die Arbeit für die Ehre des Mannes hielt. Meine Urheberchaft des Gedankens, das Kind in seine Rechte einzusetzen, dessen Mutter schuldlos in unser aller Augen ist, war eine Seifenblase. Die Ehre gebührt Ihnen, denn Sie haben ja die ganze Welt und das Geseß für sich, wenn Sie das vor ihm wertlose Dokument auch vor Ihrem Gewissen wertlos sein ließen. Sie aber gaben Gott die Ehre, und so fällt sie auf Sie zurück.“

Aristide Rocca de' Serpi sah prüfend in Aves Augen, während sie zu ihm sprach. Er küßte auch jetzt ihre Hand nicht, wie es jeder andere getan hätte, aber er machte eine Bewegung, als wollte er ihre Stirn küssen — und hielt auf halbem Wege dazu ein.

„Frau Base,“ sagte er halblaut, „ich danke Ihnen für das gute Wort. Auf dieser Grundlage wollen wir noch miteinander reden — über anderes, wenn es Ihnen recht ist.“

„Nun, Sie werden es tun, auch wenn es mir nicht recht ist,“ erwiderte Ave zurücktretend, halb im Scherz, halb verlezt und abgekühlt. „Jedes Menschen Haus ist seine Burg. Da Sie mich aber jeden Tag daran mahnen, daß dieses Haus das Ihrige ist und ich zwar dem Geseße nach ein Anrecht darauf habe, nicht aber vor meinem Gewissen, das ich so gut habe wie Sie, so verzichte ich auf den Palazzo Vedovile und werde mir eine andere Wohnstätte suchen, in der ich mein eigener Herr bin!“

„Ave — das hat Aristide nicht verdient!“ rief Scarpadoro hervortretend. „Nachdem er uns eben ein Beispiel von Selbstverleugnung gegeben, wie —“

„Herrschaften, sehen Sie denn nicht, daß dies arme Geschöpf noch nicht ernst zu nehmen ist?“ fiel Scholastika ungeduldig ein. „Nach allem, was sie durchgemacht

und was sie dazu noch selbst auf sich geladen! Lassen Sie mich jetzt einmal reden —“

„Alles zu seiner Zeit, Verehrteste,“ unterbrach sie Aristide mit aufgehobenem Finger und ohne jedes Zeichen von Empfindlichkeit, „ich warte ja seit Tagen darauf, daß Sie reden werden und habe zu diesem Zwecke meine Kur an Ihnen versucht. Ich werde Ihnen auch sagen, warum Sie sogar reden müssen und setze mein volles Vertrauen in Ihre Einsicht und Klugheit. Ecco! Vorher aber möchte ich meine Rede beenden. Es ist in wenigen Worten gesagt. Well, der Mensch ist eben ein Mensch, und ich hatte mit meinem Gewissen einige kleine und große Argumente auszufechten, bis ich gestern in der Galerie von Rocca del Serpe zu dem Entschluß gelangte, den ich eben hier mit Ihrer aller Zustimmung Ihnen zur Kenntnis gegeben habe. Dennoch hatte ich den Wunsch, Rosalba Orlandi vor allen zu sprechen; mir schien, als ob sie es verdient hätte, zu wissen, daß es doch noch einen Domiziani gab, der einen vor Got abgelegten Eid über ein von Menschen gemachtes Gesetz stellt. Ich hatte die arme Dulderin noch nicht zu sehen bekommen und war wirklich begierig, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich klingelte also und sagte Tonio — der übrigens in Rom Arbeit suchen will — ich wünschte seine Schwester zu sehen. Er zögerte auffallend, schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber und ging, worauf nach einer beträchtlichen Weile der Rastellan erschien und Ausflüchte machte: ‚Seine Tochter sei seit mehreren Tagen nicht wohl, nicht zu sprechen‘, doch als ich ihm freundlich sagte, daß ich als Freund hier stünde und ihr eine wichtige Mitteilung zu machen hätte, da kam er unter Schluchzen und Jammern mit der Wahrheit heraus: ‚Rosalba, die schon, seitdem die Frau Principeffa nach

Rocca del Serpe gekommen, sehr seltsam in ihrem Benehmen gewesen sei, hätte seit deren Abreise vollständig den Verstand verloren, so daß man das Kind habe von ihr trennen müssen. Wenn sie nicht, Speise und Trank verweigernd, vor sich hinstarre, ließe sie schreiend und tobend umher. Sie hätte den Principe erschossen, und er käme nun unablässig zu ihr und hieße sie, ihm zu folgen. — Ich fürchte, die Sache ist sehr ernst nach allem, was der Kastellan mir sagte, und das Irrenhaus wird am Ende das einzige Asyl sein, das ich der Armen geben kann. Ein solcher Wahn ist ein böses Zeichen, denn mit dem Vater glaube ich, daß es ein Wahn ist, weil Rosalba bisher ganz ruhig gewesen sein soll und sicherlich vorher, in der Zeit ihrer schwersten Enttäuschung, Gelegenheit gehabt und gefunden hätte, sich an dem Vernichter ihres Lebens zu rächen, ganz abgesehen davon, daß wir ja durch Frau Ave wissen, wie Nello seinen Tod fand.“

Er hatte die letzten Worte mit schwerer Betonung gesprochen und Ave dabei fest angesehen.

Diese aber schien sie gar nicht gehört zu haben. „Sie haben mir da eine sehr traurige Nachricht gebracht,“ sagte sie sichtlich erschüttert und seltsam erregt — so erregt, daß es fast befremden mußte, wenn man die Stellung in Betracht zog, in welcher beide Frauen zueinander standen. „Ich werde gleich nach Rocca del Serpe fahren und selbst sehen, was zu tun ist, was geschehen muß. Vielleicht kann ich Rosalba beruhigen — sie hört auf mich, ich habe Einfluß auf sie. Und ich schulde ihr Dank, größeren Dank, als Sie alle ahnen — mit Ausnahme von Pater Benedetto.“

„Well, ich werde Sie begleiten,“ sagte Aristide wie ganz selbstverständlich.

Noch ehe Awe noch etwas erwidern konnte, trat Vater Benedetto vor. „Es wird besser sein, ich träte an deine Stelle, lieber Aristide,“ rief er mit ruhiger Bestimmtheit. „Auch ich kenne Rosalba Orlandi, wenn schon ich nicht die Seelsorge für sie hatte, und mehr noch: ich weiß mit solchen Kranken umzugehen. Lasse du mich, während Awe sich fertig zur Fahrt macht, in mein Kloster telephonieren, um meine Abwesenheit dort bekanntzumachen; mehr bedarf es nicht, um teilzunehmen an einem Liebeswerke, das ich billige und schätze.“

Aristide fügte sich, wenn auch nicht ohne sichtliches Widerstreben. „Könnten wir nicht vorher noch hören, was Miß Müller uns zu sagen hatte?“ fragte er, Scholaßtila bedeutungsvoll ansehend.

„Miß Müller hat heute gar nichts mehr zu sagen,“ erwiderte diese, ehe Awe das Wort, das sie auf den Lippen hatte, aussprechen konnte, mit gewohnter Entschiedenheit. „Miß Müller kann nämlich auch den Mund halten, wenn sie einen Grund dafür einsieht, und wird besagtes Organ erst dann in Bewegung setzen, wenn sie ihre Zeit dazu gekommen sieht. Es könnte nämlich der Fall eintreten, daß Awe selbst das Wort nimmt — wenn sie von Rocca del Serpe zurückkehrt. — Ich habe gesprochen!“

In Aves Augen, die mit fast fieberhafter Spannung auf ihre alte Freundin gerichtet waren, flammte jetzt ein Licht auf, dessen Bedeutung der sie aufmerksam betrachtende Aristide gründlich mißverstand und zwar — zu seiner Ehre sei's gesagt — mit einem Gefühl schmerzlichster Enttäuschung bei dem schrecklichen Gedanken: So hat sie es doch getan, und sie hofft durch den Wahnsinn der anderen einen Zeugen loszuwerden! Ihre Teilnahme ist Heuchelei, und die Alte dort ist nichts

als ihre Fehlerin, die nur die Absicht hat, sie zu decken. Ich wußte es ja, daß etwas faul an der Sache war!

Sein und Aves Blick kreuzten sich bei diesem Gedanken — er sah ihre Augen dunkel werden und ihren Mund zucken, aber schnell wandte sie sich ab, beugte sich über Scholastika mit einem flüchtigen Kuß auf deren Wange und verließ dann ohne ein weiteres Wort das Zimmer. —

Eine Viertelstunde später fuhr sie an Pater Benedetto's Seite im Automobil davon. Solange die Maschine sich durch die engen verkehrsreichen Straßen Roms unter fortwährenden Warnungssignalen zu winden hatte, war ein Gespräch ausgeschlossen; doch auch nachdem die freie Landstraße erreicht war und das Auto mit voller Fahrtgeschwindigkeit dahinflog, stand der alte Kapuziner davon ab zu sprechen, und Ave war ihm dankbar dafür. Mit geschlossenen Augen lehnte sie in der Ecke ihres Sitzes, den vor Staub und scharfen Luftzug schützenden Schleier vor dem Gesicht, aber ihre rastlos sich bewegenden Hände verrieten dem alten Menschenkenner an ihrer Seite, daß ihre Seele sich in einem Aufruhr befand, den Rosalba Orlandis trauriges Schicksal allein unmöglich entfesselt haben konnte.

Das Automobil hielt auf dem kleinen Marktplatz des Dorfes Rocca del Serpe an, und neugierig von den sofort zusammengeraunten Bewohnern betrachtet und begrüßt, schritten die beiden stummen Reisegefährten schweigend nebeneinander den Saumpfad zum Kastell hinauf. Das große Portal oberhalb der in den Fels gehauenen breiten Freitreppe war fest verschlossen, und der schwere, bronzene Klopfer, den Pater Benedetto hart auf die eisenbekleideten Torflügel fallen ließ,

wedte in der riesigen Halle dahinter ein dröhnendes Echo. Danach mußte das Signal wiederholt werden, ehe nach geraumer Zeit Schritte sich hören ließen und Orlandi verstört, vergrämt, um Jahre gealtert aussehend, das Tor öffnete.

„Die Signora Principessa!“ stammelte er statt des korrekten Grußes, dessen Unterlassung ihm gar nicht bewußt schien.

„Ich komme, um nach Rosalba zu sehen. Wie geht es ihr?“ fragte Awe.

„Misericordia! Wie es ihr geht!“ schluchzte der Mann fassungslos. „Sie hat den Verstand verloren, die ganze letzte Nacht hat sie getobt und geschrien, sie habe den Herrn Principe erschossen! Sie, die ihn so geliebt hat — trotz allem, was er ihr angetan! — Altezza halten zu Gnaden — ich hätte das nicht sagen sollen!“

„Es macht nichts — ich weiß ja alles,“ fiel Awe beruhigend ein. „Ich bin gekommen, sie zu beruhigen! Wo ist sie? Führen Sie mich zu ihr.“

„Dio mio! Ich weiß nicht, wo sie ist!“ stöhnte der alte Mann.

„Nehmen Sie sich zusammen, Orlandi,“ rief Pater Benedetto rauher als er es meinte, denn er war selbst erschrocken; aber die Mahnung hatte wenigstens den Erfolg, daß der Kastellan zu sich kam.

„Sie war gegen Morgen eingeschlafen, wenigstens schien es uns so, Tonio und mir, denn wir waren die ganze Nacht bei ihr, weil sie sich sonst etwas zu leid getan hätte,“ berichtete er gefaßter. „Das Kind hatten wir zu einer Frau ins Dorf hinabgebracht, eine gute, ehrliche Seele, denn wozu sollte es seine Mutter so — so schrecklich verändert sehen, das arme, unschuldige Lamm? Also, Rosalba schien eingeschlafen, und wir

schlichen uns leise hinaus. Nach einer Stunde ging ich, um nachzusehen, ob sie noch schlief. Weg war sie! Alle Sachen durchwühlt, herumgeworfen im Zimmer, wie Kraut und Rüben durcheinander am Boden, aus Schublade und Schrank herausgezerrt, als ob sie etwas gesucht hätte. Aber es fehlte nichts. Und fort war sie. Das Portal war zu, innen verriegelt. Doch was will das sagen? Sie kennt ja alle geheimen Ausgänge, besser noch als ich. Und die ich kenne, waren alle innen verwahrt und geschlossen. Das ganze Schloß haben wir durchsucht — vergebens. Ich konnte nicht mehr — nach dieser Nacht, nach dem Schrecken, — ich habe mich niedergelegt und bin wohl eingeschlafen und habe Altezza vor der Thür warten lassen wie eine Bettlerin —“

„Die Frau Principeffa macht Ihnen keinen Vorwurf für etwas, das ja ganz natürlich ist,“ schnitt Vater Benedetto seine Entschuldigung ab. „Wenn Ihre Tochter die Ausgänge nicht benützt hat, dann muß sie sich im Schlosse verborgen haben und ich werde Ihnen suchen helfen. Wir werden sie schon finden. Lieber Himmel, in einem Bau von diesem Umfang kann man ohne eine geregelte Umschau so schnell nicht überall hinkommen. Ein Fenster war nicht offen, das vermuten ließe, als ob sie —“

„Nichts, Reverendissimo. Es ist alles geschlossen, die Läden zu,“ sagte Orlandi traurig. „Madonna, was hatten wir zu tun, sie von den Fenstern zurückzuhalten. Er steht draußen und winkt mir — ich muß zu ihm!“ schrie sie nur immerzu. Womit sie mit Euer Altezza gnädigster Erlaubnis und Entschuldigung den Herrn Principe meinte, daß es uns zuletzt selbst anfang zu grausen —“

„Vater — Vater!“ tönte eine atemlose Stimme aus

der Tiefe der Halle, an deren Eingang alle noch standen.

Orlandi horchte auf. „Tonio!“ rief er mit vor Erregung tonloser Stimme. „Hast du sie gefunden?“

„Dio di Dio! Die Frau Principessa!“ brachte Tonio nur hervor, verschmukt, bestaubt und verrußt aussehend, als hätte er die Vermißte auch in den Raminen gesucht, indem er vor der unerwarteten Gruppe stillstand.

„Ja, ich bin's! Ich bin gekommen, um nach Ihrer Schwester zu sehen!“ rief Awe vor Ungeduld und Aufregung zitternd. „Ist — ist sie da? Mein Gott, so sprechen Sie doch!“

„Ich weiß nicht, ob sie da ist,“ stotterte Tonio. „Ich wollte nur sagen, daß Licht in der Kapelle ist. Ich sah im Vorübergehen den Schein im Schlüsselloch. Aber die Tür ist zugesperrt —“

„Unsinn! Es ist ja gar kein Schlüssel da!“ fiel Orlandi ein. „Der ist schon lange verloren oder verlegt, und seitdem der Schlosser die Tür aufgemacht, hat kein Mensch mehr daran gedacht, die Kapelle zu verschließen! Und darum ist es uns gar nicht eingefallen, in der Kapelle zu suchen.“

„Nun, so werden wir das jetzt nachholen,“ entschied Pater Benedetto, und die Halle durchkreuzend, stand die kleine Gruppe in kürzester Frist vor der Tür, in deren großem, leerem Schlüsselloch zweifellos ein Lichtschimmer sich widerspiegelte, und ein Blick durch das Schlüsselloch stellte fest, daß in der Kapelle das elektrische Licht der Wandleuchter und des Deckenlüsters brannte.

Die Tür aber war in der Tat verschlossen, wie eine angestellte Probe ergab.

„Ist innen ein Riegel?“ fragte Pater Benedetto, und als die Orlandi dies verneinten, drückte er die

Klinke herab und stemmte seine mächtigen, vom Alter ungebeugten Schultern gegen den rechten Türflügel, der langsam, aber ohne sonderliche Gewalt unter dem Drucke wich, und zwar mitsamt der Bank, die von innen davorgeschoben worden war.

Sie ganz zur Seite zu schieben, war nun eine Kleinigkeit, aber sie, die allein nur diese Barrikade verursacht haben konnte, war nicht zu sehen. Die Kapelle war leer, leer die kleine Sakristei hinter dem Altar, geschlossen die überdies vergitterten Fenster, und ratlos sahen die vier sich an.

„Da!“ flüsterte Tonio mit einem Male und streckte den Finger gegen die geschlossene Tür neben dem Altar aus. „Der Schlüssel steckt! Warum sind wir nur darauf nicht gekommen? Sie stieg ja jeden Tag hinab zu — zu seinem Sarge. Sie ist in der Gruft!“

Ave wich unwillkürlich zurück. Nie wieder hatte sie diese Gruft mehr betreten wollen seit jenem Morgen, an dem sie mit Rosalba hinabgestiegen war, aber sie bezwang sich mit Gewalt, denn sie hatte eine Mission zu erfüllen; ihr sanftes Wort konnte vielleicht die Unglückliche aus der Stätte herauslocken, in die es sie auch noch in ihrem Wahn getrieben.

Die anderen mit einer Handbewegung fortweisend, ging sie schnellen Schrittes der Tür zu und öffnete sie.

Auch auf der Treppe waren alle elektrischen Lampen aufgedreht und von unten strömte heller Lichtschein herauf. Aber nichts regte sich, kein Laut drang aus der Tiefe der letzten Stätte der Domiziani.

„Rosalba!“ rief Ave.

„—alba!“ antwortete das Echo. Und sonst nichts.

Da schob Pater Benedetto Ave sanft, aber entschieden zur Seite. „Ich gehe voraus,“ sagte er mild. „Sie ist vielleicht ohnmächtig oder — oder sonst kein

Anblick für Sie, meine Tochter. Bleiben Sie droben. — Sie auch, Orlandi!“

Aber Awe ließ sich nicht zurückhalten, sie folgte dem Vorausschreitenden auf dem Fuße, und als sie um den zweiten Absatz der Treppe bogen, stieß sie einen lauten Schrei aus und umklammerte mit beiden Händen den Arm in der rauhen Rutte des Kapuziners, der sie verständnislos ansah.

„Dort — dort!“ rief sie außer sich. „Sehen Sie nicht, daß die Tür offen, die Schranke entfernt ist? Sie hat sich in den Speco hinabgestürzt!“

* * *

Awe und Pater Benedetto waren wieder auf dem Rückweg nach Rom. Es war aber keine stumme Fahrt mehr, denn von beiden Seiten war die Zurückhaltung gewichen, das lastende Schweigen genommen.

Nachdem Awe, in Rom angekommen, den Kapuziner-general vor seiner Klosterpforte abgesetzt und dann zu ihrem eigenen Hause zurückgekehrt war, zögerte sie einen Augenblick mit dem Aussteigen, indem sie durch das andere Fenster auf den in der Abendsonne wie vergoldeten Palazzo Domiziani herüberblickte, dessen Wände aus Travertinstein in dem scheidenden Glanz wie von innen durchglüht ausfahen.

„Ich möchte wissen, ob der Principe von Rocca de' Serpi zu Hause ist,“ sagte sie zu dem Lakaien, der an dem geöffneten Schlage stand.

„Er ist hier,“ antwortete die Stimme des Principe hinter ihr. „Ich war auf dem Wege zur Stadt, als ich sah, daß Ihr Auto dort um die Ecke bog, und dachte mir, ich könnte nun gleich fragen, welche Nachrichten Sie mitbringen.“

„Treten Sie einen Augenblick ein, Vetter,“ er-

widerte Ave freundlich. „Ich bin sehr, sehr müde — mehr als müde; es liegt mir daran, Ihnen kurz zu sagen, was ich bringe.“

Sie war nicht in der Stimmung, Kleinigkeiten zu beachten, aber nicht ohne einen scharf eingezogenen Atemzug, ein festes Zusammenpressen des Mundes mußte sie notgedrungen bemerken, daß der ‚Vetter aus Amerika‘ sie ruhig aussteigen ließ, ohne ihr zu helfen, ihr seinen Arm nicht bot beim Hinaufsteigen der kurzen Treppe zum Eingang. In der Halle angekommen, machte sie eine Bewegung nach der Tür des Empfangszimmers, das er ja kannte, und ging ihm voraus.

Nachdem sie ihm darin gegenüberstand, sagte sie ohne jede Einleitung: „Rosalba Orlandi ist tot. Sie hat sich im Wahn, in ihrem gestörten Geist in die furchtbare Tiefe des Speco von der Gruft aus gestürzt. Es war — es ist unmöglich, in den Abgrund einzubringen —“

„Ich weiß!“ unterbrach er sie mit einer abwehrenden Handbewegung. „Unsere Väter haben dafür gesorgt, daß dort keiner mehr herauskommt. Ich werde die Tür vermauern lassen, was längst hätte geschehen sollen. So mußte die Arme enden! Nun, das ‚wie‘ läßt wenigstens keinen Zweifel daran, daß ihr Geist umnachtet war.“

„Und vorher hat sie ihren Brautschleier und ihren welken Kranz von Orangenblüten auf Nelios Sarg gelegt,“ sagte Ave leise und konnte es nicht hindern, daß ein paar schwere, heiße Tränen über ihre Wangen rollten.

„Ist sie bis zuletzt bei ihrem Wahne, ihn getötet zu haben, geblieben?“ fragte Aristide mit sonderbarer Betonung.

Da sah ihn Awe mit ihren tränenschimmernden Augen voll an. „Es war kein Wahn — wir haben aber den Vater und Bruder dabei gelassen,“ sagte sie ruhig. „Nelio ist durch keinen Zufall gefallen, sondern durch Rosalbas Hand.“

Don Aristide, der unerschütterliche Don Aristide fuhr zurück wie gestochen.

„Ja,“ wiederholte Awe, „es ist wahr. Scholastika hat es gesehen — sie wird es Ihnen sagen können. Ich glaube wenigstens — nein, ich bin sicher, daß sie es gesehen hat. Rosalba kam, als ich mit Nelio in der Galerie war, plötzlich hereingestürzt. Sie war in einer furchtbaren Aufregung, und ich glaube jetzt, daß ihr Geist in dieser Stunde schon sein Gleichgewicht zu verlieren begann. Es wäre kein Wunder gewesen — ein Wunder ist's nur, daß ich heil geblieben bin. Ich sagte Ihnen ja schon, daß Nelio während unseres letzten Beisammenseins ein grausames Vergnügen darin gefunden hat, mit seiner Schußwaffe vor mir herumzufuchteln, besonders nachdem er sah, daß es mich nervös machte. Ich glaube aber immer noch nicht, daß er mir etwas Ernstliches antun wollte, schon weil das gefährlich für ihn hätte werden können, ich glaubte es auch damals nicht, ich blieb ganz ruhig und erwog das, während er sprach. Aber ich konnte es nicht verhindern, mit einem unwillkürlichen Schrei zurückzuweichen, als er mir den Revolver plötzlich dicht vor die Augen hielt. Dieser Schrei hat Rosalba hereingebracht. Sie stürzte auf Nelio zu und riß ihm die Waffe aus der Hand, ehe er es noch verhindern konnte — überrascht wie er war. Was sie ihm zurief — ich habe nur noch eine ganz unklare Erinnerung daran, und dann unterbrach er sie mit einem schrecklichen Wort, auf das sie mit dem Schuß antwortete. Und als er zusammenbrach, warf

sie den Revolver fort und klammerte sich fest an mich an — und so fanden sie uns. — Es war keine Überlegung, ein Impuls des Erbarmens war es, der mich zu sagen zwang, daß ein Unglück geschehen war, ein Zufall Nelio getötet hätte. Ich weiß heute, daß ich keine Lüge damit ausgesprochen, denn der Schuß war nicht bedacht, nicht angelegt, nicht gezielt, vielleicht überhaupt ganz unbewußt losgedrückt worden. — Wer hätte das aber geglaubt? — Gerade wie ich unbewußt handelte, als ich die Unglückliche durch mein Wort schützte, ohne auch nur die für mich daraus erwachsenden Folgen zu ahnen. Darüber hat mich erst die Überlegung belehrt und — was Sie mir hinterbrachten, Vetter. Ich weiß wohl, warum Sie es taten: um ein Geständnis aus mir herauszulocken. Ich aber mußte meinem Wort, mußte Rosalba treu bleiben und die Folgen tragen. Was das für mich bedeutet hat, das weiß ich allein, das können Sie gar nicht ermessen! Meine einzige Furcht war nur Scholastika: ob sie sich nicht verpflichtet fühlen würde, auszusagen, wovon sie Zeuge gewesen sein muß, falls ihr Anfall ihr nicht das Bewußtsein vor dem Ende Nelhos geraubt. — Ich habe bisher nicht gewagt, das Thema vor ihr zu berühren, sondern mich abwartend verhalten. Aber wenn sie erst einmal erfährt, was Sie für notwendig hielten mir zu sagen, wenn sie erst weiß, daß die öffentliche Meinung den Verdacht, den Sie zu teilen scheinen oder doch schienen, auf mich lenkt — dann wird keine Macht der Erde sie davon zurückhalten, auszusagen, was sie gesehen haben muß. Jetzt fürchte ich das nicht mehr und will die Folgen meiner falschen Aussage mutig tragen in dem Bewußtsein, daß ich damit eine gute Tat beabsichtigt hatte.“

Aristide hatte bewegungslos zugehört, und auch als

Ave mit einem tiefen Atemzuge schwieg, sagte er zunächst kein Wort, sondern zog sein Taschentuch heraus und schneuzte sich geräuschvoll. Dann aber gab er sich einen Ruck und streckte die Hand aus. „Ave, mein Kind!“ sagte er mit bewegter Stimme.

Ave zögerte einen Augenblick, aber auch nur einen, und legte dann mit ihrem schönen Lächeln, das so selten bei ihr geworden war, ihre Hand in die hingehaltene Rechte des Veters. „Ich danke Ihnen für die Ehrenerklärung, die Sie mir mit diesem Namen geben,“ sagte sie gerührt und ohne Rückhalt. „Ich dachte schon, Sie glaubten mir nicht, und eben jetzt weiß ich auch, daß mir das wehe getan hat. Ich sehe ein, daß Sie es sehr gut gemeint haben — aber ein Original sind Sie doch, würdig meiner guten alten Scholastika, die mich droben mit Sehnsucht erwarten wird.“

„Lassen Sie sie noch einen Augenblick länger warten,“ fiel Aristide lachend ein. „Das wird ihrem Wortschatz nur neue Nahrung geben. Ich will auch nur noch sagen, daß die Folgen Ihrer — hm — jawohl, Ihrer heldenmütigen und großmütigen Tat nicht schlimm sein dürften. Wir müssen die Sache — Ihre wegen und um der Ehre unseres Namens willen — natürlich bekanntmachen, aber ich denke, man wird Sie verhören — das ist alles. Hatten Sie wirklich den Mut, den Verdacht auf sich sitzen zu lassen?“

Ave schlug die Augen nieder. „Vetter,“ sagte sie leise, „ich gestehe, daß es hart, daß die Versuchung fast größer war, als ich meinte gegen sie kämpfen zu können, namentlich weil — weil ich doch noch nicht jenseits aller irdischen Wünsche bin. Aber ich hoffe, daß ich sie im Hinblick darauf, daß Rosalba viel unglücklicher war als ich, überwunden hätte. Sie sehen, ich bin

ehrlich und bekenne, daß ich nur gehofft hatte — nicht, daß ich meiner sicher war.“

„Das hätte ich Ihnen auch gar nicht geglaubt, weil es einfach eine Selbsttäuschung wäre,“ erwiderte Aristide ohne Umschweife. „Es ist mir lieber, daß Sie sich Ihrer Menschlichkeit bewußt sind. Paßt ganz in Ihr Charakterbild. Well, ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen und will Sie jetzt nicht länger der von mir hochgeschätzten Miß Müller entziehen. Werde morgen wieder vorsprechen — mit Ihrer Erlaubnis, damit Sie mir nicht wieder den Palazzetto Vedovile an den Kopf werfen. — Macht nichts, freut mich ja, daß Sie auch Temperament haben können — und was für eins! Aber Sie bleiben — nicht wahr? — Und eh' ich's vergesse, oder falls ich nicht mehr dazu kommen sollte es zu sagen — ein Rat in aller Freundschaft: vertauschen Sie den Namen Domiziani, um all' die bösen Erinnerungen daran zu vergessen, sobald als möglich mit einem anderen. Es gibt noch viele schöne Namen in der Welt, besonders Vornamen. Wenn ich zum Beispiel einen Sohn gehabt hätte, so würde ich ihn Peter genannt haben. Es liegt eine gewisse Garantie für den Mann in diesem schönen Namen. — Empfehle mich, meine verehrte Base!“

Damit rannte er davon, als preßierte es ihm fürchterlich, und Ave sah ihm halb empört, halb gerührt nach, denn unter der rücksichtslosen Taktlosigkeit dieses Menschen schimmerte sein goldenes Herz doch allzu deutlich durch, als daß man ihm ernstlich etwas hätte übelnehmen können. —

Langsam stieg sie die Treppe hinauf. Sie war sehr, sehr müde, alle Nerven vibrierten in ihr von den geistigen Erregungen dieses ereignisreichen Tages, und eigentlich fürchtete sie sich jetzt vor einer Unterredung mit Scholastika.

„Centa, weißt du vielleicht, ob die Signorina schon schläft?“ fragte sie ihre Kammerfrau, als diese ihr Hut und Mantel abnahm.

„Sie schläft noch nicht; der deutsche Conte ist schon seit mehr als einer Stunde bei ihr,“ erwiderte Centa mißbilligend. „Man hat der Signorina darum auch nicht gemeldet, daß Altezza zurückgekehrt sind.“

„Oh — das ist recht. Man sage ihr auch nichts, bis der Herr Graf fortgegangen ist,“ befahl Awe hastig und trat dann in ihren Salon, in dem die Schatten des Abends sich in den Ecken zu sammeln begannen, während draußen der Himmel in dem goldroten Prachtgewande des römischen Sonnenunterganges flammte, der die zahlreichen Gebäude aus Travertin in eine Purpurglut taucht, die Schatten purpurn und violett färbt und die Umrisse der Pinien und Palmen wie mit einer scharfen Feder auf einen Hintergrund von Perlmutter zeichnet.

Der Widerschein der schon matter werdenden Beleuchtung der Wände des Palazzo Domiziani fiel noch auf Awes blaßes Gesicht, als sie in der Mitte ihres Salons stand und versuchte, die Gedanken in ihrem übermüdeten Gehirn zu ordnen. Aber weder das nicht auszudentende furchtbare Ende Rosalbas, noch ihre eigene Erlösung aus den Ketten eines unerträglich gewordenen Geheimnisses, durch das sie an ihre unglückselige Ehe durch einen eigenen schönen und edlen, großmütigen aber unüberlegten Impuls wie durch die Hand des Toten selbst gefesselt zu werden drohte, vermochten es, sie zu beschäftigen. Sie mußte nur zurückdenken an den Kampf, der ihre Seele durchbebt, und da sank sie in die Knie und versuchte es, Gott zu danken, der sie bewahrt hatte.

„Ich könnte ihm heute gar nicht unter die Augen

treten,“ dachte sie, „dazu muß ich mir erst Mut machen. Ach, ich wollte, er ginge endlich!“

Der Mensch spricht manchmal vor sich etwas als seinen Wunsch aus, während er gerade das Gegenteil meint; gewissermaßen als eine Autosuggestion, die im Grunde nichts ist, als eine Unehrlichkeit vor sich selbst. Ave hatte natürlich, wie jedermann, keine Ahnung, daß sie unehrlich gegen sich war, sie, die die Ehrlichkeit selbst anderen gegenüber war. Aber es kommen Augenblicke, in denen man sich gern einreden möchte, das zu wünschen, was man sollte. —

Peter v. Winded sagte, als Ave ihren Wunsch dachte, Scholastika gerade gute Nacht, während er für sie klingelte. Und so hörte er noch von der herbeigekommenen Centa, die gern selbst die alte Freundin ihrer Herrin bediente, daß die letztere längst zurück sei und daß der mitgefahrene Diener drunten erzählt habe, Rosalba Orlandi sei tot.

Winded wechselte mit Scholastika einen Blick, drückte ihr die Hand und verließ sie. Aber er ging nicht die Treppe hinab, sondern, ohne sich lang zu besinnen, an die Tür des Salons, wo er zwar anklopfte, aber, ohne eine Einladung abzuwarten, eintrat.

„Hier bin ich,“ sagte er mit großer Selbstverständlichkeit. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie zurückgekehrt sind, wäre ich schon eher zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, welch herzlichen Anteil ich an allem nehme, was Sie seit — seit jenem Unglückstage in Rocca del Serpe durchgemacht. Ich mußte Ihnen das sagen — es hätte mich nicht schlafen lassen. Scholastika hat mir nämlich alles erzählt, was sie in der Galerie miterlebt hat. Sie bekam die Lähmung ja erst, als der verhängnisvolle Schuß fiel. Denken Sie nur, welches Glück es war, daß die Angst vor dem Principe die

arme Domina gerade dahin führen mußte, wo sie ihn finden sollte, und daß sie, die sonst so Tapfere, sich vor ihm versteckte, ‚bis er gegangen sein würde‘. Denn wenn sie ausnahmsweise nicht einmal Furcht gehabt hätte, dann wäre kein Zeuge dagewesen, der bereit ist zu beschwören, mit welcher beispiellosen Großmut Sie die arme Rosalba vor den Folgen ihrer Tat geschützt haben, wenn schon die irdische Gerechtigkeit sie sicherlich freigesprochen hätte. Das aber verkleinert nicht im geringsten in meinen Augen Ihre reine, selbstlose Absicht, und ich bin stolz darauf, das Recht zu haben, Ihnen das sagen zu dürfen!“

Ave, stumm vor Überraschung über Windedes plötzliches Erscheinen, stand vor ihm mit großen, flehenden Augen, abwechselnd rot und blaß werdend. Doch als er schloß, hob sie abwehrend die Hände in die Höhe. „Es war sehr unrecht von Scholastika, Ihnen alles das zu sagen, was sie mir selbst noch nicht einmal mitgeteilt hat,“ rief sie mit schwankender Stimme, aber mit wachsendem Mut. „Doch es ist geschehen und erspart mir eine lange Erzählung, die mir sehr schwer und schmerzlich gewesen wäre. Was sie Ihnen aber nicht gesagt hat, weil sie es hoffentlich nicht weiß, ist, daß man in Rom auf mich als die Täterin deutet —“

„Wer hat Ihnen denn das hinterbracht?“ fiel Winded empört ein.

„Ah — also wissen Sie es schon!“ sagte Ave leise. „Natürlich — wie hätten Sie es nicht erfahren sollen? Und — haben Sie es geglaubt?“

„Ave!“ erwiderte er vorwurfsvoll. „Diese Frage ist ja fast eine Beleidigung! Und selbst wenn’s wahr wäre — es gibt Taten, die in zwingender Konsequenz der Umstände geschehen, des Täters Hände nicht beflecken und ihn in den Augen derer, die an ihn glauben,

nicht herabssetzen können. Sie betrüben mich, Ave, denn ich hatte gehofft, daß Sie davon überzeugt wären, wie fest und unerschütterlich ich an Sie glaube.“

„Peter —!“ Ave hielt den Ausruf, der ihr mit elementarer Gewalt aus dem Herzen auf die Lippen drang, halb zurück und sagte dann mit Anstrengung: „Graf Windeck, dieses Gerücht, selbst wenn es offiziell zurückgenommen werden sollte, ist natürlich eine unübersteigbare Schranke zwischen — zwischen uns beiden geworden. Sie werden in Ihrem Berufe keine Frau heiraten dürfen, von der die Leute sich zuflüsteren: ‚Ach, das ist die, von der man gesagt hat — — wer weiß, ob’s nicht dennoch wahr ist und man die Sache wegen des großen Namens nur so gedreht oder vertuscht hat —‘ Ich höre sie ordentlich so reden, die lieben, unersättlichen Lästereien! Und selbst, wenn Sie sich darüber hinwegsetzen und meinerwegen Ihren Beruf aufgeben wollten, so würde ich dieses Opfer nie annehmen, denn die Stunde der Reue würde doch eines Tages über Sie kommen. Und so sage ich Ihnen denn Lebewohl —“

„Verzeihung — dazu gehören zwei,“ unterbrach er sie seelenruhig. „Es fällt mir gar nicht im Traume ein, Ihnen Lebewohl zu sagen oder meinen Beruf aufzugeben und mich auf eine kommende Reue vorzubereiten. Sie halten meine Behörde für wesentlich engherziger, als sie tatsächlich ist, und den eigenen Wert darf man schon ein wenig höher einschätzen, als Sie es tun, ohne deswegen arrogant zu sein. Herrgott, und wenn wir erst anfangen wollen, uns um die Lästereien zu kümmern — da hätten wir viel zu tun! Also mit diesen Gründen ist nichts gegen mich auszurichten. Ich wanke und weiche nicht — wozu hieße ich sonst Peter?“

Ave schüttelte mit einem trüben Lächeln den Kopf. „Es ist Schwäche, einfach nachzugeben, nur weil einem seine Gründe nicht anerkannt werden,“ sagte sie leise. „Und diese Schwäche, zu der ich mich bekennen muß, zwingt mich zu einem Bekenntnis, das mir sehr, sehr schwer wird —“

„Dann lassen Sie es unausgesprochen!“

„Das darf ich nicht, denn dann würden Sie mich für besser halten, als ich bin. Wenn ich je Ruhe in meiner Seele finden soll, so müssen Sie wissen, daß ich — daß ich tatsächlich geschwankt habe, ob ich Rosalba preisgeben oder Sie mit meinem Geheimnis hintergehen sollte! Das eine wie das andere wäre eine feige Niederträchtigkeit gewesen, und die Wage neigte stark, sehr, sehr stark dem letzteren zu. Mehr noch: ich war schon so weit, zu wünschen, Scholastika möchte nie wieder sprechen oder schreiben können, nur damit Sie nicht erführen, daß ich die Mörderin für meines Gatten Mörderin war! So zwischen Pflicht, Recht und Erbarmen hin und her schwankend habe ich einen Kampf mit allen guten und bösen Geistern hinter mir, gegen den meine schreckliche Ehe ja fast noch ein Paradies war, weil ich da nichts zu verbergen hatte. Und ich habe nicht einmal in diesem Kampfe siegen können — Rosalba Orlandis schrecklicher Tod hat für mich entschieden. Sie mögen ja recht haben, daß man sie freigesprochen hätte — nicht auf mein, sondern auf Scholastikas Zeugnis hin, aber wer erwägt das in einem solchen Augenblick? Später konnte und wollte ich von meinem Worte nicht zurücktreten, und damit kam der Kampf, den ich so schmachlich bestanden.“

Ave wandte sich nach dem letzten Worte ab und beugte sich über eine Blume auf einem Tische, ohne zu wissen, was sie tat. Winded sollte aber nicht sehen,

wie ihr die Tränen in die Augen schossen, und dann, dachte sie, wurde es ihm leichter gemacht, still hinauszu-
gehen, wenn sie ihn nicht ansah.

Aber Winded dachte gar nicht daran, hinauszugehen, weder still noch geräuschvoll. Er stand wohl ein paar Sekunden lang regungslos und sah mit sehr verdächtig schimmernden Augen auf die schlante Gestalt mit dem blaßgoldenen Kopf, der sich, selbst wie eine Blume, auf den grünen Blätterbusch im bronzenen Kübel beugte, und dann stand er plötzlich neben ihr und schien sich auch für dieselbe Pflanze zu interessieren.

„Liebe, liebe Ave,“ murmelte er in die Blätter hinein, „notwendig war dieses Bekenntnis zwar nicht, aber es hat Sie mir noch tausendmal lieber und achtungsgebietender gemacht. Und es hat hoffentlich gründlich und für immer die Gespenster vertrieben, die sich zwischen Ihre süße Person und das lange Ich von Scholastikas geliebtem Peter drängen wollten, der sich übrigens gar nicht so leicht und einfach hätte verdrängen lassen, weil er fest entschlossen war, Scholastikas geliebte Ave zu seiner eigenen zu machen. Unter diesen Umständen kann ich mit bestem Gewissen nur den Rat geben, Ihre Machtlosigkeit gegen das Schicksal einzusehen und einzugestehen, und nach Aristides Rezept Zeit zu sparen, indem Sie sobald als es eben möglich ist, der Domina Scholastika Gelegenheit geben, Kränzeldjungfer bei unserer Hochzeit zu spielen!“

Wenn die Sonne früh am Horizont auftaucht und die Morgendämmerung ihrem siegreichen Glanze weicht, so kann dieses täglich neue, wunderbare Schauspiel nicht glorreicher sich vollziehen, als der Sonnenaufgang, den Winded's Worte in Aves Seele hervorbrachten. Was als Dunkel über ihr geschwebt, bang, lastend, blutig — es schwand dahin unter der Sonne

des Glücks, die einige wenige, kunstlose und doch so aus ganzem Herzen, aus tiefster Seele kommende Worte am bleischweren Horizont ihres getrüben Daseins mit unbeschreiblichem Glanze hervorgezaubert. Verwandelt, aufblühend aus Gram und Leid stand sie vor ihm, siebenmal schöner als sie je gewesen, weil das Glück, das helle, so heißersehnte Glück aus ihren wundervollen Augen leuchtete, daß es ihr etwas fast Überirdisches gab, auf das Winded wie auf eine Offenbarung mit jenem ehrfurchtsvollen Schauer herabbligte, den nur gute Menschen zu empfinden vermögen.

Mit einem seligen Lächeln hielt sie ihm beide Hände hin. „So bin doch ich es, an der die Domiziani-Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist,“ sagte sie sinnend. „Eine Fürstin von Rocca de' Serpi wird den Smaragd des Honorius wiederfinden, und danach wird sie durch einen Strom von Bitternissen, durch Feuer und Rauch gehen müssen und aus einem Schiffbruch am Strande der Seligkeit landen —“

Sie stockte und sah mit großen, feuchten Augen zu ihm auf.

Peter v. Winded aber breitete weit seine Arme aus und vollendete mit mühsam verhaltenem Jubel: „Und auf dem Strande der Seligkeit stehe ich, wartend auf mein Glück, und rufe ihm entgegen: Ave, carissima!“

E n d e.





Die Apachen.

Ein Pariser Roman von Fritz Levon.



(Nachdruck verboten.)

In die Räume des alten Amtsgerichts am Marktplatz zu Eisenach schlich sich allmählich das graue Dämmerlicht.

Es ging zwar erst auf sechs Uhr, und die Hochsommerfenne lag noch draußen über den Bergen, aber dieser dicht umbaute Winkel wurde eigentlich niemals recht hell, am wenigsten in der nach Norden gelegenen Gerichtschreiberei, wo „Knecht Ruprecht“ sein Reich aufgeschlagen hatte.

Altuar Ruprecht Linde hieß er von Amts wegen, aber die jungen übermütigen Referendare hatten ihn mit dem anderen Namen getauft; er wußte es auch und trug die Bezeichnung in stiller Resignation.

Wie so vieles andere.

Mit diesen alten Altuaren des Großherzogtums hatte es ein besonderes Bewandtnis. Sie waren studierte Leute und hatten vor vielen Jahren auch das richterliche Examen bestanden, aber mit einer Note, die sie nicht zum Justizamtmann aufrücken ließ. Sie wurden dann Altuare und standen so gewissermaßen in der Mitte zwischen Bureaubeamten und Richtern, das heißt, sie wurden bald so, bald so beschäftigt, kamen aber niemals zu einer vollkommenen Selbständigkeit.

Linde stammte aus dem Jahrgang 1868. Damals machte er mit fünfundzwanzig Jahren den Assessor zweiter Klasse oder den Auktulator, wie es damals hieß, und dann trat noch einmal die große Frage an ihn heran — am 1. Oktober 1879, als das Reich die neue Justizorganisation brachte.

Man wollte den Aktuaren wohl und verlangte von ihnen nur die Erfüllung einer Form; sie sollten sich noch einmal prüfen lassen, ohne viel wissenschaftlichen Ballast, und dann stand ihnen eine Richterstelle in Aussicht, im anderen Falle aber nur der Posten eines Gerichtschreibers.

Einige kniffen die Augen zu und taten den großen Sprung; man ließ sie natürlich nicht durchfallen, und sie kamen als Amtsrichter ins Eisenacher Oberland, wo Wolf und Fuchs einander Gutenacht sagen.

Anderere waren zu verzagt oder zu gewissenhaft oder zu stolz, um eine Gnade anzunehmen, und Knecht Ruprecht gehörte zu diesen unpraktischen Leuten. Er hatte ein wenig von allen drei Eigenschaften und wurde infolgedessen Gerichtschreiber bei dem Amtsgericht Eisenach.

Den Aktuartitel ließ man ihm natürlich, aber im übrigen mußte er jetzt Register und Kalender führen, bei den Verhandlungen protokollieren und Anträge aufnehmen; von einer juristischen Tätigkeit war nicht mehr die Rede.

Die Gehaltsverhältnisse waren mehr als knapp. Selbst die Richter stiegen mit wenigen Ausnahmen nicht über viertausendfünfhundert Mark, Aktuar Linde aber war froh, als er endlich nach vielen Jahren die märchenhafte Summe von dreitausendundzweihundert erreichte.

Er hatte inzwischen geheiratet, war Vater eines

Sohnes und Witwer geworden, und an diesem Hochsommertag, der den Sonnenglanz der Wartburg von dem düsteren Justizgebäude aussperrte, an diesem 1. Juli feierte er seinen fünfundsiechzigsten Geburtstag.

Mit dem Ausfüllen eines Geschäftskalenders feierte er ihn, eines Ungetüms, das elf Rubriken hatte, und in jeder mußte eine welterschütternde Begebenheit verzeichnet werden.

Also will es der heilige Bureaukratius, über den der junge Linde so gerne spottete, obwohl er selbst in Jena saß und sich des Rechtsstudiums befließ.

An diesen einzigen Sohn dachte der Alte, während er mit einer zitterigen, aber peinlich sorgfältigen Handschrift Namen und Zahlen schrieb. Egbert haute nämlich die Zeilen ganz anders zusammen, es war da etwas Geniales darin und keine Spur von peinlich genauer Bureauarbeit.

Aber dennoch war Egbert der Stolz seines Vaters.

Auf dem Gymnasium war er immer obenan gewesen — mit Ausnahme natürlich in der Mathematik — und wenn auch die ganz alten Lehrer an seinen Aufsätzen den „Feuilletonstil“ tabelten, die jüngeren nannten ihn einen fixen Kerl und stellten ihm eine feine Laufbahn in Aussicht.

Die natürlich nur die Justiz sein konnte.

Für Knecht Ruprecht war das keine Kleinigkeit. Von seinen dreitausendzweihundert knapste er sich glücklich zwölfhundert ab, ein paar winzige Stipendien kamen auch noch hinzu, und so konnte Egbert nach Erfüllung der Militärpflicht die Universität Jena beziehen, von der die Sage geht, daß die Väter dort ihren letzten Pump bezahlen, wenn die Söhne den ersten anlegen.

Nun, bei Knecht Ruprecht war das freilich nicht

der Fall, der hatte sich seinerzeit ohne Schulden durchgehungen. —

Der Amtsdienere Jöä trat in das Zimmer und hatte eine Bestellung auszurichten.

„Der Herr Aktuar möchten doch mal zum Herrn Geheimrat kommen. Aber es wäre keine Protokollangelegenheit.“

Eine solche Botschaft war um diese späte Stunde etwas Ungewöhnliches. Allerdings pflegte der Geheime Justizrat Pistor, der seit Jahren die Dienstaufsicht führte, jeden Nachmittag auf dem Gericht zu sein, und die Bureaubeamten wußten ein Lied davon zu singen, aber dann bearbeitete er gewöhnlich Sachen, die keines Protokollführers bedurften, und er hatte das ja auch ausdrücklich sagen lassen.

Da zog Linde seinen Straßenrod an und ging durch den langen einsamen Korridor, denn der Chef hatte natürlich sein Zimmer in der Front, während Knecht Ruprecht sich mit einem Hintergeläß begnügen mußte.

Unterwegs fuhr ihm allerhand durch den Sinn.

Es war ja doch heute sein fünfundsiechzigster Geburtstag, und vielleicht hatten die Herren in Weimar ihm eine Auszeichnung zugebacht; der weiße Falte konnte es freilich nicht sein, denn den bekamen nur die Richter, aber man wußte da oben auch allerlei Titel, wenn auch andere, wie drüben bei den preußischen Nachbarn.

So zum Beispiel den „Assessor“, der gerade für die alten Aktuare einen besonderen Reiz hatte, denn er setzte sie doch wieder scheinbar in die früheren Rechte ein.

Pistor saß an seinem Arbeitstisch. Es war ein richtiger Diplomaten-schreibtisch, wie ihn in Eisenach nur noch der Landgerichtspräsident hatte — der freilich

aus Eiche, während dieser hier nur von billigem Tannenholz zusammengefügt war, aber er verlieh dem Raum doch den Eindruck eines Audienzimmers, wo mit gedämpfter Stimme und gemessener Handbewegung gesprochen wird.

Der alte Geheimrat machte auch einen sehr diplomatischen Eindruck. Nicht, wenn er aufstand, denn die Gestalt war nur klein und unansehnlich, aber das kluge, bartlose Gesicht und die kühlen grauen Augen hätten einem Minister gehören können. Dabei lag um die feinen Lippen noch ein Zug des Wohlwollens — heute scheinbar noch mehr als sonst.

„Nehmen Sie bitte Platz, Herr Aktuar,“ sagte er.

Dann kam eine Bewegung, die Linde ganz genau kannte. Pistor benützte noch den Streusand, wie so viele alte Herren, die das Neue nicht mögen, und wenn er anfang, mit der auch nicht mehr üblichen Hasenpfote die verstreuten Körner zusammenzufegen, dann bedeutete das ein knifflisches Thema, wie Schiller es mit dem „Bau der Ewigkeiten“ und dem „Streichen der großen Schuld der Zeiten“ angeschnitten hat.

Pistor gab sich einen Ruck. „Nach Ihren Akten sind Sie heute fünfundsiechzig Jahre alt geworden. Ich gratuliere zum Geburtstag.“

Wirklich, da lag es auf dem Schreibtisch, das große Geheimnis eines jeden Beamten: die Personalakten, in denen sich alles wie eine ewige Krankheit forterbt, aber der Patient erfährt niemals, was ihm fehlt. Und diese Akten waren sehr bickleibig, sehr abgegriffen und sehr verstaubt. Sie sahen so wüst aus wie ein vergessenes Grab, und Knecht Ruprecht fühlte sich in diesem Augenblick wirklich alt.

„Ich danke, Herr Geheimrat,“ entgegnete er. „Es waren viele bittere Kriegsjahre dabei.“

Der Chef nickte. „Sie hätten sich vielleicht anders gestalten lassen, Herr Aktuar — damals, als neunund-siebzig kam —“

Auch Knecht Ruprecht hatte eine Gewohnheit, die kam von den Nerven und stellte sich immer zur Unzeit ein. Dann begann der angegraute Schnurrbart zu zucken, und die Fliege an der Unterlippe kriegte das Krabbeln; es sah fast aus, als ob dieser alte Knabe mit den Tränen kämpfte.

„Es ist überwunden, Herr Geheimrat,“ sagte er etwas undeutlich.

„Nun ja — ich meine nur. Hätten Sie damals das Kinderspiel gewagt — mehr war das Examen ja doch nicht — dann säßen Sie heute irgendwo als Amtsrichter und hätten den großen Vorzug, den keine andere Beamtenklasse mit uns teilt: man könnte Sie nicht wider Ihren Willen in den Ruhestand versetzen.“

Damit war die Sache glücklich heraus, und die Hasenpfote wurde auch in den Ruhestand versetzt.

Aktuar Linde aber war plötzlich wie zu Stein geworden. Daß es hier nicht um Titel und Orden ging, hatte er freilich sehr schnell herausgekriegt, denn in solchen Fällen kam der Geheimrat hinter seinem Diplomatenschreibtisch hervor und nahm die große Pose ein. Aber: zwischen Sonnenschein und Regen liegen doch eine Menge Möglichkeiten, und wenn es das Rosenwölkchen einer kleinen mündlichen Anerkennung gewesen wäre.

„Was wirft man mir vor, Herr Geheimrat?“ fragte er mühsam.

„Nichts, lieber Freund. Sie haben eben das Alter erreicht, in dem Beamte — hm, ja — in dem Beamte pensioniert zu werden pflegen, denn der jüngere Nachwuchs will auch an die Reihe kommen. Ich habe den

Auftrag, Ihnen zu eröffnen, daß man höheren Orts für den ersten Oktober Ihre Versetzung in den Ruhestand in Aussicht genommen hat. Ich persönlich würde noch gerne Ihre ferneren Dienste in Anspruch nehmen, und ich bin daher bereit, Sie bei Ihrem Abschied für eine Auszeichnung vorzuschlagen. Als solche würde etwa der Assessorstitel in Frage kommen —“

Da fuhr dem alten Aktuar sein halbvergessenes Latein wieder in den Kopf. Assessor, das heißt zu deutsch Beisitzer an einer langen, grünverhangenen Tafel — das bedeutete also einen Menschen, der seine Stimme zum Wohl und Wehe anderer in die Wagschale legen soll.

Und Knecht Ruprecht lächelte ein bißchen wehmütig. „Dann werde ich wohl ein paar Genossen haben, Herr Geheimrat, die rechts und links neben mir sitzen: die Sorge und den Mangel —“

Die Glocken begannen den Feierabend einzuläuten, und Pfistor sah auf seine goldene Uhr, die stets nach der Sekunde ging.

„Sie werden ja eine auskömmliche Pension beziehen, Herr Aktuar. Genau vierundzwanzighundert Mark, pränumerando und in Monatsraten. Ich entsinne mich aus meiner Jugend, daß der Ruhegehalt Ihrer Klasse kaum die Hälfte betrug, und gar so erheblich haben sich die Werte seit jener Zeit doch nicht vermindert. Wenn Sie also von Sorge und Mangel reden, so ist das eine hypochondrische Grille, die ich dieser Stunde zugute halten will —“

Aber Linde schüttelte den Kopf. „Grillen werde ich erst fangen, wenn mir die Arbeit fehlt. Ich dachte auch nicht an mich selbst, Herr Geheimrat, ich dachte an meinen Sohn in Jena.“

Da schwiegen sie beide. Vor Jahren hatte einmal

ein Minister das Wort ausgesprochen, daß die Gehälter der Beamten nicht für eine Familie zugeschnitten wären. Der Mann ist lange tot, aber das Wort hat er gesagt.

Knecht Ruprecht lehrte in sein Amtszimmer zurück, obwohl die Dienststunden ihr Ende erreicht hatten und die anderen schon längst über Korridore und Treppen davongestürzt waren. Aber es zog ihn dahin. Diese gewaltigen Aktenstücke, die in Fächer verteilt bis zur Decke reichten, sie waren ihm sonst nicht gerade ans Herz gewachsen, denn er hatte ihnen nicht den kümmerlichen Geist und das dürftige Leben eingehaucht; er hütete sie nur, wie eine Bonne fremder Leute Kinder hütet. Aber heute konnte er sich nur schwer von ihnen trennen.

Bis zu dem endgültigen Auscheiden lief ja noch ein Viertelsjahr, das wurde indessen zu zwei Drittel von den Gerichtsferien ausgefüllt, wo nicht mehr geschrieben wird, als zu anderen Zeiten auch ausreichend wäre — und die paar Wochen davor und dahinter zählten kaum mit.

Also heute könnte sozusagen der Abschied eingeläutet werden, wie da draußen am Marktplatz die Glocken noch immer den Feierabend ankündigten, den Vorläufer der Mitternacht, wo alles ein Ende hat.

Und der Aktuar Linde setzte sich an seinen tintenbefleckten Tisch. Er konnte noch gerade so viel sehen, um den Geschäftskalender vollends auszufüllen, denn diese Arbeit durfte nicht auf morgen verschoben werden, sonst hätte es noch zum Schluß einen Fettsfleck in die Führungsliste geben können. Und dann wurde es dunkel — selbst die Wartburg da oben tauchte jetzt allmählich in die Nacht.

Zulezt kam Jock herein, der Diener und Hauswart. Es geschah wohl bisweilen, daß der Chef noch spät bei

der Lampe arbeitete, aber daß ein Sklave der Bureaustunden noch um acht Uhr abends und dazu ohne Licht seinen Platz behauptete, das hatte der Brave noch niemals erlebt, und er starrte die schwarze Gestalt an wie ein Gespenst.

„Sind Sie das wirklich und wahrhaftig, Herr Aktuar?“

„Nein,“ entgegnete Linde und griff nach seinem Hut, „es ist ein anderer. Es ist einer, der nicht mehr hierher gehört. Es ist ein Schatten. Gute Nacht.“

* * *

Auf zwei Tage hatte Linde sich Urlaub geben lassen — auf zwei ganze Wochentage dicht vor den Gerichtsferien. Es war eigentlich unerhört, aber das alte Amtsgericht fiel doch nicht ein, es hatte schon zu viel erlebt.

Und er fuhr nach Jena.

Über Erfurt und Weimar, die große Schleife, denn die in Eisenach waren Stiefkinder, sie lagen nicht an der Mutterbrust und wurden bisweilen auch stiefmütterlich behandelt.

Im Preußischen war es landschaftlich nicht so schön wie daheim, aber der alte Aktuar empfand doch ein leises Gefühl des Neides, denn er dachte an seine schwarzweißen Kollegen, und wie viel besser die es hatten.

Den gelehrten Assessoratitel belamen sie freilich nicht, aber der „Rechnungsrat“ war auch nicht zu verachten, und mit Wohnungsgeld standen sie sich um rund zweitausend Mark besser. Das war gerade die Summe, mit der Bruder Studio in Jena ganz gut auskommen konnte, wenn sie auch natürlich ebenso schreien und jammern wie alle Welt.

Zweitausend Mark waren in Jena immer noch ein Bazzen.

Als Weimar in Sicht kam, spürte Linde ein Krribeln in den Füßen. Wenn er ausstieg und ins Ministerium ging, wenn er das nervöse Gesichtszucken mannhaft unterdrückte und weniger mannhaft den Rücken bog — vielleicht hatten die Herren da oben doch ein Einsehen, denn man lebte ja in der Zeit der Humanität und der sozialen Fürsorge.

Aber da kam der alte Akademiker zum Durchbruch. Auf dem Burgkeller in Jena hatten sie von der Burschenschaftsfreiheit und dem breiten Stein gesungen — all die törichten Schwarmlieder, denen das Leben bald einen so bösen Knacks gibt, wenn es sie auch niemals ganz totmachen kann.

Und Ruprecht Linde sollte sich von den hohen vornehmen Herren sagen lassen, daß er es besser hätte haben können, wenn er nur zugriff damals, als die Stirnlacke des Glücks auch seine Hand streifte?

Da fuhr er an Weimar vorüber, und als die berühmte Rirschallee, die nach Jena führt, vor ihm auftauchte, da dachte er daran, daß mit großen Herren nicht gut Rirschen essen ist.

Denn man kriegt dabei nur die Steine.

Zum Reisen hatte der Aktuar niemals viel Geld übrig gehabt, und seit seiner Studentenzeit war er nicht mehr in Jena gewesen. Auf dem Bahnhof riß er die Augen auf, denn dieser Villenkranz um das „liebe alte närrische Nest“ mutete ihn fremd an; zu seiner Zeit hatten die Professoren zum Teil auf dem Hängeboden gewohnt, aber der Wissenschaft war daraus kein Strid gedreht worden.

Erst am Johannisstor kam das alte Bild wieder zu seinem Recht.

Da lag noch die „Rose“, wo die Professorentöchter mit den Studenten tanzten, da lag noch der Burgkeller,

vor dem die Buntmützen noch heute saßen wie ehedem — und Knecht Ruprecht ging schnell vorüber, denn er kriegte wieder das Nervenzucken ins Gesicht — gerade da, wo ein alter Schmiß saß. —

Marktplatz — Hannfried — Saalgasse!

Und nun begann Ruprecht Linde an den Häusern zu suchen. Bekanntlich heißt in Jena jeder dritte Mensch Tonndorf, sie sitzen in allen Ecken und in allen Gewerken, und zu einem Vertreter dieses berühmten Namens wollte auch der Aktuar, denn sein Sohn Egbert hatte sich bei dem Antiquar Tonndorf in der Saalgasse eine Bude gemietet — achtzig Mark das Semester, also nach den modernen Verhältnissen unterm Dach: vier Treppen, eine Leiter und dann noch den großen Klimmzug. Der Philister, der Antiquar, mochte aber wohl unten zu ebener Erde hausen, denn wenn die Studenten ihre Bücher verteilen wollen, dann muß es ihnen hübsch bequem gemacht werden — es ist noch kein Mensch mit vielen Büchern hoch gestiegen.

Er hauste aber sogar unter der Erde.

Aus dem Kellergewölbe, dessen Überbau den veräucherten Namen trug, drang ein muffiger Duft herauf und mischte sich mit dem Staubgeruch der Gasse; der Aktuar aber sog ihn ein, wie der müde Saul den Stallduft, denn das kam ihm bekannt vor, es erinnerte ihn an seine Altentammer.

Und da unten in der Erde, in dem „dumpfen Mauerloch“, da saß einer, der wie Faust ausah, wie der uralte Faust, wenn die Lemuren ihm das Grab messen.

Lang, hager, mit einer Ledertappe auf dem Kopf, und unter dieser ein Mumiengesicht; der Bart war ihm bis auf die Brust heruntergewachsen, und wenn man sich dieses weiße Gesträhn wegdachte, dann blieb für Wangen und Kinn eigentlich nichts übrig, denn die

gewaltige Hatennase beherrschte die ganze Physiognomie.

Das war Friß Tonndorf, oder der „Schmöckerfriß“, wie er zum Unterschied von dem berühmten Germar-friß genannt wurde, der am Ende der Saalgasse gewohnt hatte, aber damals schon lange zu den ganz Toten gehörte.

Er stand auf und wurde immer länger. Und dann redete er den Altuar, der eine Brille trug, in der üblichen Jenenser Art an: „Servus, Herr Doktor, womit kann ich Ihnen dienen?“

Linde nannte seinen Namen, und der Alte schob die Lederkappe in den Nacken. „Der Herr Studiosus wird sich unmenschlich freuen. Wenn Sie sich die paar Treppen hinaufbemühen wollen — meine Tochter Rätthe ist oben, und der Herr Studiosus wird ja wohl auch oben sein.“

Auf dem Wege über die „paar Treppen“ — es waren ihrer vier, und zehn Generationen hatten sie krumm getreten — auf diesem mühseligen Wege ging dem Altuar allerhand durch den Kopf.

Dieser Bücherwurm saß wahrscheinlich den ganzen Tag zwischen seinen Scharteten, denn er hatte einen einsamen Ausdruck in den Augen, jenen Witwerblick, den Ruprecht Linde zur Genüge kannte — und derweilen hausten der Musensohn und die Philistertochter da oben im Olymp.

Sie konnte ja schon bei Jahren sein, diese Rätthe, denn der Vater war es schon sehr, aber der Altuar hatte das ganz bestimmte Gefühl vom Gegenteil, denn in Egberts Briefen stand nichts von einer Rätthe geschrieben, und Heimlichkeiten hängen allemal der Jugend an.

Später werden dann Geheimnisse daraus.

Und dann schnurrte die Schelle.

Der Aktuar hatte das „Heideröschchen“ von Raulbach in seinem Zimmer hängen, es war ihm vor Jahren verehrt worden und ans Herz gewachsen — und diese großen jungen scheuen Mädchenaugen, die sich wehren wollen und dennoch ganz genau ihr Schicksal kennen, sie leuchteten ihm jetzt aus der Dämmerung des Korridors entgegen mit einem fremdartigen Ausdruck, der eigentlich gar nicht in die Mauern Jenas hineingehörte.

„Der Herr Kandidat —? Oh, der macht nur einen kleinen Bummel. Aber er wird ganz gewiß in einer halben Stunde zurückkommen, denn er ist immer sehr pünktlich. Wenn Sie ihn in seinem Zimmer erwarten wollen, so treten Sie, bitte, ein.“

Da saß der Aktuar nun wieder zum ersten Male seit vielen, vielen Jahren in einer Studentenbude, und zwar in einer vom alten Schlag, wie das zwanzigste Jahrhundert sie kaum mehr kennt, und er fühlte sich in seine Jugend versetzt, denn dieser alte wurmstichige Schreibtisch und dieses steinharte Sofa, diese gestreifte Tapete mit den vielen Stockflecken: sie hatten alle schon der vorletzten Generation gedient oder, nach Studentensemestern gerechnet, einer ungezählten Reihe von Generationen.

Auch die geringe Anzahl der Bücher fiel nicht auf.

Sie besitzen ja selten mehr als ein paar Bände, diese losen Vögel, und wenn nur im letzten Semester der Repetent seine Schuldigkeit tut, so klemmen sie sich schon durch das Referendarexamen — es kommt ja schließlich alles auf die praktische Übung bis zum Assessor an.

Aber hineinzuschauen in die Wissenschaft — dazu fühlte der Papa sich doch verpflichtet.

Rürschners deutscher Literaturkalender?

Im — das hing eigentlich ziemlich lose mit der Juristerei zusammen, höchstens daß ein paar Professoren darin verzeichnet standen.

Freitag's Technik des Dramas?

Ei, ei, die juristische Laufbahn ist zwar manchmal eine Tragödie, aber die entwickelt sich dann ganz von selbst und ohne technische Vorstudien — im übrigen mochte es ja ein vortreffliches Werk sein!

Die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Wie gewöhne ich mir einen guten Stil an? — Die schriftstellerische Laufbahn.

Ruprecht Linde gab es auf, die übrigen Titel zu lesen. Er setzte sich ganz sachte auf das harte Sofa, faltete die Hände zwischen den Knien und machte ein gemischtes Gesicht. Er wußte eigentlich selbst nicht, ob er lachen oder weinen sollte über diese seltsame Entdeckung, denn im Grunde genommen war er ja hierhergekommen, um seinem Sohne mitzuteilen, daß —

Wieder ein Klappen der Korridortür — ein Huschen über die knarrende Diele — ein Wispern und ein halblauter Ausruf.

Dann trat Egbert Linde auf die Schwelle der Studentenbude.

Ein forscher Kerl, das mußte ihm der Neid lassen, kein Duckmäuser, sondern einer von denen, die das Leben nehmen, wie es kommt. In seinen frischen und hübschen Bügen war keine Spur von jenem gedrückten Wesen, das alten Beamten oft eigen wird, die viel zu gehorchen und wenig zu befehlen haben — aber freilich, Egbert Linde zählte auch erst zweiundzwanzig Jahre, er war akademischer Bürger, und er konnte ein ganz klein wenig schauspielern.

Denn obwohl solche Überfälle keinem richtigen Studio besonders angenehm sind, machte er doch ein

höchst fideles Gesicht und sagte überlaut: „Donnerwetter, alter Herr, das ist ja eine famose Überraschung! Die Rätbe —“

Der Aktuar wartete geduldig, bis sich der kleine Hustenanfall gelegt hatte, der diesem Worte folgte.

„Also die Rätbe —“ entgegnete er kopfnidend. „Nun ja, ihr werdet wohl zusammenhalten, wie sie es alle tun, und wie ich es in meiner Jugend nicht anders gemacht habe. Ich bin auch nicht hierher gekommen, mein Junge, um deine Herzensgeheimnisse zu ergründen, sondern in einer viel ernstern Sache. Am ersten Oktober werde ich nämlich abgehalftert, mit zweitausendvierhundert Mark Pension, und nun wollte ich doch mal mit dir bereden, wie das denn eigentlich mit deiner und meiner Zukunft werden soll.“

Egbert setzte sich zunächst rittlings auf einen Stuhl. Dann begann er sachte zu schaukeln und endlich kam ein leiser langer Pfiff über seine gespizten Lippen. „Das habe ich kommen sehen, Papa. Natürlich, du bist noch höllisch auf dem Damm, und von Alter kann noch gar keine Rede sein, aber in der letzten Zeit wurde schon allerhand gemunkelt, wie Verjüngung des Beamtentums und ähnlichem Zeug. Schließlich wollen andere auch mal an die Krippe, und ich würde mich an deiner Stelle nicht weiter darum grämen.“

„Du nimmst das sehr kühl, Egbert.“

„Tue ich auch. — Bitte, versteh mich nicht falsch. Es ist ganz selbstverständlich, daß du mich mit deiner Pension nicht durch den Assessor bringen kannst, denn die paar Stipendien fallen während der Referendarzeit weg, und die Assessoren müssen auch noch verwünscht lange warten. Aber daran ist nichts zu ändern, ich muß eben umsatteln, und es ist besser jetzt als später, wenn die schönste Zeit hinter uns liegt.“

Der Aktuar seufzte ein wenig erleichtert auf. Das war ja ein schrecklich vernünftiger Kerl, fast zu verständlich für seine jungen Jahre — vielleicht wußte er gar nicht einmal, was alles vor ihm lag, wenn er es auch füglich hätte wissen können.

„Denk dir die Sache nicht zu leicht,“ sagte er. „Ich habe es ja am eigenen Leibe erfahren, was das für einen akademisch gebildeten Mann bedeutet, wenn er plötzlich eine Stufe heruntersteigen muß. Wer niemals höher gestanden hat, der merkt es nicht, denn die Bureauarbeit auf den Gerichten verlangt ja auch tüchtige Kräfte — nur in anderer Art, mein Junge, in ganz anderer Art.“

Egbert Linde pffif nicht mehr und schautelte nicht mehr mit dem Stuhl. Er hatte sich erhoben und machte ein paar Boxerbewegungen in die Luft. „So — nun ist es vorüber. Uff, alter Herr, da hast du mir aber einen bösen Schrecken eingejagt! Was? Ich, wie ich hier stehe, auf zwei Beinen und den Kopf noch oben, ich sollte — —? Entschuldige, Papa, ich will dich nicht tränken, aber was das für ein Leben ist, müßte mir doch allmählich klar geworden sein.“ Die Augen des Studenten fuhren nach dem Bücherbrett, dann holte er tief Atem. „Einmal muß es doch heraus, Papa, und heute ist die richtige Gelegenheit. Also daß du es nur weißt: die Juristerei hängt mir schon längst zum Halse heraus, und von den vier Semestern, die ich hinter mir habe, sind mindestens zwei rein fortgeschmissen. Geschämt habe ich mich, denn du findest das Geld wahrhaftig nicht auf der Straße. Rasteit habe ich mich, um das Heufutter hinunterzuwürgen, aber es ging nicht, und es ging nicht, die Geschichte wirkte bei mir wie Rizinus und Rhabarber. Erst wußte ich nicht, was es war, denn dümmer als andere bin

ich doch auch nicht, aber dann ging mir über Nacht ein Talglicht auf: in mir steckt ein Literat, ein Journalist, ein Tintenfisch, und wie die Herren am grünen Tisch über diese Sorte denken, das kann man jeden Tag in den Zeitungen lesen. Es wird wohl auf Gegenseitigkeit beruhen.“

Ganz unvorbereitet auf diesen Erguß war der Aktuar seit einer halben Stunde ja nicht, aber er schüttelte sich doch ein wenig, denn es war ein Hagelschauer dabei, und er schlug ihm die eigenen Fenster ein. „Dann hättest du vielleicht das Examen auch nur halb gemacht — ebenso wie ich,“ murmelte er.

Egbert lachte. „Durchgefallen wär' ich bis in den Mittelpunkt der Erde! Aber gib mir ein Blatt Papier und setze mich mitten in die Wüste Sahara, und ich will dir ein Ding zusammenschreiben —“

„Sachte,“ sagte der Alte. „Die Spitze einer Pyramide wäre doch wohl besser als der nackte Sand. Junge, Junge, du denkst dir das so einfach. Ich glaube, du hast keine Ahnung, was alles dazu gehört. Wer heute was mit der Feder leisten will, der kann es nicht aus den Fingern saugen, der muß viel gelernt haben und auf einer hohen Warte stehen. Mit Reimen wie Sonne und Wonne, Brummen und Summen lockst du keinen Hund vom Ofen — mit dem Gefasel von Liebe und Sackriegen erst recht nicht, oder höchstens bei den Nähmamsells. Journalist, sagst du? Ich kenne nur ein paar ganz kleine, die mit Rotstift, Schere und Kleisterkopf arbeiten, und vor der Sorte soll mich der Himmel behüten. Vor den Großen, die ihren richtigen, gefalzenen Leitartikel schreiben, habe ich allen Respekt, aber setz dich mal hin und schreib einen — und wenn du zehnmal ‚Gut‘ im Aufsatz hattest, es wird doch ein netter Rohl werden.“

Er war eifrig geworden und hatte das Gesichtschneiden.

Aber Egbert machte eine siegreiche Handbewegung. „Laß mich nur erst mitten drin sein, alter Herr! Natürlich in Berlin und nicht in diesem Nest. Denn mit dem Kleistertopf hast du recht. Ich will ja nichts weiter als auf eigenen Füßen stehen, es soll dich keinen roten Heller kosten, höchstens für den Anfang ein paar hundert Mark —“

Der alte Herr seufzte. „Jawohl, das kennen wir — die Redensart mit den paar hundert Mark! In Jena hast du nicht viel gebraucht, diese Anerkennung kann ich dir nicht versagen, aber mit Berlin wird das wohl eine andere Sache werden. Ich bin niemals dort gewesen, denn in den preußischen Staatsdienst hätte man mich doch nicht aufgenommen, ich habe nur von anderen gehört, daß in Berlin das Geld wohl auf der Straße liegt, aber andere Leute müssen es erst dahin schmeißen. Es gibt auch viele, die in Hunger und Elend untergegangen sind, und die Jünger der freien Kunst werden wohl nicht die geringste Anzahl dazu liefern.“

Egbert schwieg. Er kannte seinen alten Herrn ganz genau: der mußte erst ein wenig knurren und seine eingerostete Weisheit aufpolieren, dann kam die Bequemlichkeit zum Durchbruch, die ihm sein Lebtag nachgegangen hatte, und das Abschieben unangenehmer Dinge.

Pünktlich wie mit dem Schlag der Uhr kam sie geschlichen. Denn als es just vom Johannisturm sechs schlug und das Abendgeläut einsetzte, stand der Aktuar auf und griff nach seinem Hut.

„Wir bereden das alles noch morgen. Ich habe mir zwei Tage Urlaub geben lassen. Jetzt muß ich

einen Gang durch die Stadt machen — weißt du, mein Junge, so 'n bißchen für mich, denn die Gedanken, die mit mir gehen, liegen vor deiner Zeit. Morgen früh hol' ich dich ab, du wirst wohl auch deine Freunde haben, die den letzten Schoppen im Geleitshaus mit dir trinken.“

Er reichte seinem Sohne die Hand und stieg langsam die Treppen hinunter, aber doch schneller als er hinaufgegangen war. Mochte die Sache nun so oder so kommen, mit dem Studium hatte der Bengel es ja ziemlich leicht genommen, und wenn er nicht für den Beruf eines Richters paßte, so saß ihm wohl der engere Rod des Bureaubeamten erst recht unbequem.

Morgen mußte sich das alles klären.

Als Linde auf die Straße trat, schloß Fritz Tonndorf gerade sein Gewölbe ab. Er trug jetzt an Stelle der Ledermütze einen Schlapphut und hatte einen Ziegenhainer in der Hand. Er redete den Aktuar wie einen alten Bekannten an und fragte ihn, ob er mit auf den Fuchsturm wolle.

„Eigentlich wollte ich unten bleiben und mir die Stadt ansehen,“ entgegnete Linde. „Ich habe nämlich vor vielen Jahren in Jena studiert.“

„Tun Sie das nicht, ich rate Ihnen gut. Was finden wir in diesen uralten Gassen, wenn die Vergangenheit uns auf die Hacken tritt? Staub und Moder. Ich gehe jeden Abend auf den Fuchsturm hinauf, nicht wegen der Schleifstannen und der Holzharfe, sondern weil man ein Stück von der Welt sieht. Die Berge verändern sich auch nicht, aber das Licht auf den Bergen ist jeden Tag neu. Ich liebe das Licht.“

„Und doch sitzen Sie den ganzen Tag in Ihrem dunkeln Gewölbe, Herr Tonndorf?“

Der alte Weißbart nickte vor sich hin. „Sie sind

ja Beamter, Sie sitzen also auch den ganzen Tag in Ihrem Bureau. Wir tun es beide, um das liebe Brot zu haben, wir tun es weiß Gott nicht aus Lust und Liebe. Wenn wir nochmal anzufangen hätten, Herr Aktuar, ich glaube, wir nähmen beide einen anderen Weg unter die Füße — einen Bergpfad mit Steinen und Heckenrosen, und die Abgründe sollten uns nicht daran hindern.“

Das war ein Laut wie da oben aus der Studentebude. Vielleicht ein Echo, vielleicht auch die Urstimme. Aber der vorsichtige alte Beamte schwieg, er hatte sich das Taften angewöhnt.

Sie waren auf die Saalbrücke gekommen, das zweite von den sieben Wundern Jenas, und Fritz Tonndorf blieb stehen.

„Man nennt mich ja auch einen Narren. Wissen Sie, woher das kommt? Bei diesem Wasser da unten fällt es mir ein: das andere, woran ich denke, ist nicht viel breiter, aber es wird von vielen prachtvollen Brücken überspannt, und auf der einen Seite liegt das Institut de France, auf der anderen liegt der Louvre. Ich war lange in Paris, Herr, habe dort gelebt, und das hat bei mir den Welthunger hinterlassen.“

„Wie kam das, Herr Tonndorf?“

„Wie kommt das i zu seinem Punnt? Er gehört eben dazu. Ich war Buchhändler von Haus aus, Sie sehen noch die Überreste davon in meinem Gewölbe. Bücher wurden schon damals in Deutschland geschrieben, fast ebensoviel wie heute, aber wie sie an den Mann gebracht werden, das lernte man damals nur in Paris. Jetzt weiß man es auch bei uns, aber in meiner Jugend zogen wir alle über den Rhein, wie das Volk Israël ins gelobte Land. Fast wäre ich hängen geblieben.“

Sie stiegen schon aufwärts auf dem schmalen Pfad, über den in Sommernächten die Studenten mit Fackeln ziehen.

Fritz Tonndorf blieb stehen und sah zurück.

„Wenn das da unten nicht gelegen hätte, Herr Aktuar, ich wäre heute ein Franzos. Denn ich hatte mich in Paris verheiratet, und Sie wissen vielleicht, die Gallierinnen sind keine Wandervögel, ob man ihnen auch leichte Schwingen nachsagt. Aber das Nest da unten zog mich zurück. Wenn Sie mir ein Kind Jenas zeigen können, dem es anders ergeht, dann ist er das achte Wunder. Nun ist sie tot, meine Marion, vielleicht an der großen Sehnsucht gestorben, wer kann das ergründen — und ich sitze in meinem Keller und zehre an dem großen Hunger, den Paris in mir geweckt hat.“

Das Gespräch glitt scheinbar harmlos weiter, aber es kam unwillkürlich immer näher an den einen Punkt heran, der unser aller Denken beschäftigt — das Grübeln aller derer, die mutig und leichtsinnig genug waren, Kindern das Leben zu geben.

„Es ist ein Wanderzug in unserer Zeit,“ sagte der Aktuar. „Wir Alten haben noch einen Rest von Bequemlichkeit an uns hängen, aber die Jungen sind Schwalben. Wissen Sie, was meiner plant?“

Tonndorf lächelte. „Daß der nicht zum Juristen paßt, konnte ein Blinder merken, und Sie selbst haben auch nur durch die Brille des Quartalgehalts gesehen, als Sie ihn auf die Universität schickten. Im übrigen hat er mich nicht zu seinem Vertrauten gemacht. Wenn er einen Beichtvater braucht, dann wird das wohl die Rätthe sein, und das Näbel hält dicht. Will er umfattern?“

„Zur Feder!“ sagte Knecht Ruprecht grämlich.

Sein Begleiter schlug mit dem Ziegenhainer eine

Luftquart. „Teufel auch, diese Sorte kenne ich von Paris, denn da war immer ihre unbestrittene Heimat. Im Quartier Latin fingen sie an, und in der Akademie nahmen sie ihren Abgang, bisweilen kamen sie auch in das Palais Royal, wo der Staatsrat sitzt, denn die Franzosen haben niemals an Sankt Bureaurationis geglaubt. Das geht Ihnen freilich gegen den Strich, ich kann es mir vorstellen, denn zwischen einem Altenmenschen und einem Zeitungschreiber ist noch keine Brücke gebaut, und wenn sie jemals gespannt werden sollte, dann steht die Welt auf dem Kopf.“

Er wurde nachdenklich und stocherte im Gestein.

„Übrigens — was ich von Paris sagte, das hat einen Haken. Seht Ihr Sohn dorthin?“

„Er sprach von Berlin.“

„Gut, dann brauche ich selbst meine Pläne nicht umzuschmeißen. Ihnen kann ich es ja sagen, Herr Aktuar, wir sind Väter und haben gemeinsame Interessen — ich will meine Tochter nach Paris schicken.“

„Ihre Rätthe?“

„Nicht wahr, das ist ein guter deutscher Name, und ihre Wiege stand ja auch in der Saalgasse. Aber es wurden französische Chansons an dieser Wiege gesungen, und die schmeicheln sich in das Herz. Meine Rätthe hat schwarze Haare, und sie hat einen gallischen Einschlag, und hier in diesem Studentenest kann der leichte Sinn sich leicht in Leichtsinn umwandeln. Ahnen Sie was?“

„Eine Liebelei?“ fragte Linde vorsichtig tastend.

„Sie könnte es werden, Herr Aktuar. Ich sitze den ganzen Tag in meinem Keller, und da oben über vier Treppen treibt die Jugend ihre Poffen. Heute ist es Freundschaft, morgen ist es Ländeln, übermorgen schlägt die Flamme aus dem Dach. Aber zwischen Paris und

Berlin liegt ein hübsches Stück Land, und das Briefschreiben hat nicht lange Bestand. Das wäre freilich ganz anders, wenn der Weg nur vom Quartier Latin bis zum Montmartre reichte, denn da oben sitzt Madam Vernot, die Schwester meiner verstorbenen Frau, und zu der soll die Rätbe ins Geschäft.“

Nun waren die beiden Alten oben angelangt, wo der Fuchsturm sein Gemäuer aufrecht und die berühmte Nolscharfe ihre Weisen singt und das Gras flattert. Denn wenn auch da unten im Nest die Sonne brütet, auf den Bergen Jenas geht immer eine frische und freie Luft.

Das empfand auch der Aktuar, und es war ihm, als ob der ganze Wust und Altenstaub, den er am Marktplatz zu Eisenach in sich aufgeschichtet hatte, mit einem tiefen Atemzug davongeflogen sei.

„Wenn die Erinnerung nicht wäre,“ sagte er, „ich könnte mein Zelt abbrechen und wieder akademischer Bürger in Jena werden — zum ersten Oktober nimmt man mir das Joch ab.“

„Werden Sie's doch!“ entgegnete der Antiquar. „Ich kann mir's denken, daß Sie da unten zwischen Kreuzen gehen, desto zufriedener legt man sich zuletzt unter das eigene. Sie träumten sich vor vierzig Jahren als Justizminister und wurden Aktuar; ich wollte ein Cotta oder ein Brodhhaus werden und trödle heute mit alten Scharteken. Ich glaube, wir passen zusammen, und wenn die Erinnerung unser Schatten wird, so stellen wir uns in den Schatten dieses alten Bergfrieds. Wie wär's mit der Bude in der Saalgasse, die nun bald leer stehen wird?“

Da gaben sie sich die Hand, und die Sache war abgemacht.

* * *

Freilich, wenn das die Alten tun, dann gleiten die kühl gewordenen Finger wieder auseinander, aber das Wort bleibt bestehen.

Wenn aber die Jugend sich die Hand gibt, so sind die Finger heiß, und das Blut jagt darin, und sie wollen nicht auseinander. Auch die Herzen streben zusammen und die Lippen. Auch die Worte sind nicht so spärlich, sondern sie holen den Himmel herunter und bauen ein Paradies.

Aber es steht nirgends geschrieben, daß sie Bestand haben.

Egbert und Rätke waren im Paradies.

Wer Jena nicht kennt, der denkt natürlich an jenen Stern aus dem dänischen Märchen, der hoch oben am Himmel steht und nur in Traumstunden als Goldfunke auf die Erde niederfällt. Aber Jena hat ein wirkliches und wahrhaftiges Paradies, und das liegt unten an der Saale, jenseits vom Seleitshaus, wo der große Weidenbusch am Ausbau an stürmischen Tagen das Wasser peitscht.

Heute unter der niedergehenden Sommer Sonne ließ er seine Zweige hängen wie eine Trauerweide auf dem Friedhof, und die Saale ging flach über Kiesel, wie das Leben über harte Stunden hinschleicht. Aber im Paradies war es dennoch himmlisch schön, und ein Cherub stand noch nicht an der Pforte.

In dem lieben kleinen Nest sind diese strengen Wächter der Tugend und Jugend überhaupt nicht stark vertreten, und wenn irgendwo eine Flamme aufzüngelt, so ist es nicht das trennende Schwert, sondern die verbindende Liebe — und zwischen diesen beiden jungen Menschenkindern, die auf einer einsamen Bank beisammen saßen, brannte sie lichterloh.

Das war nicht so plötzlich gekommen, wie es in

den Büchern geschrieben steht, sondern ganz allmählich im Laufe von vier Semestern und ganz nach dem Grundgesetze des akademischen Komments. Denn wo es Studenten gibt, da sind auch die Philistertöchter, und wenn sich über beiden daselbe Dach ausspannt, blühen die Heimlichkeiten bald auf.

Als Egbert in die Saalgasse zog, war Rätke Sonnendorf ein junges zutrauliches Ding von sechzehn Jahren, die ihre Zöpfe über den Rücken baumeln ließ und es für selbstverständlich ansah, daß der Studio sie duzte.

Nach einigen Monaten wurde das „Du“ gegenseitig, und es begann die große Lüge von der Freundschaft, die man heute zu einem Evangelium gemacht hat, wie so manche andere Narrheit einer widerhaarigen Zeit.

Dann kam der erste Ruß.

Der Alte saß in seinem Keller und kramte zwischen verschimmelten Scharteten, in denen nichts von roten Lippen und heißen Augen geschrieben stand; oben unter dem Dach aber hehlte die Liebe mit der Leidenschaft, und es war wohl ein Glück, daß die reine Luft Jenas keine Miasmen aufkommen läßt, wie sie aus dem Pfuhl der Großstadt aufsteigen.

Sie sprachen vom Heiraten.

Es lag freilich noch im weiten Felde, und das schwierige Rechenexempel endete immer mit einem Zeitraum von mindestens sechs Jahren; aber die beiden trösteten sich mit dem alten Erfahrungssatz, daß dreißig und vierundzwanzig die besten Ehen ergeben — man kann dabei sogar etwas Feurung auf den künftigen Hausboden tragen.

Und nun war alles ganz anders geworden.

Aber nehmt einen Rautschuttmenschen aus dem Zirkus, der sich durch Leitersprossen hindurchwindet,

nehmt einen Athleten aus der Schaubude, der Zentnergewichte mit dem Nacken auffängt — und stellt die Jugend daneben in ihrer Hoffnung und mit ihrem Leichtfinn: sie kann es besser als das ganze Akrobatentheater, denn sie jongliert mit dem Erdball und baut sich eine Himmelsleiter in die Luft.

„Jetzt kommt nun der Ernst des Lebens,“ sagte Egbert und küßte vorläufig sein Mädchen auf den Mund, und dann setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Das heißt, eigentlich liegt das Schlimmste hinter uns. Diese Pensionierung meines alten Herrn ist ein wahrer Segen. Wenn die nicht gekommen wäre, dann hätte ich mich richtig bis zum Assessor durchwürgen müssen. Denke nur, Schatz: ein Jahr bis zum ersten Examen, drei Jahre Referendar — in Preußen sind es sogar vier — und dann das ewige Warten auf eine Anstellung. Jetzt fahre ich übermorgen nach Berlin —“

„Schon?“ sagte Rätke und zog ein Mäulchen.

„Also gut — überübermorgen. Die Hauptsache bleibt, daß ich möglichst schnell aus diesem Nest fortkomme —“

„Wir beide!“ sagte Rätke abermals, aber ohne Mäulchen.

„Ach ja — du nach Paris. Eigentlich beneide ich dich darum, Kleine, denn Paris ist doch noch was anderes. Wenn dein Vater davon erzählt —“

„Er tut es nicht oft, Egbert, es erinnert ihn immer zu sehr an die Mutter. Wenn du doch mit könntest!“

„Das wäre was! Ich habe vom Quartier Latin gelesen, da wohnen die Studentenpärchen zusammen in einer Dachstube. Wir müßten natürlich verheiratet sein, du und ich —“

In den dunklen Augen des Mädchens glomm ein heimliches Feuer auf. „Ich träume manchmal davon,

Egbert. Aber es kann auch anders kommen. Meine Sehnsucht ging ja immer in die Ferne, in die Heimat meiner Mutter. Und nun fürchte ich mich aber doch.“

„Vor der Trennung, Rätthe?“

Es wurde dunkler, und der Abendwind schauerte auf; das Mädchen schmiegte sich enger an den Geliebten.

„Trennungen werden überwunden, Egbert — mein Gott, was bedeutet denn heute eine Entfernung! Aber ich fürchte mich dennoch, gerade jetzt, wo ich in der Dämmerung das Geleitshaus vor mir sehe. Da nehmen unsere Studenten auch voneinander Abschied, und sie schwören sich ewige Freundschaft. Dann kommt die Fremde, der Beruf und die Zeit, und nach einem Jahr haben sie einander vergessen.“

„Aber die Liebe?“ mahnte er leise.

„Mit der Liebe geht es wohl noch schneller. In Berlin gibt es auch Mädchen — blonde deutsche Mädchen, während ich doch ein halbes Franzosentkind bin.“

„Hüte du selber nur dein heißes Herz!“ scherzte er ein wenig bekloffen.

Rätthe sah mit ihren großen Augen starr in die Ferne. „Ist das wirklich so heiß, Egbert? Dann müßtest du zu Asche verbrannt sein, denn näher als du bist noch keiner herangekommen. Aber bisweilen dünkt mich, daß es ganz anders beschaffen ist als all die übrigen Herzen in dieser kleinen wunderlichen Stadt, wo die Leute nicht weiter denken als an Haus und Heirat und was damit zusammenhängt. Vielleicht bin ich eine Boheme, ohne es zu wissen, eine von jenen, von denen Vater bisweilen erzählt.“

„Dann ist es nur gut, daß du nicht in das Quartier Latin, sondern auf den Montmartre kommst,“ sagte er nachdenklich.

„Ich weiß nicht, vielleicht ist es noch schlimmer.“

Meine Tante, Mutter Vernot, wie sie genannt wird, hat ein kleines Restaurant da oben zwischen den alten Windmühlen — es soll überhaupt alles alt und düster sein in jener Gegend und so weit abseits von den glänzenden Boulevards. Was da wohl für Volk verkehren mag? Männer in blauen Blusen und junge Burschen in Ballonmützen. Vielleicht die richtigen Apachen, wie sie jetzt immer in den Zeitungen geschildert werden, und vor denen man sich fürchten muß.“

„Dann hast du ganz und gar keine Bohemenatur,“ sagte er weise.

Aber Rätthe schaute noch immer in das Dämmerlicht, aus dessen geheimnisvoller Tiefe drohende Schatten emporstiegen, denn das Nest an der Saale hat viele hohe und düstere Häuser, und die darüber gelagerten Berge sind nackt und von seltsamer Form.

„Mich fröstelt, Egbert. Es war heute zu heiß, und nun kommt die kühle Nacht. Diese letzten zwei Jahre, seitdem ich dich kenne, waren auch voll Sonne und Lebensfreude — wer weiß, ob ich in Zukunft nicht glücklich sein muß, wenn nur ein kleines Licht leuchtet, wie das da oben am Fuchsturm.“

Sie nahm seinen Arm, um sich auf den Heimweg zu machen. Diese Stimmung war sehr selten an ihr, denn für gewöhnlich pflegte sie zu lachen und zu singen, und ihre Sehnsucht ging immer in die Ferne.

Aber er schob es auf den bevorstehenden Abschied, dessen Fittich in diesen Tagen über der ganzen Stadt schwebte, denn das kurze Semester neigte sich seinem Ende entgegen, und die Studentenlieder in den Rneipen wurden von einem schwermütigen Hauch getragen.

„Es geht alles in das Philisterium,“ sagte er zu

seiner Begleiterin. „Nur wir beide, wir ziehen der Freiheit entgegen. Und übers Jahr —“

Da fiel eine Sternschnuppe vom Himmel.

* * *

Wenn man aus Jena kommt, dann scheint die Mark Brandenburg eine Wüste zu sein. Es war wohl Weisheit der Vorsehung, daß sie dieses dürre Land zwischen die Berge Thüringens und die Tristen der Nordmark hineinflidte, denn aus seinem Sande wachsen nicht nur zähe Riesen, sondern auch zähe Menschen empor, und der Leichtsinns ist ihnen ebenso fern wie die Trägheit des Denkens.

Aber als Egbert vom Wagenfenster aus den Bahnhof von Güterbog sah, da schauderte ihn.

Er hatte nun die Brücken hinter sich abgebrochen und fuhr der Hauptstadt des Reiches entgegen; er konnte sich mit Kolumbus vergleichen, denn die Zukunft lag unbekannt vor ihm, und sein Lebensschiff war nicht minder zerbrechlich wie das Danaergeschenk des spanischen Ferdinand.

Im übrigen hatte sich alles programmäßig entwickelt. Der Tod seiner Mutter und das Bureauleben des Vaters hatten ihn schon frühzeitig auf eigene Füße gestellt; nachdem jetzt die spärliche Geldquelle versiegt war, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als mitten in das tiefe Wasser hineinzuspringen und das Schwimmen zu versuchen; die dünne Angel, die ihn etwa hielt, war ein Hundertmarkschein in der rechten Brusttasche.

Und unter der linken das klopfende Herz.

Dieser wunderliche Muskel hat bekanntlich zwei Kammern. In der einen lag ihm ein Baumwollenballen von Hoffnung, in der anderen ein wenig Blei.

Auf den Lippen lag ihm Räthes letzter Ruß.

Der war natürlich wie alle seine Vorgänger hinter dem Rücken des alten Tonndorf gegeben, denn dieser Bücherwurm ahnte wohl ein kleines Tändeln, aber keine große Liebe. Doch die beiden, die es allein wissen konnten, nannten ihre Liebe so groß wie den Hausberg und so tief wie den Keller des Weigelschen Hauses in Jena, aus dessen Grund man zur Mittagszeit die Sterne sehen kann. Sie nannten ihre Liebe wunderbarer als die sieben Wunder Jenas zusammengenommen, und wenn ein schlimmer Zweifler von den schillernden Seifenblasen geredet hätte, die von Rinderlippen geblasen werden, so hätten sie gelacht.

Schreiben wollten sie sich — jede Woche mindestens zweimal. Und neben die Unterschrift sollte jedes einen Kreis malen zum Zeichen, daß dort seine Lippen geruht hatten.

Haben wir es nicht alle so gemacht in den seligen Tagen unserer ersten Jugendliebe? Und haben wir jemals daran gedacht, daß dieser Kreis auch eine Null bedeuten kann?

Da kam die mächtige Dunstwolke, die über Berlin hängt. Die Sonne stand darüber, und sie wollte hindurch; aber Arbeit und Mühsal einer Millionenstadt sind so groß, daß sie gen Himmel flutet, ihre Leidenschaften aber gleichen einem schwelenden Feuer, und wenn jemand aus der Ferne kommt, dann holt er noch einmal vor dem Untertauchen tief Atem.

Auch Egbert Linde holte tief Atem, als er nach Lichterfelde, wo die Gegend noch einen ländlichen Eindruck macht, die ersten Vorstadthäuser Berlins streifte, als er jene häßlichen Rückfronten erblickte, die uns niemals bei der Einfahrt in die Großstadt erspart bleiben, und die mit ihren kahlen Fenstern und den Balkonläufigen, mit ihren schwarzen Wänden und der aus-

hängenden Wäsche überall den aufdringlichen Eindruck der Armeleutegegend hinterlassen.

Wahrscheinlich würde er irgendwo hier wohnen, und es war vielleicht nicht düsterer und beschränkter als in dem alten, eng zusammengebauten Musensitz an der Saale. Aber während man dort jedes dritte Gesicht auf der Straße kannte und mit dem Flurnachbarn gute Kameradschaft hielt, mochte es künftig wohl geschehen, daß neben der eigenen Stubenwand das Verbrechen seinen Sitz hatte, und man ahnte es nicht früher, als bis die Polizei eines Tages das Nest aushob.

Das waren zunächst dunkle und unklare Vorstellungen, aber sie wurden deutlicher, als Egbert endlich am Anhalter Bahnhof ausstieg und sich unter die wimmelnde Menge der Reisenden mischte. Hinaus mußte er freilich aus der verräucherten Halle, er trieb ganz einfach mit dem Strom, wie wir immer im Leben einem Ziele entgegengedrängt werden, aber unter diesen Hunderten war er vielleicht der einzige, für den es ganz gleichgültig blieb, ob er nach Norden oder Süden, ob er nach Osten oder Westen seinen Weg aufnahm. Er war ja mit einer sehr allgemeinen Idee nach Berlin gekommen, und sie zerrann in dieser Minute aus seinem Kopfe, wie der Nebel sich verflüchtet, wenn ein Windstoß hineinfährt.

Die Reisenden der vierten Klasse schlangen ihren Koffer auf die Schulter und zogen truppweise von dannen; die dritte und zweite Klasse rief nach dem Gepäckträger oder ließ sich von dem Schutzmann die gelbe Blechmarke für Droschke und Auto geben; einige wenige waren da, die vom Diener erwartet und zum eigenen Auto geleitet wurden.

Aber ob Arbeiter oder Millionär — alle, alle hatten sie eine Straße und eine Hausnummer, und weil es

um die Mittagszeit war, so hatten sie wohl auch alle einen gedeckten Tisch.

Egbert ließ seinen Koffer vorläufig im Handgepäckraum zurück. Die Ledertasche, mit der er zwischen Jena und Eisenach zu pendeln pflegte, hing er über den Arm, beide Fäuste schob er in die Taschen, und dann bummelte er ins „Städtchen“ — ungefähr wie einer, der sich mal ein paar Schaufenster betrachten will, so zwischen diesem und dem nächsten Zuge.

Frei war er wenigstens; die Kollegienmappe mit den dummen Heften brauchte er nicht unter den Arm zu klemmen. Aber mitten in diesem hastenden Treiben, das nach allem anderen mehr ausah als nach Wissenschaft, in diesem bunten Durcheinander der Großstadt überkam ihn plötzlich eine leise Sehnsucht nach akademischer Luft. Zuerst wollte er sich die Universität ansehen und zugleich auch das schwarze Brett, denn irgend ein Dach mußte man doch über den Kopf kriegen, und für einen bisherigen Studenten fand sich im akademischen Viertel Berlins wohl noch immer die passendste Unterkunft.

Die Linden, nach denen Egbert sich von Schußmann zu Schußmann durchfragte, waren ja sehr schön und jedenfalls bedeutender als die Saalgasse in Jena; das Universitätsgebäude machte aber einen etwas ramponierten Eindruck, und die beiden alten Herren in Stein, die den Eingang flankierten — die beiden Humboldt — sahen wie richtige königlich preussische Geheimräte aus.

Zudem zog gerade, von einer großen Menschenmenge begleitet, die Schloßwache vorüber, und nun wußte dieser junge Jenenser Dachs ganz genau, wie die Gesichtszüge seines künftigen Wohnorts beschaffen waren: Geheimräte und Militär an der Spitze, zu

ihren Füßen die Hydra des hastenden Erwerbs, und als denkendes Hirn nicht etwa die wägende Wissenschaft, sondern jene wagende Weltmacht, die sich überall der Herrschaft bemächtigt, wo die schroffsten Gegensätze aufeinander plagen — die Presse.

Aber obschon Egbert Linde sich mit hundert Mark und einem Füllfederhalter in der Tasche bereits als Vertreter dieser Weltmacht träumte, überkam ihn doch das leise Bedenken, ob in diesem zwischen Sandkörnern wimmelnden Ameisenhaufen wohl auch der Kunst ein Tempel gebaut sei.

Und er begrüßte es als einen Wint des Schicksals, daß ihm am schwarzen Brett unter vergilbten und unorthographischen Wohnungsangeboten ein neues schön-geschriebenes Blatt entgegenleuchtete: „Stube mit Altkofen. Spandauer Straße 117. Willibald Specht, Kunstmaler.“

Wie mußte der Mann malen können! Man sah es ja schon der Schrift an, daß diese Hand nur den Stift anzusetzen brauchte, um die wunderbarsten Schnörkel und Arabesken aufs Papier zu bringen. Wenn dieser Künstler, der ja leider den prosaischen Namen Specht trug, erst den Pinsel eintauchte, dann mußte ein raffaelisches Meisterwerk geboren werden. Zudem hieß er ja mit Vornamen „Willibald“, und das bedeutet „der im Willen Kühne“. Egbert fühlte sich unwillkürlich zu ihm hingezogen, denn mit seiner Fahrt nach Berlin hatte er doch selbst eine gewisse Kühnheit des Willens bewiesen.

Oder vielleicht auch nur der Phantasie.

Wir wissen es ja alle, deren Fuß jemals über die Schloßbrücke ging, daß das schwarze Wasser, das unter ihren Pfeilern durchrauscht, zwei Welten voneinander trennt. Der machtvolle Bau mit den Rossbändigern

und gegenüber die weißen Quadern des Doms — nun wohl, das mag noch in die moderne Großstadt gehören, die ihren summenden Bientorb zwischen Tiergarten und Spreckrümung hineingelagert hat, aber was östlich davon seine Glieder streckt, das alte Cölln mit den stilleren Straßen — es birgt noch jenen Hauch des Mittelalters, der das germanische Gemüt anmutet und den ewigen Born seiner Phantasie aufschließt.

Egbert kam vor die Heiligegeistkirche, deren sechshundertjähriges Gemäuer von breitästigen Linden umschattet wird, und er sah ein graues, zwischen höheren Gebäuden eingeklemmtes Haus, an dessen eichengeschnitzter Pforte das Schild des Kunstmalers Willibald Specht mit erblindeten Messingnägeln befestigt war.

Ein stilles Kunstheim, dessen Atelier vermutlich nach hinten zwischen noch stilleren Höfen lag und sein Sonnenlicht über bemooste Dächer und rauchschwarze Schlöte hereinrieseln ließ.

Es kommt aber erstens immer anders, und zweitens als man denkt.

Die Korridorschelle gab einen heiseren Klang, und unter der aufgehenden Tür stand der Herr dieses Eustulums in höchsteigener Person.

Egbert hatte einen schlanken, hochgewachsenen Mann mit dunklen Locken und spanischem Spitzbart erwartet, einen zweiten Rembrandt, der in dieses mystische Halbdunkel hineinpaßte; aber Herr Willibald Specht war kurz und unterseht, und er trug einen loddrigen grauen Anzug über recht zweifelhafter Wäsche.

An seiner Erscheinung war viel Flatteriges. Das galt nicht nur von dem breit ausladenden blaupunkttierten Bindeschlips, dem zerzausten grauen Schnurrbart und den dünnen, aufrechtstehenden Haaren, sondern

auch die Hände zitterten ein wenig, und in den wasserhellen Augen flirrte ein unsicherer Ausdruck.

Er roch etwas nach Likör und stellte mit belegter Stimme die übliche Frage nach den Wünschen des Einlaß Begehrenden. Als Egbert seinen Namen nannte und die Wohnungsanzeige erwähnte, gab er Raum.

„Das ist Sache meiner Frau. Wollen Sie, bitte, hier eintreten.“

Das Wohnzimmer, dessen Thür sich jetzt aufthat, machte einen seltsamen Eindruck. Alte Mahagonimöbel, die einst bessere Tage gesehen haben mochten, standen unordentlich umher, die unsaubere Tapete war mit eingerahmten Photographien übersät, an vielen Stellen hingen welke Lorbeerkränze, verblaßte Schleifen und ähnlicher Plunder. Eine halböffene Thür führte in den Nebenraum, wo ein großer Zeichentisch stand. Die eine Hälfte desselben war mit Papieren bedeckt, die andere mit einer Serviette und den Resten des Mittagessens.

Dort saßen zwei Frauen.

Herr Specht warf ein paar Kleidungsstücke vom nächsten Stuhl und bot seinem Gast Platz an; dann räusperte er sich und rief mit zarter Stimme: „Eugenie, mein Engel, willst du hereinkommen? Es ist jemand für die grüne Stube da.“

Die Gerufene erschien auf der Schwelle und machte eine tadellose Verbeugung. Sie war ebenso schlampig gekleidet wie ihr Gatte, mußte aber in jüngeren Jahren eine Schönheit gewesen sein; man sah es noch jetzt an den feinen Bügen, dem reichen, stark ergrauten Haar und dem dunklen, schwärmerischen Augenpaar.

Man konnte sie unschwer mit den Reliquien an der Wand in Verbindung bringen, denn jede ihrer Bewegungen hatte etwas Theatralisches, und wenn sie

sprach, dann schienen ihre Blicke nach alter Bühnengewohnheit den Souffleurkasten zu suchen.

„Willkommen, mein Herr,“ sagte sie mit einer runden Handbewegung, „ich entnehme aus den Worten meines Gatten, daß Sie den Wunsch hegen, unser Hausgenosse zu werden. — Berta, räume den Tisch ab!“

Die letzten Worte, in anderem Ton gesprochen, galten einem jungen Mädchen, das jetzt ebenfalls auf die Schwelle trat, und Egberts Augen blieben unwillkürlich an ihr hängen.

Ein blondes Germanenweib, eine Veleda, wie sie zu den Zeiten des Tacitus unter den deutschen Eichen gestanden haben mochte, jedenfalls ihren Eltern so unähnlich wie möglich. Alles an ihr war kühle Ruhe, in den stark ausgeprägten Zügen las man die Spuren von Lebensarbeit und Lebensmut. Auch ein wenig Weichheit, aber nicht allzuviel.

Frau Eugenie stellte vor. „Unsere Tochter Berta, Angestellte beim Deutschen Merkur. Herr Studiosus Linde — so war doch der Name?“

„Nicht mehr Student,“ entgegnete Egbert etwas befangen, „denn ich habe mich in Jena ermatriculieren lassen und komme nach Berlin, um Literat zu werden.“

Frau Eugenie schlug die Augen schwärmerisch auf. „Wie interessant, Herr Linde! Da werden wir uns ganz gewiß verstehen. In meinen jüngeren Jahren habe ich sehr viel mit Schriftstellern verkehrt, denn ich hatte die Ehre, ihre Meisterwerke auf der Bühne zu interpretieren.“ Sie warf einen bedeutsamen Blick auf die weißen Trophäen an der stockfleckigen Wand und fuhr fort: „Sie kommen überhaupt in das Milieu der Kunst und der schönen Wissenschaften. Mein Mann arbeitet für die berühmtesten Journale des In- und Auslandes, und die Bedeutung des Deutschen Merkur

wird Ihnen als Fachgenossen selbstverständlich nicht unbekannt sein. — Darf ich bitten, sich zunächst Ihre zukünftige Behausung anzusehen?“

Der Übergang von den Höhen des Lebens zur flachen Prosa schien dieser Dame ziemlich geläufig zu sein, und Egbert folgte ihr mit einem Gefühl stiller Bewunderung. Sie trat so sicher auf, als ob der Mietkontrakt bereits unterschrieben und gestempelt wäre, und dann öffnete sie in dem dunkeln Korridor mit einem Griff zwei nebeneinander liegende Türen.

„Hier das blaue und hier das grüne Zimmer. Das erstere zeigen wir in den Hauptblättern der Residenz an, das letztere wird nur am schwarzen Brett bekannt gegeben. Augenblicklich stehen sie beide leer, denn wir sind sehr wählerisch in unserem intimeren Umgang.“

Egbert interessierte sich natürlich für das grüne Zimmer. Es war klein, und das einzige Fenster ging auf einen engen und düsteren Hof. Die Tapete sah ein wenig giftig aus, und die Bezüge der Möbel hatten die Farbe der Hoffnung fast gänzlich eingebüßt. Von dem versprochenen Altoven war überhaupt nichts zu sehen.

„Der ist leicht herzustellen,“ erläuterte Frau Eugenie. „Man braucht nur vor die Ecke, wo das Bett steht, eine Kullisse anzubringen — ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß meine Kenntnisse in solchen Dingen sehr umfassend sind. Die Kullissen erinnern mich an die Glanzzeit meines Lebens.“

Egbert betrat jetzt die zum zweiten Male angedeutete Brücke. „Haben Sie die Bühne schon lange verlassen, Frau Specht?“

„Seit meiner Verheiratung. Es wurde mir schwer, denn ich stand damals auf der Höhe des Erfolgs, aber die Liebe rechnet nicht mit äußerlichen Dingen, die

Mansarde ist ebenso willkommen wie das Fürstenschloß.“

Sie seufzte ein wenig und setzte sich auf das melancholische Sofa.

„Wir haben auch in Mansarden gewohnt, Herr Linde. Wenn Sie auch jung sind, das Künstlerchicksal steht auf jedem Blatt des Lebens verzeichnet, und es bleibt für keinen ein Buch mit sieben Siegeln. Mein Mann war ein Künstler von Gottes Gnaden, er ist es noch heute, obwohl die Zeiten sich geändert haben, aber das große Werk, das ihn auf die Höhe des Ruhmes tragen sollte, ist in seiner reichen Phantasie untergegangen. Die Mansarde hatte keinen Raum für ein Atelier, und dieser Parterrewohnung fehlt es an dem Lichte des Himmels — kurzum, Willibald Specht zeichnet jetzt hauptsächlich Karikaturen für die Witzblätter, und sie werden im Grunde genommen auch besser bezahlt als eine Leinwand von vier Metern im Quadrat.“

Das war ein Stück aus dem Kampf ums Dasein, das in diesem Augenblick recht niederdrückend wirkte. Egbert setzte sich daher auf einen Stuhl und sah seiner künftigen Hausmutter treuherzig in die Augen.

„Es ist wohl sehr schwer, in Berlin hoch zu kommen. Vielleicht muß ich es als ein besonderes Glück betrachten, daß der Zufall mich gerade in dieses Haus führte, denn Verbindungen ebnen doch überall die Wege, und wenn ich Sie recht verstanden habe, Frau Specht, so ist Ihr Fräulein Tochter bei einer Zeitung angestellt —“

Frau Eugenie wurde ein wenig unruhig. „Allerdings, sie ist dort angestellt, das heißt, wenn ich mich ganz korrekt ausdrücken soll, so wird sie in der Redaktion — oder besser gesagt von der Redaktion beschäftigt. Ob ihre Stellung so einflußreich ist, daß ihrer Emp-

fehlung besonderes Gewicht beigelegt wird, kommt ganz auf die Umstände an. Vielleicht tun Sie am besten, mit Berta selbst über diese Sache zu reden, und ich bitte Sie daher, heute abend um acht Uhr eine Tasse Tee bei uns einzunehmen. Wir haben ohnehin die Gewohnheit, mit unseren Mietern ein freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten.“

Sie stand auf und verließ mit einem würdevollen Neigen des Hauptes das Zimmer.

So war Egbert Linde Mieter bei der Familie Specht geworden, ohne eigentlich zu wissen, wie er dazu kam. Aber diese Frau hatte ungeachtet ihrer theatralischen Manieren einen gewissen Charakterzug, dem sich junge und unerfahrene Leute ohne weiteres unterordnen.

Egbert ließ sich also seinen Koffer kommen und richtete sich häuslich ein. Bald war er vollständig gerüstet, in dem künstlerischen Milieu der Familie Specht unterzutauken, und wenn er sich die Wahrheit gestehen wollte, so geschah das alles doch nur der blonden Walküre zulieb, die einen ganz seltsamen Eindruck auf ihn gemacht hatte — trotzdem kein Wort über ihre stolz geschürzten Lippen gekommen war.

Natürlich — Rätke Lonnendorf blieb die Königin seines Herzens. Ihr Bild hatte auf dem Nachttisch am Kopfende des Bettes seinen Platz erhalten, ihre süßen Märchenaugen durchleuchteten den ganzen Raum, der sonst nicht viel vom Sonnenlicht zu sehen bekam; aber das Gegenwärtige fordert auch sein Recht.

Und Berta Specht war sehr gegenwärtig, man hörte gegen acht Uhr ihre tiefe Stimme auf dem Korridor mit der Mutter reden. Und sie sagte: „Er ist wieder da, und es geht ihm ganz gut. Aber nun wird er natürlich die Morgenausgabe übernehmen, obwohl der Nacht-

dienst ihm absolut nicht bekommt. Es ist ein wahres Elend, das mitanzusehen.“

„Wirst du das denn müssen?“ fragte die Mutter.

„Aber natürlich, Mama. Außer mir kann niemand es ihm recht machen. Wo Hans Lux arbeitet, da bin ich auch zur Stelle. Ich wollte nur, ich könnte ihm ein Stück von meiner plebejischen Gesundheit abgeben!“

Wie schön diese Stimme klang, obwohl sie eigentlich etwas zu kräftig für ein weibliches Organ war und durchaus nicht an Rätche Tonndorfs silbernes Girren erinnerte. Aber Berta Specht hatte ja soeben von ihrer plebejischen Gesundheit gesprochen, und die Energie sprühte ihr auch aus den grauen Augen.

Egbert beeilte sich mit seiner Toilette, um recht bald etwas tiefer in diese unbekanntenen Sterne hineinschauen zu können.

Er saß beim Tee neben der Haustochter. Man hatte diesmal den Zeichentisch ganz abgeräumt und mit einem richtigen Tisch Tuch versehen; auch zwischen den Möbeln der Wohnstube hatte eine ordnende Hand gewirtschaftet, und es war wohl Bertas Hand gewesen, denn das Ehepaar Specht machte denselben genial liederlichen Eindruck wie um die Mittagszeit, und es kam auch sonst keine rechte Ruhe in den kleinen Kreis.

Der Hausherr hastete sein Essen hinunter und murmelte zur Entschuldigung etwas von einem Auftrag, den er bis morgen auszuführen habe; dann griff er nach einem breittrempigen Schlapphut, der auf dem Kopf einer verstaubten Schillerbüste saß, und flatterte zum Zimmer hinaus.

Auch Frau Eugenie entfernte sich bald in eine unbekannte Region, denn die Korridorschelle hatte geraffelt, und auf dem Korridor entstand ein geheimnisvolles Wispern.

Die beiden jungen Leute blieben allein zurück, und Berta zündete die Petroleumlampe an — es war noch eine von urältester Konstruktion, und man konnte sich auf ein weltabgelegenes Dorf versetzt glauben, denn das Rauschen der Weltstadt wurde von den grauen Mauern der Heiligegeistkirche aufgefangen.

„Ein stiller, friedlicher Winkel!“ sagte Egbert.

Seine Nachbarin, die eine Näharbeit zur Hand genommen hatte, nickte in ihrer gelassenen Weise. „Still genug, Herr Linde. Sie kommen von Jena und sind daran gewöhnt, bei uns in Berlin ist das etwas Seltenes, und darum läßt man sich's zuzeiten gern gefallen. Das eigentliche Leben ist aber doch der Strom.“

„Natürlich,“ pflichtete er eifrig bei. „Ich habe ihn unter den Linden gesehen — um so mehr werde ich mich an dem Frieden meines neuen Heims erfreuen.“

Berta lächelte. „Sie sind ja wohl zur Feder übergegangen — aus der Juristerei. Wollen Sie hier Romane schreiben?“

Ihre grauen Augen waren unbehaglich forschend, und er begann sich sachte als armer Sünder zu fühlen.

„Vorläufig noch nicht, Fräulein Specht. Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so ist meine Zukunft bis jetzt etwas unklar. Die Verhältnisse zwangen mich zur Aufgabe meines Studiums — ich hatte auch wenig Lust dazu, und weil meine Neigungen von jeher der Literatur gehörten —“

„So wollen Sie in den Kürschner kommen, wo schon zehntausend Namen verzeichnet stehen. Ich wünsche viel Glück.“

„Nein,“ sagte er ein wenig ärgerlich, „so töricht bin ich doch nicht. Ich habe die Absicht, bei einer Redaktion einzutreten — am liebsten bei der Redaktion einer

großen politischen Zeitung, wo ich meine juristischen Kenntnisse verwerten kann.“

Das Lächeln in dem Wäلتürengesicht des blonden Mädchens wurde immer bedenklicher. „Treten Sie nur ein, Herr Linde, treten Sie nur ein! Unsere Redaktionen haben zwar selten Flügeltüren, aber man wird welche extra dafür anschaffen. Die Versicherung kann ich Ihnen geben.“

Nun wurde er ernsthaft stuzig, der harmlose Studio, und er rückte wie schuchsuchend näher an Berta heran. „Ist denn das wirklich so schwer, Fräulein Specht? Sie müssen es ja wissen, Sie sind doch selbst dabei —“

„Ach so! Auf diese Weise, meinen Sie!“

Berta warf ihr Nähzeug hin und begann mit den schlanken weißen Fingern auf der Tischplatte zu trommeln.

„Dazu gehört freilich nicht allzuviel! Können Sie tippen? Können Sie stenographieren? Bisweilen lernt man ja solche Künste sogar auf der Hochschule.“

Und dann, als er sie verständnislos ansah, stieg ein tiefes Rot in ihren Wangen auf. Sie senkte den Kopf und legte beide Hände in den Schoß.

„Nun begreife ich alles. Mutter — meine Mutter! Sie wird Ihnen erzählt haben, daß ich ein einflußreiches Mitglied des Redaktionsstabes bin, daß ich die Politik Europas auf meiner Federspitze trage, daß die Zeitung ohne mich zugrunde gehen würde —“

„Nein,“ sagte er eifrig, „nur andeutungsweise —“

„Natürlich, wie man eine Geste macht — eine Geste auf der Bühne! Denn Sie wissen es ja wohl, Sie haben es an den welken Kränzen gesehen, meine Mutter ist Schauspielerin gewesen, und sie liebt es, die Vergangenheit in die Gegenwart zu übertragen. Aber ich, Herr Linde, ich habe nichts von dem Theaterblut in

mir, ich kann eine Sache nicht aufpuken mit Schminke und Flittergold, mir geht die Wahrheit über alles. Es ist nämlich Wahrheit, daß ich bei dieser großen Zeitung, die Hunderte von Menschen beschäftigt, nichts weiter bin als Tippfräulein und Stenographistin, und wenn man mich etwas besser bezahlt und besser verwendet als meine Kolleginnen, so verdanke ich das nur —“

Sie brach ab und lauschte nach der Tür. Draußen auf dem Korridor rauschte und wisperte es wieder, man hörte murmelnde Stimmen.

Berta fuhr hastig fort: „Wenn meine Mutter wieder hereinkommt, erwähnen Sie, bitte, nichts von unserem Gespräch. Wenn sie gewisse Dinge zu verhüllen sucht, wenn sie das künstliche Licht dem natürlichen vorzieht — es ist nicht böser Wille, sondern eine Naturanlage, die durch den Beruf großgezogen wurde. Aber Sie sind unser Hausgenosse geworden, Herr Linde, und in diesem engen Kreise können Ihnen die Verhältnisse nicht verborgen bleiben. Wenn Sie dies und jenes sehen, was Ihnen ungewohnt und sonderbar erscheint, so vergessen Sie nie, daß wir uns in einer Millionenstadt befinden, daß die Lebensfäden hier anders laufen als in einem engen und durchsichtigen Kreise.“

Er blickte sie an und er sah in ihren offenen Zügen einen leisen Schmerz. Aber es war so viel Energie und Lebenskraft dabei, daß er sich neben diesem Mädchen ganz klein dünkte.

Und bei dem Gedanken an seine eigene Zukunft, die heute zum ersten Male ihre drängende Stimme erhob, wurde er noch viel kleiner.

„Die Lebensfäden!“ sagte er halblaut. „Ich fühle mich wie die Müllerstochter im Märchen, ich soll Gold spinnen aus Stroh — wo ist das graue Männchen, das mich die Kunst lehrt?“

„Ich bin nur ein Mädchen und kein Zauberer,“ entgegnete sie heiterer, „aber ein wenig kann ich Ihnen vielleicht dennoch nützen. Wir sind doch nicht nur Hausgenossen, sondern gewissermaßen auch Kameraden, Leute von der großen Armee der Presse. Sie ist in Berlin sehr groß, Herr Linde, aber das Angebot ist noch viel größer, und wenn einer mit nichts weiter kommt als einer Exmatritel, so wird er kaum angesehen. Wenn ein wenig persönliches Interesse dabei ist, dann fordert man aber wohl wenigstens eine Probe, und damit ist schon viel gewonnen. Ich will morgen früh mit Herrn Lux reden.“

„Den Namen habe ich schon gehört,“ bekannte er ehrlich. „Drüben in meinem Zimmer, als Sie nach Hause kamen — es war wirklich kein Lauschen dabei.“

Abermals stieg die Röte in Bertas Wangen auf, nur nicht so tief und schamvoll wie vorhin, als sie ihre Mutter in Schutz nahm. „Wenn ich von diesem Manne spreche, dann geschieht es nicht im Flüsterton. Er hat nichts an und in sich, worüber man raunen müßte, man könnte ihn mit Röntgenstrahlen durchleuchten und würde höchstens finden — nun ja, daß er eine etwas stärkere Lunge verdient hätte. Er ist Redakteur an unserer Zeitung — äußerlich genommen, in Wahrheit der Geist und die Seele des Ganzen. Hans Lux — ganz schlicht und ohne jeden Titel, denn er hat allerdings studiert und könnte Doktor oder Professor sein, aber er zieht es vor, zu sein, was er ist. Bis vor einem halben Jahr war er ‚Minister des Auswärtigen‘ — der Chefredakteur hatte ihm selbst diesen Scherznamen gegeben — das heißt, er bearbeitete die auswärtige Politik, die besonders im Morgenblatt vertreten wird. Damit ist naturgemäß viel Nachtarbeit verbunden, und ich deutete schon an, daß seine Gesundheit zu wünschen

übrig läßt. Seit sechs Monaten übernahm er deshalb den lokalen Teil: Kleinram, Mannigfaltiges und was damit zusammenhängt. Zuletzt ging er —

„Wohin?“ fragte Egbert.

Sie entgegnete leise: „Nach Soden im Taunus. Ja, leider nach dieser drittletzten Station, denn dann kommt nur noch Görbersdorf und Davos — vielleicht auch Gries, wo die vielen Kreuze am Hang stehen sollen.“

„Und mit diesem Manne wollen Sie mich bekannt machen, Fräulein Specht?“

„Ich will ihm Ihren Namen nennen, Herr Linde. Bekannt machen müssen Sie sich selbst, denn Hans Lux ist nicht für Hintertüren und Vetterstrafen, er hat sich das Leben selbst geschmiedet. Aber wir plaudern bisweilen ein paar Minuten zusammen, denn er hat die Marotte, meinen Stenographenstift und meine Klappermaschine fast ausschließlich zu benützen. Er nennt mich seinen Adjutanten, und mitunter —“

„Mitunter begehrt er auch Ihren Rat,“ sagte Linde, als sie abbrach.

„Ja. Ich weiß nicht, warum, denn ich habe nicht den zehnten Teil von dem gelernt, was er selbst spielend beherrscht; es beschämt mich, und es könnte mich auch wieder eitel machen.“

Da schlug die Uhr von der Heiligegeistkirche zehn, und Egbert stand auf. Frau Eugenie war nicht wieder zum Vorschein gekommen, aber diese beiden Stunden hatten Flügel gehabt — Adlerschwingen im Vergleich zu dem Geflatter jener flüchtigen Minuten, die der Student an Rätbes Seite verbracht hatte.

Und zwischen diesen beiden Menschenkindern wurde nicht getändelt, nicht von Liebe gesprochen. Das Leben lag zwischen ihnen und über ihnen die Nacht.

Eine schwüle Sommernacht, die den Dunsthauch der Weltstadt in ihrem Schoße trug.

Egbert Linde konnte lange nicht einschlafen, die ungewohnte Umgebung und der Gedanke an die Zukunft trugen wohl die Hauptschuld daran. Aber zwei- oder dreimal nahm er auch ein Streichholz und beleuchtete das Bild seiner Liebsten, das neben ihm am Kopfende des Bettes stand.

In dem Aufflammen sah er Räthe Tonndorfs Züge, bei dem Erlöschen schwanden sie wieder in die Nacht; es war keine Stetigkeit darin, es war eben das Bildnis einer Studentenliebe.

Und dann später, gegen Morgen, als die Müdigkeit ihn schon überwältigt hatte, fuhr er noch einmal aus dem Halbtraum empor. Da kam ein schwerer, unsicherer Schritt über den Korridor, es tastete an den Türen entlang, und ein paar halbblaut gemurmelte Worte verrieten die Stimme des Hausherrn.

Wo er die ganze Nacht gewesen war, ob er gearbeitet oder gezecht hatte, ob sein Beruf ihn vielleicht in die Kneipen und auf die Gassen der Großstadt führte, das blieb vorläufig ebenso unklar, wie das Raunen und Wispern, das Egbert gestern abend auf dem Flur der Wohnung gehört hatte.

Aber von Rätselfn war dieses neue Milieu jedenfalls umgeben, und das einzig Untrügliche blieben wohl die kühlen grauen Augen Bertas, in deren Erinnerung der zukünftige Literat nun endlich traumlos einschlief.

(Fortsetzung folgt.)





Eisbärenfang mit dem Lasso.

Von H. Giersberg.

Mit 5 Bildern.

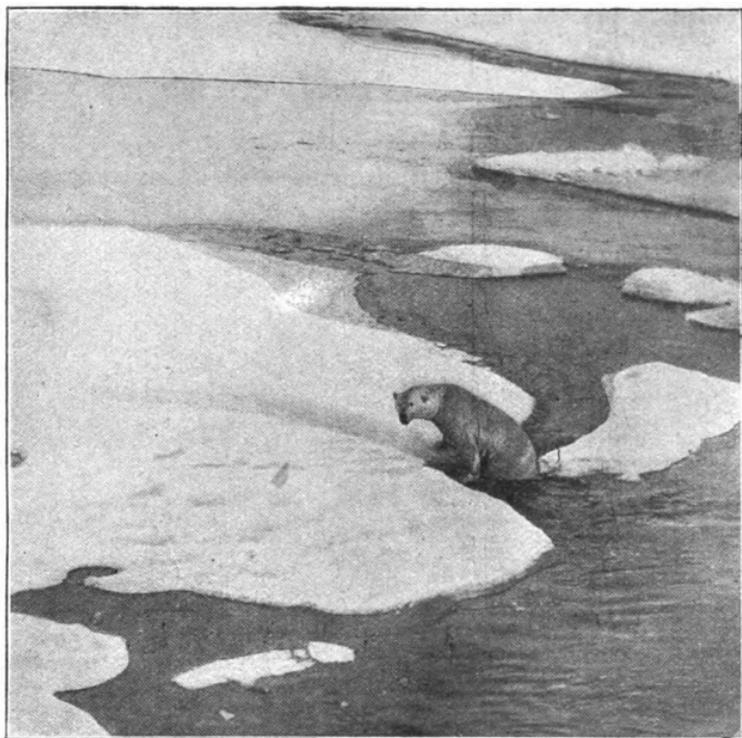


(Nachdruck verboten.)

Zeigt der gefangene Eisbär auch nicht das drollig-täppische Gebaren und die freilich zumeist nur scheinbare Gutmütigkeit seines braunrötigen Stammverwandten, so zählt er doch um seiner unleugbaren Schönheit willen zu den unentbehrlichen Schaustücken jedes zoologischen Gartens und jeder größeren Menagerie. Da zudem seine Widerstandsfähigkeit gegen die schädlichen Einflüsse eines ungewohnten Klimas nicht allzu groß ist und namentlich in heißen Sommermonaten viele Tiere einzugehen pflegen, ist die Nachfrage stets erheblich, und die großen Tierhandlungen müssen immer darauf bedacht sein, sich mit frischer Zufuhr an gesunden und ausgewachsenen Exemplaren zu versorgen.

Das Einfangen der in den arktischen Regionen noch immer ziemlich häufigen Polarbären ist darum ein recht lohnendes Geschäft, das von Eismeerfahrern neuerdings vielfach als ausschließlicher Erwerb betrieben wird. Zu den einfachen und bequemen Jagdarten allerdings ist es nicht gerade zu rechnen, und wenn auch der Eisbär im allgemeinen nicht als besonders angriffslustig bezeichnet werden kann, so vermag er bei seiner außerordentlichen Stärke im Kampf um die geliebte Freiheit doch zu einem recht gefährlichen Gegner zu werden.

Die am häufigsten geübte Methode, ihn mit dem Lasso einzufangen, setzt ebensoviel Kaltblütigkeit und Mut als Gewandtheit und Erfahrung voraus. Aussicht auf Erfolg hat sie überhaupt von vornherein nur dann, wenn es gelingt, die verhängnisvolle Schlinge



Eisbär am Rande einer Scholle.

dem schwimmenden Bären über den Kopf und die Schultern zu werfen. Einem Tier, das festen Boden unter den Taten hat, auf solche Art beikommen zu wollen, wäre ein ganz törichtes und nahezu selbstmörderisches Beginnen.

Die erste und größte Schwierigkeit für den Bärenfänger besteht in der Aufgabe, das zur Beute auser-

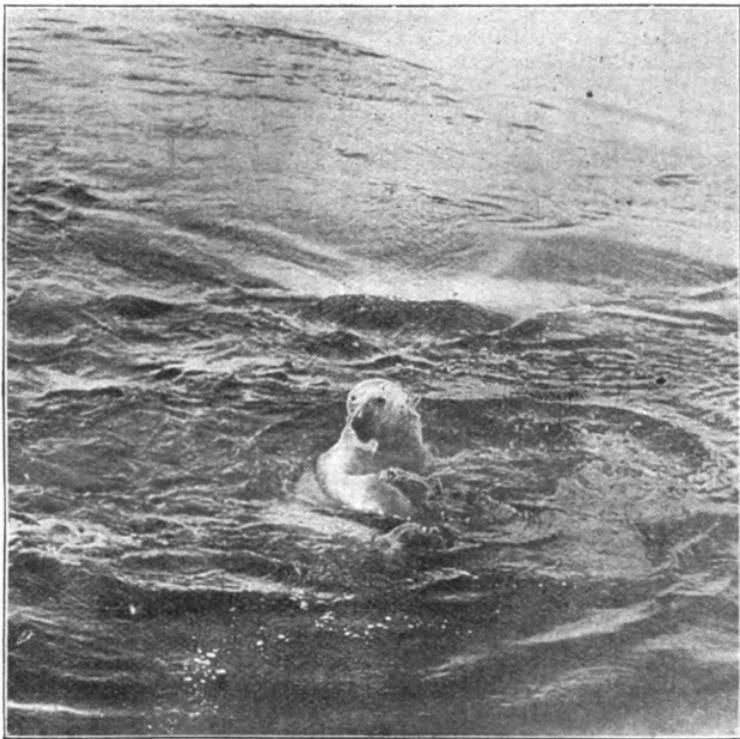
sehene Tier ins Wasser zu scheuchen und ihm die Rückkehr auf das rettende Eis abzuschneiden, bis der Wurf mit dem Lasso nach Wunsch gelungen ist. Der Fang kann deshalb nur von einem kleinen und leicht beweglichen Fahrzeug aus betrieben werden. Allzu leicht und gebrechlich aber darf dies Boot wiederum auch nicht sein, da es einmal Antrieb genug haben muß, um den ins Schlepptau genommenen und sich mit allen Kräften sträubenden Bären nachzuziehen, und da ferner seine Insassen immer mit einem Angriff des gefangenen Polarriesen und mit einer dadurch bedingten Gefahr des Kenterns rechnen müssen. Jäger, die sich von vornherein auf den Bärenfang einrichten, versäumen darum nie, eine kleine Dampfbarkasse oder ein Motorboot mitzunehmen, die bei geschickter Steuerung vortrefflich geeignet sind, allen Anforderungen des besonderen Zweckes zu genügen.

Der Eisbär ist zwar ein sehr guter und ausdauernder, aber auch ein verhältnismäßig langsamer Schwimmer, so daß es zumeist ein Leichtes ist, ihn mit der Barkasse zu überholen.

Sieht er sich verfolgt und erkennt er die Unmöglichkeit, die nächste Eisscholle rechtzeitig zu erreichen, so versucht er sein Heil zunächst immer mit dem Tauchen, und es ist oft bewunderungswürdig, wie lange er sich unter der Wasseroberfläche zu halten vermag. Endlich aber zwingt ihn das Luftbedürfnis doch, mit Kopf und Schultern wieder zum Vorschein zu kommen, und diesen Augenblick muß der am Bug des Bootes stehende Jäger für den Wurf mit dem Lasso benützen. Daß es dazu eines scharfen Auges, einer sicheren Hand und einer großen Übung bedarf, leuchtet ohne weiteres ein, und nur in ausnehmend glücklichen Fällen gelingt es gleich beim ersten Versuch, die Schlinge so über den

Kopf des Bären zu bringen, daß er sich ihrer nicht sofort wieder zu entledigen vermag.

Würde es sich nun nicht darum handeln, ihn lebendig und unverfehrt an Bord des Schiffes zu bringen, so wäre ein rasches Zuziehen geeignet, alle Befreiungs-



Ein gelungener Wurf.

versuche vergeblich zu machen, und im Anfang seiner Tätigkeit unterliegt beinahe jeder Bärenfänger der Versuchung, diesen Fehler zu begehen. Aber das Ergebnis ist unschwer vorauszusehen. Bei den verzweifelten Bemühungen des Tieres, seinen Feinden zu entinnen, zieht sich die Schlinge immer fester zusammen, der Jäger hat keine Möglichkeit mehr, sie wieder zu

lockern, und der Bär ist erdrosselt, lange bevor man ihn an Bord des Schiffes zu bringen vermocht hat.

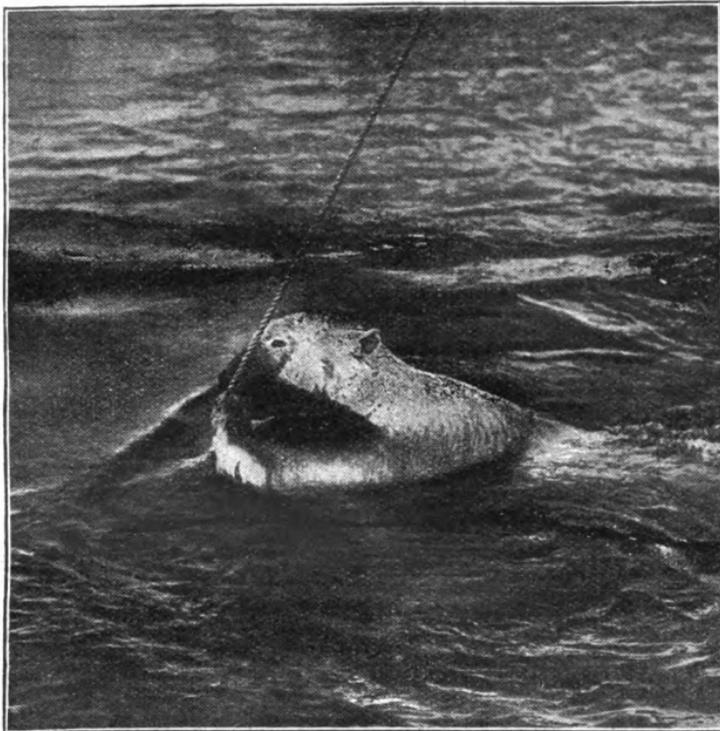
Man muß darum mit dem Zuziehen der Schlinge warten, bis Meister Pek eine seiner Pranken hindurchgesteckt hat, was er immer versucht, wenn es ihm nicht gleich gelingt, das lästige Seil durch einfaches Kopfschütteln abzustreifen.

Aber auch, wenn der richtige Augenblick glücklich erkannt und ausgenützt wurde, wäre es für triumphierende Siegesgewißheit noch immer viel zu früh. Bei seinen Anstrengungen, der Fessel ledig zu werden, entwickelt das Tier, das sich vom ersten Anziehen des Seiles an wie unsinnig gebärdet, eine Geschicklichkeit und eine wilde Energie, die sehr oft noch dann von Erfolg gekrönt ist, wenn man den gewichtigen Fang bereits nahezu geborgen glaubt.

Der Kampf des Bären gegen die unbarmherzige Umschlingung gewährt jedenfalls einen höchst aufregenden Anblick. Bald sich auf den Rücken wälzend, bald im seichten Wasser auf den Hinterbeinen stehend, setzt er seine gigantischen Kräfte in wachsender Wut für das Befreiungswort ein, das Seil gleichzeitig unaufhörlich mit dem Gebiß bearbeitend. Und da man bis zu dem im offenen Wasser ankernden Schiffe meist eine beträchtliche Entfernung zurückzulegen hat, kommt er, wie gesagt, häufig genug auf die eine oder die andere Weise zu dem gewünschten Ziel.

Gelingt es ihm, sich loszumachen, so ist er durch die üble Erfahrung natürlich gewarnt und bleibt bei der eiligst angetretenen Flucht ängstlich darauf bedacht, den Kopf so selten und so wenig als möglich über die Wasseroberfläche zu erheben, wodurch ein erneutes Anbringen der Schlinge selbstverständlich gewaltig erschwert wird. Manchmal freilich ist er durch die ausgestandene Auf-

regung in solche Raserei versetzt worden, daß er sich nicht zur Flucht, sondern zum Angriff wendet, und es ist für die Insassen des Bootes mitunter eine keineswegs leichte und gefahrlose Aufgabe, sich den un-



Befreiungsversuche des von dem Lasso eingefangenen Bären.

gebärdigen Gesellen mit den Bootshaken vom Leibe zu halten.

Der gewandte Bärenfänger sieht solche Angriffe übrigens gar nicht ungern, da sie es ihm viel bequemer machen, dem in seiner unmittelbaren Nähe befindlichen Tier die Schlinge abermals über den Kopf zu werfen, und ernstliche Unfälle gehören bei dieser Art der Bärenjagd in der That zu den größten Seltenheiten.

Einmal geriet die Bemannung einer kleinen Motorbarkasse dadurch in eine recht kritische Lage, daß es dem Weißbepelzten gelang, das Fahrzeug auf eine sehr flache Eisscholle hinaufzuziehen, so daß es für kurze Zeit bewegungsunfähig auf dem Trodenen lag. Hätte der angefeilte Bär Entschlossenheit genug gehabt, sich während dieser Zeit auf seine Feinde zu stürzen, so würde sicherlich mehr als einem von ihnen für immer die Lust zur Ausübung des einträglichen Sports vergangen sein. Aber er verlor statt dessen seine kostbare Zeit mit fruchtlosen Versuchen, den Strick zu durchbeißen und gewährte dadurch den erschrockenen Männern die Möglichkeit, mit vereinter Anstrengung ihr Fahrzeug wieder ins Wasser zu bringen. Ein unerwartet heftiger Ruck an dem Seil warf dann den Bären, ein mehr als zehn Zentner schweres Tier, auf den Rücken, so daß er ohne große Mühe in das nasse Element gezogen und bis zu dem großen Schiffe geschleppt werden konnte.

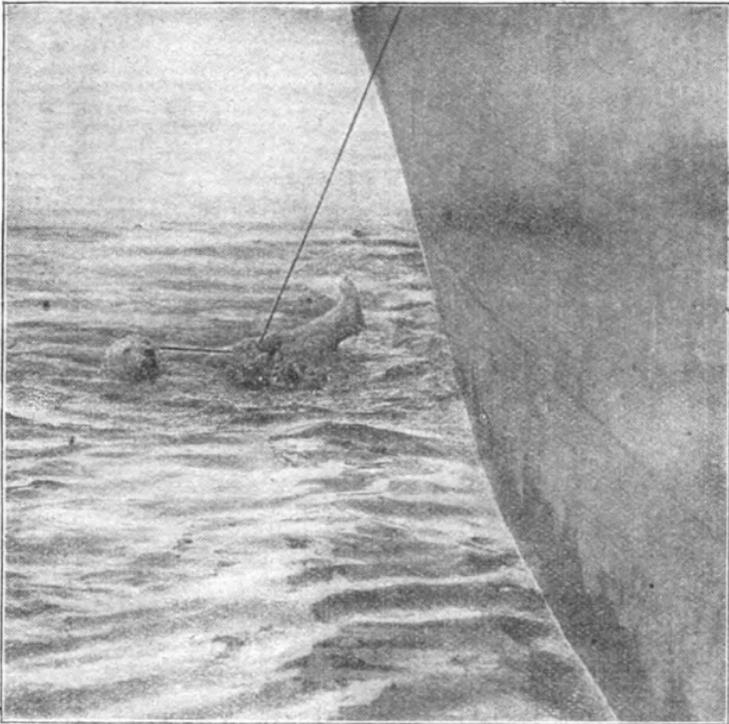
Dort hatte man, sobald das verabredete Signal vom Boote gegeben worden war, den Schiffstran ausschwingen lassen, und wenn dann erst einmal der Haken an dem Fangseil befestigt ist, gibt es für den armen Gesellen kein Entrinnen mehr.

Man kann sich kaum ein groteskeres Schauspiel vorstellen als das Aufwinden der riesigen Bestie, die in der Erstarrung höchster Angst alle viere von sich streckt und nun zumeist ohne weiteren Widerstand alles mit sich geschehen läßt.

Natürlich muß auf Deck der Räfig bereit stehen, und eine genügende Anzahl kräftiger Fäuste muß den Überraschten in sicheren Gewahrnam gebracht haben, bevor er Zeit gefunden hat, sich aus seiner stumpfen Resignation aufzuraffen, denn die Ergebung in das

unabwendbare Geschick ist meist nicht von sehr langer Dauer, und der Gefangene läßt es nie an verzweifelten Ausbruchversuchen fehlen, die keineswegs immer erfolglos bleiben.

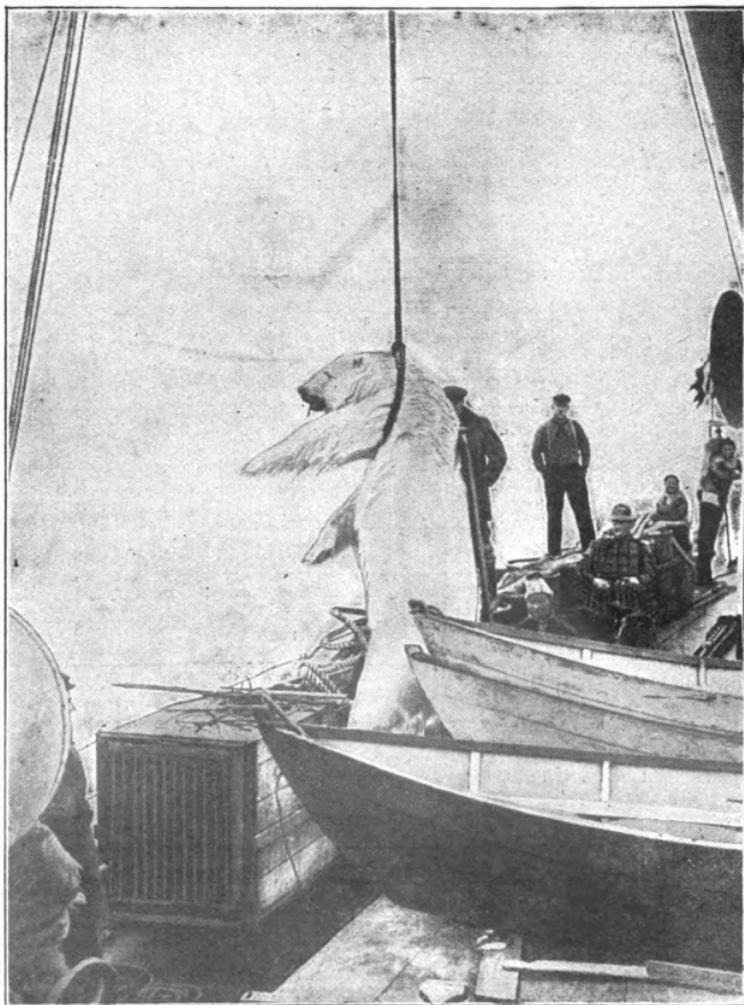
Derselbe Bärenfänger, dem die unserer Skizze bei-



zu sein Schicksal ergeben.

gegebenen Augenblicksaufnahmen zu verdanken sind, weiß von einem derartigen Vorkommnis zu erzählen, das zwar von den Beteiligten später als komische Episode belacht wurde, im Augenblick des Geschehens aber einen verzweifelt ernsthaften Charakter hatte. Dem gefangenen Bären, einem ausnehmend schönen und starken Exemplar, war es nach tagelangen vergeb-

lichen Anstrengungen gelungen, die Tür seines Käfigs zu zertrümmern, und er stürmte plötzlich über das Deck



Der mit dem Schiffskran an Deck gebrachte Bär.

zum gewaltigen Entsetzen der Mannschaft, die in wilder Flucht nach allen Richtungen hin auseinander stob. Sogar der Mann am Steuer verlor alles Pflicht-

bewußtsein und rannte davon, um sich in einem sicheren Winkel zu verbergen. Führerlos trieb das Fahrzeug auf den Wellen, bis ein ungewöhnlich beherzter Matrose das Wagnis unternahm, dem Bären mit einem armdicken Knüttel zu Leibe zu gehen.

Solchem Widersacher gegenüber war das natürlich eine höchst unzulängliche Waffe, aber dem Mutigen lächelte auch hier das Glück, denn der Bär ließ sich durch den ersten wuchtigen Schlag, der seinen Schädel getroffen, derart einschüchtern, daß ihm alle Freiheitsgelüste vergingen und er mit ärgerlichem Brummen kehrt machte, um auf dem kürzesten Wege nach seinem Käfig zurückzutrotten, hinter dessen dicken Eichenplanken er wenigstens vor so unfreundlicher Behandlung sicher gewesen war.





Ich sage nein!

Novelle von Henriette v. Meerheimb.

(Nachdruck verboten.)

Tiefe Stille lag über Schloß Rosewood. Die Flure waren stumm. Die Treppen waren stumm. Schweigen füllte das ganze Haus. Die Dienerschaft schlich auf den Fußspitzen über die mit dicken roten Läufern belegten Gänge.

Der Herr des Schlosses, Mr. Robert Gordon, lag im Sterben. Seit Jahren war er ein kranker, halb gelähmter Mann. Heute sprachen die Ärzte das Todesurteil über ihn aus. Es konnte noch Tage, ja vielleicht eine Woche noch dauern, aber jede Hoffnung, sein Leben länger zu erhalten, sei ausgeschlossen.

Der jungen Mrs. Gordon wurde dieses Urteil der behandelnden Doktoren von der aus London herbeigerufenen ärztlichen Autorität in schonender Weise mitgeteilt.

Sie antwortete nur mit einem kurzen Neigen des Hauptes. Keine Träne trübte ihren Blick. Ihre großen braunen Augen sahen übernatürlich ernst und feierlich in dem zarten, blassen Gesicht aus, das noch um einen Schein weißer wurde. Ein leises Zittern lief über ihre Gestalt.

Als die Ärzte das Zimmer verlassen hatten, ging sie wieder in den weit ausgebauten Erker, dessen offene Fenster in den Garten hinausfahen.

Regungslos saß sie dann in dem mit antikem Leder bezogenen Sessel, dessen mattgoldenes Drachennmuster in Relief getrieben war. Ein großes Rissen, aus einem alten Mehrgewand geschnitten, in der verblichenen Farbe, die die florentinischen Seidenspinner mit „safranrosa“ bezeichnen, bildete die reiche Rückenlehne.

Die einbrechende Dämmerung spann alles in ihre verschwimmenden Schatten ein. Die Fontäne auf dem großen Rasenrondell plätscherte. Es klang wie leise fallender Regen. Die Rosen dufteten in dem stillen Garten. Ein schwerer Geruch drang herauf und erfüllte das Zimmer.

Daisy Gordon lehnte den Kopf an das Fensterkreuz. Dunkelgrüner Efeu, der die ganze Gartenseite des Schlosses umzog, zwängte sich hier bis in das Zimmer. Die gelben und roten Blüten der Rapuzinerkresse umwanden das Fenster wie mit Girlanden. Leise strich der Wind durch die Zweige. Aber das Flüstern in den Bäumen und Büschen klang nicht mehr sommerweich. In das Rauschen mischte sich schon das Knistern eines toten Blattes.

Herbst. Die Blätter werden fallen, die Rosen verblühen, und auch er mußte sterben, der Besitzer dieses alten Schlosses, das den Gordons seit Jahrhunderten gehörte. Sie werden ihn hinaustragen und begraben in dem von Zypressen beschatteten Erbbegräbnis. Und sie, Daisy Gordon — seine Frau, sie wird frei sein!

Ihre beiden im Schoß gefalteten Hände hob sie empor. „Frei! Noch einmal frei!“

Welch ein Geschick war das gewesen, immer in demselben ermüdenden Kreise festgestellter Gewohnheiten ihre Lebenskraft verbrauchen zu müssen! Ein wildes Sehnen hatte sie beständig gemartert, ihre Augen möchten sich an einem gesegneten Morgen

über einer neuen Welt öffnen, die zu ihrer Freude geschaffen wäre, neue Gestalten, neue Hoffnungen zeigte.

Und nun brach dieser Morgen an!

Ein seltsamer Laut, halb Jauchzen, halb Schluchzen, hob ihre Brust. Ihr Gesicht sah verändert aus, rosig und glückstrahlend.

Ein leises Geräusch ließ sie zusammenfahren. Sie wandte den Kopf. In der nächsten Sekunde zogen die feingezeichneten Brauen sich wieder wie in Ärger oder Schmerz zusammen. Dicht hinter ihr, halb von der blauen Samtgardine verdeckt, stand die Krankenpflegerin in ihrer dunklen Tracht mit der leuchtend weißen Schürze und Haube.

„Was schleichen Sie hier herum wie eine Rake?“ fuhr Daisy heftig auf. „Können Sie nicht anklopfen, ehe Sie eintreten?“

„Ich klopfte mehrere Male ganz laut, erhielt aber keine Antwort. Daher glaubte ich, das Zimmer sei leer und nahm mir die Freiheit, einzutreten.“

Der Ton der Schwester klang kalt und getränkt.

„Was wollen Sie?“

„Mr. Gordon wünscht Sie zu sprechen.“

Das reizende Gesicht der jungen Frau wurde sehr blaß, der weiche Mund zuckte. „Weshalb? Vor kurzem war er doch viel zu schwach —“

„Mr. Gordon erholte sich wunderbar nach einer Kampferinsprizung. Er ist bei vollem Bewußtsein. Meiner Ansicht nach irren die Ärzte.“

„Sie meinen, er wird leben bleiben?“

Nur wie ein Hauch berührte die Frage das Ohr der Schwester. Aber eine kleine, eiskalte Hand umklammerte dabei mit schmerzhaftem Druck ihren Arm.

Die Schwester trat einen Schritt zurück. Daisys

Hand glitt herab. In den kleinen grauen Augen der Pflegerin zuckte ein gehässiges Licht auf. „Ich habe schon öfter Fälle erlebt, wo alle Ärzte den Patienten aufgaben, und der Kranke lebte trotzdem viele Jahre weiter.“

„Noch viele Jahre!“ wiederholte Daisy tonlos. „Nein, Sie irren. Mr. Vater ist eine Autorität. Der sprach nur noch von Stunden, höchstens Tagen.“

„Nun, Sie erhoffen doch sicherlich eine Verlängerung Mr. Gordons Leben?“

Die höhnische Frage traf wie der Stich einer Nadel. Daisys Atem ging rasch.

„Wenn er wirklich gesund werden könnte — gewiß,“ sagte sie endlich langsam. „Aber könnte man ohne Grausamkeit seine Qualen verlängern wollen?“

„Nun, Mr. Gordon blieben noch manche Lebensfreuden, trotzdem er im letzten Jahre an den Rollstuhl gefesselt war,“ entgegnete die Krankenpflegerin achselzuckend. „Wenn man reich ist und sich alles gewähren kann! Dazu solch schöne, junge, liebevolle Frau besitzt —“

Daisy musterte die vor ihr Stehende mit einem hochmütigen Blick. „Lassen Sie mich allein zu meinem Manne gehen. Aber bleiben Sie in erreichbarer Nähe, im Falle Sie gebraucht werden.“

„Gewiß.“

Die Pflegerin ließ Mrs Gordon vorangehen und folgte in respektvoller Entfernung, indem sie mit beiden Händen die Falten ihrer steif gestärkten Schürze glatt strich.

Das Knistern der Leinwand riß an Daisys gereizten Nerven. Welch eine gräßliche Person das war, diese Mary Smith — taktlos und unverschämt! Aber die Ärzte lobten ihre Pflege, und der Kranke war an sie

gewöhnt. Lange würde man sie ja nicht mehr ertragen müssen.

Wenn sich die Krankheit Robert Gordons aber doch noch hinzog? Vielleicht jahrelang?

Ein eisiges, lähmendes Grauen kroch der jungen Frau bis ans Herz und ließ es langsam und schwer schlagen. Noch Jahre in der dumpfen Luft des Krankenzimmers atmen müssen, immer unter dem entsetzlichen Druck leben, immer im Schatten, den eine langausgedehnte Krankheit über ein Haus wirft, ohne Lust, Wonne und Daselnsfreude — nein, das konnte nicht ewig so weitergehen!

Mattgedämpfte Beleuchtung lag über den Prachtsalonen, die sie durchschritten. Die letzte Tageshelle mischte sich mit dem wie Mondlicht gleißenden Schein der Milchglasbirnen am elektrischen Kronleuchter. Die reichen Lüster spielten über das steife Lilienmuster im Silberbrokat der Wände, über reich geschnitzte Konsoltische, bunte Damaststoffe und alte, dunkelrote Mahagonimöbel mit Greifenklauen und glänzenden Bronzebeschlägen. Daisy kam alles fremd und unwirklich vor in diesen selten betretenen und seit Jahren unbenützten Räumen.

Jetzt stand sie vor der dunklen Eichentür, die in das Vorzimmer der Krankenstube führte. Ein dicker Friesvorhang schnitt von außen und innen jeden Laut ab.

Daisy schob die schwere Wolle beiseite und klopfte leise.

Die Tür wurde sofort geöffnet. Der Neffe ihres Mannes, Mr. Edward Gordon, stand vor ihr.

Ein leises Erschrecken lief über ihr Gesicht. „Sie hier? Ich wußte nicht, daß Sie gekommen sind.“

„Ich ließ mich absichtlich nicht melden, weil man mir sagte, Sie wollten nicht gestört sein nach —“

Er stockte und streifte ihr Gesicht mit einem flüchtigen, aber scharfen Blick.

Die Farbe kam und ging auf ihrem Gesicht. „Schwester Mary glaubt, daß die Ärzte sich irren und der Kranke noch lange leben kann.“

Edward Gordon zuckte ungläubig die Achseln. „Diese Behauptung spricht nicht für die Sachkenntnis der Pflegerin. Er ist am Ende angekommen.“

Sie atmete auf. Wieder lief jenes glückliche Lächeln wie ein Sonnenstrahl über ihr reizendes Gesicht.

„Um Gottes willen, beherrschen Sie sich!“ mahnte er.

„Ich werde nicht weinen! Seien Sie ohne Sorge!“ flüsterte sie zurück.

„Das meinte ich nicht. Im Gegenteil. Vielleicht wäre es ganz gut, wenn Sie das täten.“

„Niemals habe ich mich verstellen können.“

„Einem Sterbenden gegenüber ist das oft nötig. Zu viel Offenheit wäre unbarmherzig,“ entgegnete er mit einem Anflug von Strenge.

Sie klopfte mit ihrer schmalen Fußspitze nervös auf den dicken Plüschteppich. „Wie können Sie wissen, was ich im stillen ertragen habe?“

„Wissen nicht, aber ahnen.“

Er faßte nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen. „Alle Menschen verehren Sie und stellen Sie hoch für das Martyrium, das Sie schweigend duldeten viele Jahre lang. Nun machen Sie Ihr Werk nicht selbst im letzten Augenblick zuschanden durch zu offen gezeigte Erleichterung über die baldige Erlösung.“

„Aber ich freue mich — ich freue mich! Ich weiß wohl, das klingt roh und herzlos, aber ich kann nicht anders.“

Er hob mahnend die Hand. „Das Gehör der Sterbenden ist oft übernatürlich scharf. Das leiseste Flüstern erraten sie. Außerdem schleicht die Smith —“

„Lassen Sie mich jetzt hineingehen, Edward.“

„Aber Ruhe und Besonnenheit, Daisy!“

„Warum sind Sie so besorgt? Jetzt kann er mir doch nichts mehr tun!“

Edward Gordon sah forschend in ihr unbetümmertes Gesicht. „Wissen Sie denn, ob und was für ein Testament er gemacht hat?“

„Nein. Er sprach nie mit mir darüber.“

„Mit mir auch nicht. Aber ich habe eine Ahnung, als ob von Ihrem jetzigen Benehmen viel für Sie abhänge.“

„Solche Erwägungen beeinflussen mich nicht.“

„Sie Rind!“ In plötzlicher Aufwallung legte er ihr die Hand auf die Schulter. „Seien Sie doch klug!“

Ihr leises Lachen klang weich und girrend wie der Ruf der Waldtaube. „Rind nennen Sie mich? Vergessen Sie denn ganz, daß ich Ihre Tante bin, Edward?“

Sie versuchte ihrer zierlichen Gestalt eine imponierende Haltung, ihrem jungen Gesicht einen würdigen Ausdruck zu geben. Aber es gelang nur schlecht.

„Eine Tante, die sieben Jahre jünger wie ihr Neffe ist!“ Mit einem zärtlichen Blick, in dem eine unbewußte Leidenschaft lag, umfaßte er die schlankte Gestalt, die in ihrem fließenden grauen Kreppekleid in dem matten erhellten Zimmer wie aus Duft und Nebel zusammengewoben aussah.

Ob sie seinen Blick richtig deutete? Ein abweisender Ausdruck legte sich über ihr Gesicht. Durch die halbgeschlossenen Lider blinzelte sie ihn ein wenig ironisch an. „Vermutlich wären Sie doch der Gewinner, wenn ich verliere,“ meinte sie nachlässig. „Außer uns beiden wüßte ich keinen Menschen, der Robert Gordon nahe steht.“

„Er war immer ein freundloser, einsamer Mann,“

entgegnete er ruhig, ohne auf ihren Ausfall einzugehen.

Mit einer leichten Handbewegung schob sie ihn beiseite. „Lassen Sie mich allein zu ihm gehen.“

Er trat zurück und öffnete geräuschlos die Tür, die er dann fest wieder ins Schloß zog, um keine Silbe der bevorstehenden Unterredung mitanzuhören.

Ein dreiteiliger Schirm umgab das in die Mitte des großen Zimmers hineingerückte Bett. Der Kranke lag regungslos in den Kissen. Die Lampe brannte. Ein grauer Kreis tanzte oben an der weiß stukkatierten Decke. Eine Fliege löste sich von der Wand und flog mit starkem Gesumm gegen die Glasglocke. Ein Möbel knisterte in der Stille.

Langsam hob der Kranke die müden Lider und sah seine hereintretende Frau an.

Daisys langes Kleid glitt mit leisem Surren über das blanke Parkett. Jetzt war sie dicht herangekommen.

„Stelle dich dort hin, damit ich dir gerade ins Gesicht sehen kann,“ sagte Mr. Robert Gordon, indem er auf das Fußende des Bettes deutete. „Du weißt doch, daß ich mich nicht umwenden kann!“

Ohne Widerrede erfüllte sie seinen Wunsch, der mehr wie ein kurzer Befehl klang. Ein unwillkürlicher Schauer überlief sie. Trotzdem zwang sie sich, den Sterbenden anzusehen.

Er lag auf dem Rücken. Der Kopf mit den spärlichen grauen Haaren ruhte auf einem niedrigen Kissen. An der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen lag eine scharfe Furche wie ein harter Strich, die der beständig nagende Schmerz eingegraben hatte.

Die Gestalt unter der leichten Seidendecke erschien

so abgemagert, daß sich die Formen kaum von der Fläche des Bettes abhoben. Der Körper war wie hingehaucht in das dämmerige Halblight des Raumes.

Die von strengen Medizinen durchtränkte Luft benahm Daisy fast den Atem. „Du wolltest mich sprechen, Robert?“ fragte sie beklommen. „Fühlst du dich besser?“

Er machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. „Beunruhige dich nicht. Ich werde dir nicht mehr lange die Sonne verdunkeln.“

Ihr fielen Edwards Ermahnungen ein. Aber sie brachte keine Widerrede heraus.

Der Kranke lachte mit bitterem Spott. „Etwas habe ich stets an dir bewundert,“ sagte er langsam. Jedes Wort schien er abzuwägen. „Du kannst dich schlecht verstellen und deine Gefühle verbergen.“

Daisy kannte diesen Ton und fürchtete ihn. Denn stets verbarg sich eine Grausamkeit, irgend eine boshafte Absicht hinter einem Lob. „Ich habe dich nie belogen,“ antwortete sie sanft.

„Dieser Behauptung kann ich leider nicht beipflichten.“

Seine eingesunkenen Augen richteten sich mit solchem Ausdruck kalter Wut auf ihr Gesicht, daß ein Frösteln sie schüttelte.

„Stoße nicht ans Bett!“ schrie der Kranke.

Sie trat einen Schritt zurück.

„Nicht so weit weg! Ich will dich sehen!“

Wieder einen halben Schritt vor. Oh, wie sie diese Quälereien satt hatte! Die langen Jahre hindurch wußte er sie ständig mit solchen Nörgeleien zu foltern, tagaus, tagein.

Ihre Hände preßte sie ineinander, daß die Nägel sich ins Fleisch gruben, um ruhig zu bleiben. „Bitte, sage also, was du mir mitteilen wolltest, Robert.“

„Zähle mir erst zwanzig Tropfen von der braunen Medizin in das Glas. Du darfst dich nicht verzählen, hörst du! Zu viel könnte schaden, zu wenig nützt nichts.“

Daisy trat an den Tisch und nahm die Tropfflasche. Vorsichtig zählte sie.

„Erinnerst du dich des achtzehnten Juni vor fünf Jahren?“ klang plötzlich die scharfe, dünne Stimme des Kranken an ihr Ohr.

Ein jäher Ruck ließ die weißen Hände, die das Glas hielten, zusammenfahren. Flasche und Glas klirrten gegeneinander. Ein völlig entfärbtes Antlitz mit weit-aufgerissenen, entsehten Augen wandte sich dem Bett zu.

„Nun — nun, was gibt's denn?“ fragte Robert Gordon.

„Hast du dich verzählt? Das schadet nichts. Gieße das Glas aus. Was erschreckte dich denn so? Meine Frage etwa?“

Daisy stellte die Medizin fort. Mit unverhohlenem Abscheu sah sie in das boshaft lächelnde Gesicht in den Rissen, das schon den Stempel des Todes trug. „Was willst du von mir?“ schrie sie auf. „Warum marterst du mich jetzt noch? Hast du mich noch nicht genug gequält all die langen Jahre über?“

Er tat, als ob er ihre Einrede gar nicht gehört hätte. Jedenfalls beantwortete er sie nicht. „Also du entsinnst dich des Sommers vor fünf Jahren?“ nahm er nach kurzer Pause das Verhör wieder auf.

„Ja.“

„Du rittest den Sommer oft ohne mich aus und fuhrst sehr häufig zu deiner Freundin Violet Johnstone nach Holmbyhouse!“

Sie stand mit schlaff herunterhängenden Armen wieder am Fußende des Bettes.

„Damals war ich anscheinend gesund.“ Gordon

sprach in ruhig erzählendem Ton. „Ich konnte noch auf Jagd gehen und blieb oft lange fort. Darum verdachte ich es dir nicht, wenn du auch dein Vergnügen suchtest. Du bist dreißig Jahre jünger als ich. Ich ließ dich tun, was dir beliebte, weil ich dir vertraute. Auch als ich merkte, daß Violets Schwager, der Kapitän Frank Johnstone, dein ständiger Begleiter war. Für undenkbar hielt ich es, daß meine Frau mich betrügen könne.“

„Niemals habe ich dich betrogen!“

„Laß mich ausreden. Kapitän Johnstone erwies mir die Ehre, unser häufiger Gast zu sein. Den langen Sommerurlaub verbrachte er teils in Holmbyhouse bei seinen Geschwistern, teils bei uns in Rosewood. Also hatte ich ausreichend Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Schwer ist das ja nicht. Die prallstehenden Hosen und die hohen Stiefeln, wenn er in Uniform, und der tadellos geschnittene Frack, wenn er in Zivil geht, scheinen mir die hervorstechendsten Eigenschaften dieses blonden Kapitäns Frank Johnstone zu sein.“

Eine Statue konnte nicht stummer und regungsloser sein wie die zarte, graue Frauengestalt am Fußende des Bettes.

„Du entsinnst dich also genau des achtzehnten Juni?“ fuhr die unbarmherzige Stimme des Kranken fort. „Gut — ich auch. Ein schwüler Tag war's. Ich war pirschen gefahren. Ein Gewitter zog auf, darum hieß ich den Kutscher umkehren. Als wir in den Hof einbogen, sah ich, daß zwei erhitzte Reitpferde langsam vor dem Stall auf und ab geführt wurden. Das eine trug einen Herren-, das andere einen Damensattel. Da wußte ich, daß du mit Kapitän Johnstone von einem Ritt heimgekehrt sein mußtest. Ich stieg am Seiteneingang des Schlosses aus und ging in den Garten.“

Welch geheime Ahnung mich dazu trieb, könnte ich heute nicht mehr sagen. Genug — ich tat's. Ich setzte mich, um auszuruhen, unter den weit vorspringenden Erker deines Zimmers. Bereits damals spürte ich oft eine lähmende Müdigkeit im Kreuz. Zuerst blieb über mir alles still. Nach einer Weile hörte ich Schritte — sporentirrende und leise Tritte eines Frauenschuhes. Ein Rücken von Stühlen folgte. Und dann sprach Kapitän Johnstone überstürzt auf dich ein. Raum konnte ich folgen. Liebesbeteuerungen, Klagen, Bitten — alles, was ein toll Verliebter an eine begehrte Frau hinredet. Kein Wort entging mir, denn ich habe ein sehr scharfes Gehör.“

„Dann wirst du auch meine Antwort verstanden haben.“ Daisy hob den Kopf und zwang sich, den Sprecher gerade anzusehen.

„Silbe für Silbe. Hätte deine Antwort anders gelaute, so stündest du jetzt nicht lebend am Fuß dieses Bettes und zähltest die Minuten bis zu meiner Todesstunde.“

Sie widersprach nicht. Greifbar deutlich stand jener Sommerabend wieder vor ihr.

Der Kranke atmete mühsam. Ein Stöhnen hob seine Brust. Aber mit Anspannung aller Willenskraft unterdrückte er Schwäche und Schmerzen. „Eine höchst interessante Unterhaltung war das wirklich an diesem denkwürdigen achtzehnten Juni! Für einen Ehemann recht belehrend!“ spottete er. „Ich erfuhr, daß du mich verabscheuest, daß dir vor mir graue und du unsere Ehe heute lieber wie morgen lösen würdest. Aber das Gefühl der Dankbarkeit hielt dich zurück, weil ich deinen verschuldeten Vater vor dem Bankrott rettete. Den Schluß dieser hübschen Aufklärungen bildeten wieder Liebesworte, Versicherungen ewiger Treue und schließ-

lich ein tränenreicher Abschied. Angenehm — dies alles mitanhören zu müssen!“

„Der gerechte Lohn des Horchers.“

„Meinst du? Ich dünkte, du könntest dich nicht über mich beklagen. Fünf Jahre sind seit jenem Abend vergangen, und ich erwähnte bisher nie etwas davon.“

„Warum tust du es jetzt?“

„Das sollst du gleich hören. Du hast mich noch nie gefragt, ob und wie ich nach meinem Tode deine Zukunft sichergestellt habe, Daisy?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich annehme, daß du für mich sorgen wirst, da du weißt, daß ich ganz arm bin.“

„Ja. Du brachtest nichts ins Haus außer deiner Jugend und Schönheit — nicht einmal eine bescheidene Ausstattung.“

„Ich war achtzehn Jahre alt, kindlich und unschuldig. Was hast du aus mir gemacht?“

In ihren großen Augen lag eine leidenschaftliche Anklage.

„Mit Luxus habe ich dich überschüttet.“

„Trotzdem froh und hungerte ich neben dir.“

„Und diesem Mangel sollte Frank Johnstone abhelfen?“

„Laß den abscheulichen Spott! Der ist übel angebracht. Ich habe Frank Johnstone leidenschaftlich geliebt und bin trotzdem bei dir geblieben.“

„Vermutlich weil du erwogst, daß es sich für ein junges Paar von euren Lebensgewohnheiten schlecht vom Gehalt eines Kapitäns lebt.“

„Daran dachte ich nicht.“

„Sehr unüberlegt von dir.“

„Komm zur Sache! Du weißt, da du ja so gut

unterrichtet bist und unbemerkt zu beobachten verstehst, daß ich in den ganzen Jahren nie mehr mit Kapitän Johnstone korrespondiert, mit seiner Schwägerin nicht weiter verkehrt habe. Du brachst damals einen Bank mit Johnstones vom Zaun, und ich durfte nicht mehr in Holmburyhouse verkehren.“

„Das entsprang einer wohlwollenden Absicht.“

„Also alles Berechnung!“

„Du kannst es so nennen, wenn es dir beliebt. Mancher rechnet richtig und mancher falsch. Ich will hoffen, daß du jetzt weiser geworden bist und zu den richtig Rechnenden gehörst! — Mit deiner Annahme, daß ich für deine Zukunft sorgen würde, hast du dich nicht geirrt. Ich habe dich zu meiner Universalerin ernannt.“

„Mich? Ich soll Rosewood erben? Soll das nicht den Gordons verbleiben?“

„Im Falle du nicht wieder heiratest, geht Rosewood nach deinem Tode an Edward Gordon. Im Falle du heiratest, verbleibt Rosewood deinen Kindern, wenn du welche haben solltest.“

„Du bist sehr großmütig.“

„Findest du? Ich kann also nicht nur horchen, ich kann auch danken!“

„Wofür dankst du mir, Robert?“

„Daß du die letzten Jahre meiner Krankheit trotz deiner Jugend stets eine aufopfernde Pflegerin warst. Du tatest alles ohne eine Spur von Liebe, mit Abscheu — ja vielleicht auch Haß gegen mich im Herzen. Das schmälert nicht, sondern erhöht dein Verdienst. Wenn's auch bitter war, das durchzufühlen.“

„Verzeihe mir —“

„Was? Daß du dich nicht besser verstelltest? Niemand kann seine Natur ändern. Mein Testament ist

fertig. Es bedarf nur noch der Unterschrift vor Zeugen. Der Rechtsanwalt kommt in einer Stunde herüber. Unbedeutende Legate und ein Kapital von zehntausend Pfund für Edward Gordon abgerechnet verbleibt dir alles.“

„Ist das nicht ungerecht? Gib Rosewood an Edward und finde mich mit Geld ab.“

Er machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. „Es bleibt so, wie ich sagte. Ich habe nur eine einzige Bedingung dabei zu stellen.“

„Welche? Daß ich nicht wieder heirate?“

„Ich bin kein Narr. Heirate, wen du willst — mit Ausnahme eines Einzigen.“

„Wer ist das?“

„Frank Johnstone.“

Obwohl sie wußte, daß dieser Name kommen würde, traf diese Antwort sie doch wie ein dumpfer Schlag. „Was hast du gegen ihn? Er liebt mich und ist um meinetwillen nach Indien gegangen. Wir haben nichts mehr voneinander gehört. Deine Ehre ist nie von uns gekränkt worden. Warum also dieser Haß?“

„Weder dich noch Kapitän Johnstone hasse ich. Mit meiner Bedingung erweise ich euch beiden nur einen Dienst.“

„Das klingt nicht sehr höflich.“

„Auf dem Sterbebett drehselt man keine höflichen Phrasen.“

„Welchen Grund hast du dafür, mir die Heirat mit Frank Johnstone zu verbieten?“

„Verbieten werde ich dir nichts. Ich lasse dir die Wahl.“

„Du weißt, daß wir beide arm sind.“

„Und der Herr Kapitän sehr kostspielige Lebensgewohnheiten und einen Haufen Schulden hat.“

„Das ist Verleumdung.“

„Kapitän Frank Johnstone ließ sich nach Indien kommandieren, weil ihm der Boden Englands zu heiß wurde, seine Gläubiger nicht länger warten wollten.“

„Woher willst du das wissen?“

„Die Vergangenheit dieses Herrn interessierte mich begreiflicherweise. — Entscheide dich, bitte! Ich dachte, die Wahl wäre nicht schwer.“

„Nein, das ist sie nicht. Ich habe bereits gewählt.“

„Darf ich die Entscheidung wissen? Du nimmst meine Bedingung an?“

„Ich sage: nein!“

Laut, wie ein Jauchzen aus befreiter Brust klang die helle Stimme durch das trübe, dämmerige Krankenzimmer.

Ohne auf das Zusammenzucken des Kranken zu achten, stützte Daisy sich mit beiden Händen auf den Bettrand und beugte sich weit vor. „Das also hast du von mir glauben können — das? — Noch einmal soll ich meine Jugend, mein Recht auf Glück und Liebe verkaufen um elendes Geld? Einmal tat ich das meines Vaters wegen, weil ich ganz kindlich und töricht war. Ich hab's gebüßt. Sieben Jahre war ich in Rosewood gefangen als deine Sklavin und unbezahlte Pflegerin, das unselige Opfer deiner galligen Laune, deiner ewig nörgelnden Ansprüche. Oh, wie habe ich es gehaßt — dieses schöne Rosewood mit all seiner Pracht! Kein Zimmer gibt's im Schloß, in dem ich nicht verzweifelte und den Tag, der mich hineinführte, tausendmal erwünscht habe. Aber nun ist's genug!“

Der Kranke hörte diesen Ausbruch einer völlig elementaren Leidenschaft scheinbar unbewegt mit an. Ein seltsames Lächeln blieb wie eingefroren um seine blutlosen Lippen liegen. Seine Hände fuhren ein

paarmal auf der leise knirschenden Seidendecke hin und her. „Hör auf!“ sagte er endlich scharf, als Daisy erschöpft von ihrer eigenen Hektigkeit nach Atem rang. „Du bleibst also dabei, diesen Kapitän Johnstone nach Ablauf des Trauerjahres zu heiraten?“

„Wenn er um mich anhält — gewiß.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja.“

„Dann haben wir uns nichts mehr zu sagen. Rufe Edward. Bis der Rechtsanwalt kommt, will ich mit ihm reden.“

Daisy ging bis zur Tür. Dann, einer plötzlichen Aufwallung von Mitleid nachgebend, kehrte sie um und trat noch einmal an das Bett. „Willst du mir nicht verzeihen, Robert?“ bat sie zaghaft. „Ich kann doch nicht anders!“

„Und ich kann auch nicht anders,“ antwortete er kurz und mit kalter Abwehr in der Stimme. „Wir sind quitt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Denn ich handle aus Liebe und du aus Haß und Rachsucht.“

„Der Grund meiner Bestimmung ist weder Haß noch Rachsucht,“ antwortete er ernst. „Bis zum Eintreffen des Rechtsanwalts hast du Zeit. Nachher ist's zu spät. Überlege wohl. Du könntest deine Entscheidung bitter bereuen.“

„Niemals werde ich das tun!“

„Nun dann ist alles gesagt, was über diesen Punkt zu sagen ist.“

Robert Gordon sah der leise fortgleitenden Gestalt seiner jungen Frau nach. Ein seltsamer Blick trat in seine Augen. Ein Blick, in dem sehnsüchtiges Verlangen mit heißem Zorn kämpfte.

Als sein Neffe bald darauf zu ihm kam, fand er

seinen Onkel schwach, aber geistig ganz klar. Ruhig erteilte der Kranke seine Befehle die Verwaltung Rosewoods betreffend, die er seinem Neffen Edward Gordon mit allen Pflichten und Rechten für die nächste Zeit übertrug.

In der Nacht nach dieser Unterredung starb Robert Gordon.

Zu dem Begräbnis kamen zahlreiche Bekannte, teils aus Neugier, teils aus Freundschaft für die junge Witwe. Sogar die Besitzer von Holmbyhouse ließen den alten Groll vergessen sein und erschienen zur Trauerfeier.

Mrs. Violet Johnstone umarmte Daisy so herzlich, als ob sie sich gestern und nicht vor fünf Jahren zum letzten Male gesehen hätten. „Du mußt nun zu mir kommen, Daisy!“ bat sie. „Solange dich diese Erinnerungen hier umgeben, wirst du dich nicht erholen.“

„Je eher, je lieber möchte ich Rosewood verlassen,“ versicherte Daisy. „Sehr bald besuche ich dich.“

Violet drückte ihr herzlich die Hand.

Edward Gordon, der daneben stand, runzelte die Brauen. „In der nächsten Zeit wird so viel zu besprechen sein, daß Mrs. Gordon unmöglich fort kann,“ wandte er sich mit kühler Höflichkeit an Mrs. Johnstone. „Mein Onkel übertrug mir die Verwaltung von Rosewood für das nächste Jahr. Da brauche ich natürlich fortwährend Daisys Einwilligung und Unterschrift.“

Mrs. Johnstone hätte gar zu gern gefragt, ob Daisy denn die Erbin von Rosewood sei, aber in dieser Stunde ließ sich die Frage unmöglich stellen. Sie tröstete sich, daß sie bei Daisys nächstem Besuch alles Wissenswerte erfahren würde. Dafür aber flüsterte sie ihr ins Ohr: „Mein Schwager Frank kommt in einigen Monaten

aus Indien zurück und verbringt seinen Urlaub in Holmbyhouse.“

Daisy wendete sich schweigend ab.

Die Trauerfeier ging ernst und würdig, aber ohne ersichtliche Erschütterung irgend eines Beteiligten vorüber.

Gleich nachher zog Daisy sich in ihr Zimmer zurück. Edward Gordon machte den Wirt, denn da viele weither kamen, mußte man ihnen vor der Rückfahrt eine leichte Mahlzeit vorsehen.

Mr. Johnstone, ein Glas Cherry in der Hand, pirschte sich an Edward heran, um ihn diskret über die Testamentsbestimmungen des Verstorbenen auszufragen. Aber Edward, der das tattlos fand, fertigte ihn kurz mit der Bemerkung ab, ihm seien die letzten Verfügungen seines Onkels unbekannt.

Damit sprach er die Wahrheit, denn erst als alle Gäste Rosewood verlassen hatten, trat der Rechtsanwalt auf ihn zu und übergab Edward einen Brief.

„Mrs. Gordon erhielt gleichfalls ein Schreiben,“ setzte er hinzu.

„Wissen Sie, was in den Briefen steht?“ fragte Edward.

„Ungefähr.“

Edward erbrach das Schreiben und las einige Zeilen.

„Ich muß sofort mit Mrs. Gordon sprechen,“ meinte er erregt.

Der Rechtsanwalt neigte beistimmend den Kopf.

Nach kurzem Anklopfen betrat Edward das Zimmer der jungen Witwe. Ein unerwarteter Anblick bot sich ihm dar.

Daisy stand mit heißem Gesicht und zornig blickenden Augen vor der Krankenpflegerin, die verlegen ihr Schürzenband um die Finger wickelte.

„Verlassen Sie sofort mein Haus!“ befahl Daisy. „Die Wirtschafterin mag Ihnen Kostgeld für den ganzen nächsten Monat zahlen, der Arzt Ihnen ein Zeugnis ausstellen. Ich aber will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben.“

„Was gibt's denn?“ fragte Edward erstaunt über Daisys ungewohnte Heftigkeit.

„Mrs. Gordon verstand mich falsch,“ beteuerte die Pflegerin. „Sie nahm meinen Vorschlag übel, statt mir dafür dankbar zu sein. Vielleicht besinnt sie sich noch anders.“

Daisy deutete nur stumm nach der Tür.

Die Pflegerin glitt mit einer ungeschickten Verbeugung und ein paar halblaut gemurmelten Worten, die nicht gerade wie ein Segenswunsch klangen, hinaus.

„Gottlob, daß diese unangenehme Person fort ist!“ rief Daisy erleichtert.

„Was gab's denn zwischen Ihnen und der Smith für eine Erörterung?“ fragte Edward und trat neben Daisy an das offene Fenster.

„Die Smith belauschte jedenfalls die letzte Unterredung zwischen mir und meinem Mann,“ entgegnete Daisy empört. „Sie hat sich mir als Zeugin angeboten, wenn ich behaupten wolle, der Kranke sei in seinen letzten Lebensstunden nicht mehr zurechnungsfähig gewesen.“

„Allerdings ein niederträchtiger Vorschlag!“ Edward deutete auf den Brief in Daisys Händen. „Darin steht vermutlich das gleiche wie in dem Schreiben, das ich erhielt.“

„Was enthält Ihr Brief, Edward?“

„Mein Onkel spricht darin den Wunsch aus, daß ich bis zur Testamentseröffnung, die erst in einem Jahr

erfolgen soll, Rosewood verwalte und hier solange wohne.

„Weiter nichts?“

„Er schreibt mir ferner, daß mir, im Falle seine Witwe eine von ihm gestellte Bedingung nicht annehme, Rosewood verbleiben solle.“

Sie blinzelte ihn durch ihre langen Wimpern an. Er konnte den Blick nicht ganz enträtseln. Eine leise Schelmerei ließ ihre braunen Augen glänzen. Ein grünlich-goldenes Licht zuckte darin auf. Er mußte an von der Sonne beschienenes Waldmoos denken, wenn er in ihre Augen sah.

„Darf ich die Bedingung wissen, die mein Onkel Ihnen stellte, Daisy?“ fragte er hastig.

„Gewiß.“ Sie nahm den Brief und las vor: „Bei ruhigem Nachdenken erscheint es mir richtiger, nicht in der Erregung, die unser Gespräch zurückließ, zu handeln, sondern die dir gestellte Bedenkzeit auf ein Jahr zu verlängern. Dann hast du dich zu entscheiden, ob du auf meine Bedingung eingehst und Herrin von Rosewood sein, oder ob du mit eintausend Pfund jährlicher Rente dein selbsterwähltes Schicksal tragen willst.“

„Darf ich die Bedingung, die der Verstorbene Ihnen stellte, erfahren?“ fragte er mit etwas heiserer Stimme. Eine unerklärliche Angst schnürte ihm die Kehle zu.

Daisy schwieg und zerknitterte das Blatt in ihrer Hand.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!“ drängte er, indem er näher zu ihr trat.

„Raten Sie doch!“ Sie warf den Kopf zurück und sah ihn mutwillig an.

„Ist das der rechte Augenblick für Scherze?“ wies er etwas schroff ab. „Verlangt er etwa, daß Sie nicht wieder heiraten sollen?“

„Nein, diese Bedingung stellte Robert Gordon mir nicht. Ich darf heiraten, wen ich will — mit einer einzigen Ausnahme.“

„Daisy, Sie foltern mich!“ bat er gequält.

Sie lachte hell auf. „Oh, Sie sind nicht gemeint, Edward. Beruhigen Sie sich. Das hat Robert wohl gewußt, daß Sie mich nie besonders gern mochten und daß ich zum zweiten Male sicher keinen Gordon heiraten möchte.“

Er richtete sich steif auf. Sein scharfgeschnittenes Gesicht blieb unbewegt. Nur der bronzefarbene Ton der Haut erschien um eine Schattierung zu verblassen. „Das hat er also gewußt?“ meinte er gelassen. „Sehr scharfsinnig! Wollen Sie mir den Namen desjenigen anvertrauen, dessen ersehnten Besitz Sie nur mit dem Verlust von Rosewood erkaufen können? Ein hoher Preis ist's jedenfalls.“

„Rosewood!“ Sie schnippte mit den Fingern. „Was kümmert mich Rosewood? Tausend Pfund jährlich ist eine ganz hübsche Summe — nicht wahr? Davon kann man doch standesgemäß leben?“

„Bisher gaben Sie etwa soviel für Hüte und Handschuhe aus.“

„Was wissen Sie von Damentoiletten? Ich bin früher arm gewesen, ich kann mich wieder einschränken.“

„Man gewöhnt sich rasch an Luxus, gewöhnt ihn sich aber schwer wieder ab.“

„Das glaube ich nicht — wenn man glücklich ist.“

„Und mit wem wollen Sie glücklich sein, Daisy?“

„Was kümmert Sie der Name? Sie werden ihn kaum kennen.“

„Vielleicht doch.“

„Kapitän Frank Johnstone ist's.“

„Der Bruder von Mr. Johnstone auf Holmbyhouse?“

„Ja.“

„So — der?“ Seine Stimme klang fremd wie ein falscher Ton.

„Haben Sie etwas gegen ihn?“

„Persönlich nicht das geringste. Nur als Ihr Gatte erscheint er mir nicht ganz geeignet.“

„Weshalb?“

„Kapitän Frank Johnstone pflegt oft in einer Nacht zu verspielen, wovon Sie beide in Zukunft das ganze Jahr leben müßten — tausend Pfund nämlich.“

„Können Sie von Rosewood aus bis in seine Karten in Birma sehen?“

„Nein, aber es gibt Briefe. Wir haben gemeinsame Bekannte.“

„Die ihn verleumdten. Der Klatsch in Indien ist bekannt.“

„Kapitän Johnstone wird wohl nicht mehr lange in Indien bleiben.“

Sie zuckte die Achseln. „Seit fünf Jahren hörte ich nichts von ihm.“

„Und trotzdem gingen Sie nicht auf die Bedingung meines Onkels ein?“

„Nein.“

„Welche Gründe hatte der Verstorbene dafür, daß er annahm, Sie wünschten Johnstone zu heiraten?“

„Er belauschte unseren Abschied vor fünf Jahren hier in diesem Erker.“

Edward Gordon trat einen Schritt weiter ins Zimmer zurück. Nur mit Mühe hielt er einen Laut des Unmuts zwischen den Zähnen fest. Hart kämpfte er um Selbstbeherrschung. Als er sich wieder nach Daisy umwandte, sah er, daß sie an ihren mit Brillant- ringen geschmückten Fingern etwas auszurechnen schien

und dabei die Augen gegen die Decke richtete, als könne sie von dort die richtige Lösung ablesen.

„Was berechnen Sie denn?“ fragte er. „Darf ich bei der anscheinend recht schwierigen Aufgabe behilflich sein?“

„Ich rechnete mir nur aus, wie viele Stunden ein halbes Jahr hat.“

„Weshalb?“

„Weil doch wohl sechs Monate vergehen müssen, ehe ich diese häßliche Trauerhaube ablegen und Kapitän Johnstone empfangen darf.“

„Das sollte ich denken,“ entgegnete er kalt. „Wird es Ihnen so schwer, diese kurze Zeit abzuwarten?“

„Kurze Zeit! Fünf Jahre sind lang. Die hatten Blei an den Füßen und schritten schwer. Jeder Tag erschien mir endlos.“

Edward ging ein paarmal rasch im Zimmer hin und her. „Natürlich steht es Ihnen frei, sich Ihr Leben nach Gefallen zu gestalten,“ sagte er dann mit einem scharf musternden Blick. „Wollen Sie aber wenigstens in dem Trauerjahr den Willen des Verstorbenen ehren und mit mir in Rosewood wohnen bleiben? Ich auf meiner, Sie auf Ihrer Seite? Ich übernehme auf Wunsch meines Onkels die Verwaltung.“

„Machen Sie, was Sie wollen,“ antwortete sie leichtthin. „Was kümmert's mich? In einem Jahr ist Rosewood doch Ihr Eigentum.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Ganz gewiß.“

Die ahnungslose Grausamkeit, die in ihrem glücklichen Lächeln, dem jauchzenden Ton ihrer Stimme lag, tat ihm weh.

„Jedenfalls werde ich meine Pflicht erfüllen und Sie um alles vorher fragen,“ sagte er.

„Pflicht — Pflicht! Die Gordons sind alle Pedanten!“

„Sind Sie also,“ fragte er mit mühsam beherrschter Leidenschaft, „einverstanden, daß wir in Rosewood bleiben?“

„Wenn Sie mich nicht tyrannisieren wollen — ja. Davon habe ich nämlich genug gehabt!“

„Ich Sie tyrannisieren! Ich — Sie?“ Einer unbezwinglichen Aufwallung nachgebend, nahm er ihre Hände und drückte sie an seine Lippen.

Daisy zog ihre Hände eilig fort und sah ihn erstaunt an. Eine helle Röte stieg in ihre Stirn bis unter das krause braune Haar.

Etwas Wunderliches, Unbegreifbares stand plötzlich zwischen ihnen.

Der Herbst ging mit goldenen Schuhen durchs Land. Prachtvoll ritt es sich über die fahlgelben Stoppelfelder und durch die flammenden Wälder. Jeden Morgen standen die Reitpferde vor der Freitreppe des Schlosses. Edward Gordon hob Daisy in den leise knisternden Sattel.

Nicht nur zu ihrem Vergnügen ritten beide, sondern um die Bewirtschaftung von Rosewood zu beaufsichtigen, denn durch Robert Gordons langjährige Krankheit war manche Unordnung eingerissen.

Edwards Auseinandersetzungen darüber hörte Daisy zuerst nur teilnahmslos zu, aber endlich steckten sein Eifer und Fleiß sie an und sie begann, sich auch für den großen Besitz zu interessieren. Die Häuser des Dorfes wurden gründlich besichtigt. Der Zustand erwies sich als dringend verbesserungsbedürftig. Sämtliche Wohnungen wurden deshalb sogleich neu tapeziert, gediebt und gestrichen, die schadhaftesten Häuser in einem gefälligen Rottage-

stil umgebaut. Daisy setzte einen Geldpreis aus für die sauberste Wohnung, die reinlichsten Kinder. Seitdem stand Rosewood im Zeichen der Besen und Seifentlappen.

Um nicht ganz allein mit dem nur wenige Jahre älteren Neffen ihres Mannes das Schloß zu bewohnen, hatte Daisy eine ältere Verwandte gebeten, ihr das Trauerjahr über Gesellschaft zu leisten, und Mrs. Crampton nahm die Einladung an.

Daisy und Edward merkten nicht viel von ihr. Beide gewöhnten sich daran, über sie weg zu sprechen, als ob außer ihnen niemand anwesend sei.

Heute gingen sie nach dem Essen, während Mrs. Crampton im Salon vor sich hin drusselte, in Edwards Zimmer hinüber, um eine Zigarette am Kaminfeuer zu rauchen.

„Wie anders das jetzt hier aussieht!“ bemerkte Daisy bewundernd und schmiegte sich behaglich in den tiefen, mit rotem Fuchtenleder bezogenen Klubstuhl, den Edward ihr hinschob. Die herabgezogene Hängelampe warf ihr helles Licht nur über den mit Büchern, Zeitungen und Rauchutensilien bedeckten Mischelisch. Die fein geätzten Metallschalen blitzten. Die Ecken des Zimmers blieben halbdunkel. Das knisternde Kaminfeuer warf zuckende Lichter über die vielen Bilder, weißblauen japanischen Teller und kostbar eingelegten Waffen an den kupferrot gestrichenen Wänden.

Ein brauner, langhaariger Jagdhund, der ganz nahe ans Kaminfeuer herantrotzte und ein schwarzweißer Terrier, in die bequemste Ecke geschmiegt, erhöhten die Gemütlichkeit.

Daisy befand sich jedenfalls in ausgelassener Stimmung. Bald zupfte sie den braunen Setter an den langen Behängen, dann kniff sie den Schnarchen-

den Bobby ein wenig in sein kurzes Stummelschwänzchen.

Edward sah ihren Rindereien lächelnd zu. Wie jung und reizend sie war! Jrgend etwas kam ihm verändert an ihr vor. Ja so — richtig, die schwarze Krepphaube mit dem langen Trauerschleier fehlte. Daß er das jetzt erst bemerkte! War's nicht sehr früh, die tiefste Witwentrauer bereits abzulegen? Freilich sie war so jung, und ein halbes Jahr nach Robert Gordons Tode mußte demnächst verstrichen sein.

Ein scharfer, schmerzhafter Schreck durchzuckte ihn. Die Hälfte der Zeit des Zusammenseins mit ihr war bald vorüber, und dann standen sie vor der Entscheidung.

„Sie haben Ihre Witwentrauer abgelegt?“ fragte er aus diesen Gedanken heraus etwas unvermittelt.

Da der Ramin eine übermäßige Hitze ausstrahlte, benützte sie ihre Hand als Schirm, die wie rosig durchleuchteter Marmor ausah. Die Ringe funkelten bei jeder Bewegung. „Ja, das tat ich. Finden Sie es zu früh?“ Sie lächelte ihn etwas befangen an.

„Für eine andere Frau vielleicht. Für Sie nicht,“ entgegnete er langsam.

„Heute vormittag war ich in Holmbyhouse,“ fing Daisy nach einer kleinen Pause an, nahm den Schürhaken und stocherte im Feuer herum.

Funken sprühten auf den blanken Messingvorseher. Ein Tannenzapfen knackte.

„Davon sagten Sie mir ja gar nichts!“ Edward runzelte die Stirn. Jeder Besuch in Holmbyhouse verdroß ihn. Er selbst vermied es möglichst, dort hinzugehen.

„Und da hörte ich etwas —“

Der-eiserne Schürhaken fiel klirrend auf das Parkett und erschreckte den Jagdhund, der unmutig knurrte.

„Was hörten Sie?“ fragte Edward gespannt.

„Daß Frank Johnstone in einigen Wochen nach Holmbyhouse kommt.“ Die Grübchen um ihren Mund vertieften sich. Ein jauchzendes Lachen kam von ihren Lippen. „Hören Sie, Edward — er kommt wieder zu mir zurück!“

Ahnte sie denn gar nicht, wie entsetzlich weh ihm ihre Fröhlichkeit tat? War sie mit Blindheit geschlagen, daß sie nichts von seinen Gefühlen für sie erriet?

„Ja, schon Ende Mai erwartet Violet ihren Schwager. In Holmbyhouse werde ich Johnstone wiedersehen. Ist Ihnen das recht, Edward?“

„Nein.“

Mehr wie dieses kurze Wort brachte er nicht über die Lippen.

„Das tut mir leid. Aber trotzdem bleibt es dabei.“

Er nahm ein japanisches Papiermesser, das zwischen den Seiten eines Buches eingeklemmt lag. Die feine Klinge bog sich bis zum Zerspringen in seinen muskulösen Händen. „Sind Sie seiner so sicher?“ fragte er langsam, sie scharf beobachtend. „Rennt Kapitän Johnstone die Bedingung, unter der Sie ihn nur heiraten können?“

Sie warf den Kopf zurück. „Glauben Sie etwa, daß er nicht mich, sondern mein Geld liebt?“

„Ich glaube nur, daß Kapitän Johnstone unmöglich eine arme Frau ernähren kann.“

„Das ist unsere Sache.“

„Gewiß.“ Mit einem leise knirschenden Laut sprang die japanische Klinge mitten durch. Edward warf die zwei Stücke achtlos in den Papiertorb.

„Welche Bärenkräfte müssen Sie haben, um eine Stahl Klinge mitten durchzubrechen!“ bewunderte ihn Daisy.

„Ja — biegen oder brechen!“

„Der Gordonsche Wappenspruch.“

„Eines oder das andere. Ein Drittes gibt's nicht für uns.“

„Das sagte ich ja immer. Die Gordons sind alle geborene Tyrannen.“

„Haben Sie das etwa in diesem halben Jahr empfunden?“

„Nein.“ Etwas beschämt senkte sie den Kopf. Alle die ungezählten Rücksichten und Aufmerksamkeiten, mit denen er sie von früh bis spät umgab, fielen ihr ein. Sie brauchte nur einen Wunsch auszusprechen, dann war er auch schon erfüllt. Wie anders als früher, da sie sich widerstandslos den wechselnden Launen und beständig nörgelnden Ansprüchen eines verbitterten Kranken fügen, unter einem fremden, sprunghaften Willen leben mußte. „Unser Zusammensein war sehr hübsch, Edward,“ fuhr sie fort. „Stets werde ich gern daran denken. Ich danke Ihnen.“

Mit der Gebärde einer jungen Königin, die huldvoll eine Audienz erteilt, hielt sie ihm die Hand zum Kusse hin.

Er beugte sich tief über die kleine heiße Hand, von der ein elektrischer Strom auszugehen schien. Alle seine Nerven zuckten bei der Berührung.

„Daisy, muß denn das sein?“ fragte er gepreßt.

„Was denn?“

„Ihr Besuch in Holmbyhouse, Ihr Wiedersehen mit Johnstone?“

Sie machte große Augen. Dann lachte sie hell auf. „Natürlich muß das sein. Ich will ihn doch heiraten, sowie das Trauerjahr um ist.“

„Möglicherweise hat er sich in den fünf Jahren sehr verändert, seit Sie ihn nicht sahen.“

„Die Pocken hat er nicht gehabt. Das würde Violet erzählt haben. Und um dick zu werden, dafür treibt man zu viel Sport in Indien.“

„Lassen wir dieses Thema ruhen,“ bat Edward. „Vorläufig bleiben Sie ja noch hier.“

Er setzte sich wieder in seinen Klubsessel und streichelte den Kopf des Hundes, der sich an ihn drängte.

„Der Name Johnstone scheint auf Sie wie ein rotes Tuch auf einen Stier zu wirken,“ neckte Daisy. „Schade — er wird doch eigentlich Ihr Onkel!“

„Scherzen Sie nicht!“ sagte er gequält. „Niemals werde ich Frank Johnstone als Verwandten anerkennen — niemals.“

„Wie's beliebt. Aber dann ist auch unsere Freundschaft aus, Edward.“

„Das weiß ich. An Ihrer Freundschaft liegt mir auch nichts.“

„Wie unhöflich!“

„Verstehen Sie nicht, wie ich das meine, Daisy?“

„Das will ich nicht wissen.“

Ein schwüles Schweigen lag wie etwas greifbar Drückendes zwischen ihnen. Sie stand auf.

„Wollen Sie nicht noch ein Lied singen?“ bat er. „Lassen Sie diesen Abend nicht unharmonisch ausklingen! Mir bleiben ja nicht mehr viele.“

Der Gedanke an seine Einsamkeit im Gegensatz zu dem Glück, dem sie entgegenfieberte, rührte sie. Der große Flügel stand im Salon, aber hier in einer Ecke des Zimmers befand sich noch das Pianino, auf dem sie dem Kranken manchmal vorspielen mußte.

Daisy schlug den Deckel zurück. Zuerst sang sie ein italienisches Lied von Antonio Soliere, dessen schmerzhaft empfindlich an Edwards aufs äußerste gespannten Nerven riß. Dann spielte sie eine Garotte

von Rameau und ein Menuett von Mozart. Ihre Finger belebten die alte Musik in wunderbarer Weise, diese Musik, die in ihren Tanzweisen zart und fein wie Silberfiligran und von sanft schmeichelnder Wehmut ist. Die Weisen schienen wie geschaffen zu sein, um an einem milden Sommerabend in einem verlassenem Park getanz't zu werden zwischen verstummten Fontänen und moosumsponnenen Postamenten mit verwitterten Götterstatuen, auf einem Teppich welker Rosen, von Liebespaaren, die vor dem Ende ihrer Liebe stehen.

Daisy ließ die Finger auf den Tasten liegen und träumte vor sich hin.

Plötzlich fühlte sie, wie zwei Hände ihren Kopf zurückbogen und ein Mund, dessen Lippen brannten, ganz nah an ihrem Ohr ein heißes Liebeswort flüsterte.

Sie war so in ihre Gedanken an das bevorstehende Wiedersehen mit Frank Johnstone eingesponnen, daß sie zuerst regungslos blieb. Dann schüttelte sie mit einer heftigen Bewegung des Kopfes die Hände von sich ab.

„Verzeihung, ich wußte nicht, daß Ihr Haar bei der Berührung Funken sprüht,“ sagte Edward.

Der versuchte Scherz klang gezwungen.

Gleich darauf verließ er mit einer unverständlichen Entschuldigung das Zimmer.

Der Jagdhund winselte kläglich hinter seinem Herrn her.

Mrs. Violet Johnstone umarmte Daisy zärtlich. „Endlich kommst du! Seit Wochen erwartete ich dich!“

Sie stand, umgeben von ihren Kindern, auf der obersten Treppenstufe ihres in heller Junifonne leuchtenden, mit Krimsonramblers und wildem Wein dicht bewachsenen Hauses. Ein hübsches Bild! Die statt-

liche junge Frau, die zwei kleinen Mädchen in weißen Musselinkleidern, die langen blonden Locken an der linken Seite des Kopfes mit einer großen hellblauen Seidenschleife zusammengebunden, die Jungen in hellen Matrosenanzügen.

Daisy küßte die Kinder der Reihe nach. „Wie reizend deine Babys sind, Violet!“ Sie sah den Kindern zu, die sich jetzt von ihrer eigenen Artigkeit erholten und auf dem Rasenplatz Purzelbäume schlugen.

Violet legte ihren Arm um Daisy und führte sie in das für sie bestimmte Zimmer.

„Habt ihr noch mehr Hausbesuch?“ erkundigte sich Daisy.

„Jawohl. Zieh dich nur recht hübsch an — das eleganteste Kleid, das du hast!“ riet Violet mit leisem Lachen.

„Ach, in Schwarz sieht man doch immer aus wie eine Trauerfahne!“

„Im Gegenteil — Schwarz steht dir vorzüglich!“ Violets flinke Hände nahmen ein Kleid aus dem geöffneten Koffer Daisys, das aus ganz mit Perlen bestickten Spitzen bestand. „Das ziehst du an!“ bat sie.

„Lohnt das auch?“

„Es lohnt,“ entgegnete Violet. „Frank kommt heute. Zum Essen ist er hier.“

Sie sah mit in den Spiegel und bemerkte mit Genugtuung, wie heiß Daisys Gesicht plötzlich glühte.

„Heute schon?“

„Jawohl. Er hielte es nicht mehr aus, schrieb er. Du verträdeltest bisher deine Zeit in Rosewood. Nun überrumpeln wir dich und lassen dir keinen Augenblick mehr zum Besinnen, meine gute Daisy.“

„In Rosewood gab's noch so viel zu tun,“ murmelte Daisy entschuldigend.

„Ach was, das kannst du später mit Frank zusammen in Ordnung bringen.“

Die Bemerkung, daß davon keine Rede sein könne, schwebte auf Daisys Lippen. Aber sie wollte nicht heraus.

„Jetzt muß ich hinuntergehen, um Frank zu empfangen.“ Violet nahm die Schleppe ihres blaßgelben Musselinkleides auf. „Mein Mann holt ihn von der Bahn ab. — Du siehst wohl Frank zuerst lieber allein? Willst du ihn in dem kleinen Salon nebenan erwarten?“

„Bitte!“

„Freust du dich nicht, Daisy? Du bist auf einmal so still und blaß!“

„Mir kommt alles so unwirklich, wie ein Traum vor. Ich bin das Glückseligsein eben nicht mehr gewöhnt.“

„Armes Herz! Aber das lernt man schnell wieder. Und Frank ist wirklich ein guter Junge, wenn er auch ein bißchen leicht ist. Nimm ihn nur später fest an die Kandare und verwalte dein Vermögen selbst.“

„Warum sagst du das, Violet?“

„Weil ich's gut mit dir meine. Und laß dich's auch nicht anfechten, wenn dir jemand erzählen sollte, Frank habe in Indien auch anderen Damen den Hof gemacht.“

„Wer sollte mir von seinem Leben in Indien erzählen?“

„Ich vergaß, dir zu sagen, daß eine Verwandte von mir zu Besuch bei uns ist. Ihr Vater ist Oberst in Birma. Frank war sein Adjutant.“

„Oh —“

„Nun, was ist dabei? Ein Oberst muß doch einen Adjutanten haben?“

„Dagegen habe ich nicht das geringste einzuwenden. Es ist vermutlich eine erwachsene, hübsche Tochter?“

„Erwachsen — ja. Hübsch? Das ist Geschmackssache. Ich finde Maud Clarendon gar nicht hübsch oder angenehm. Sie ist reichlich frei in ihrem Benehmen und plappert oft recht indiskret.“

„Warum ludest du sie dir denn ein?“

„Was sollte ich machen? Ich bin mit Clarendons verwandt. Maud vertrug das Klima in Indien nicht mehr. Der Oberst bat mich, sie für einige Monate zu mir zu nehmen.“

„Während sein Adjutant ebenfalls in England ist?“

„Sei nicht albern, Daisy! Du bist wohl jetzt schon eifersüchtig? Beunruhige dich nicht. Du kannst den Vergleich mit Maud Clarendon aushalten.“

An der Tür nickte sie der Freundin noch einmal zu, ehe sie verschwand.

Daisy war eben mit Anziehen fertig, als unten ein Wagen vorfuhr. Sie ging schnell in den Salon nebenan und nahm ein Buch. Trotzdem horchte sie gespannt auf jedes Geräusch.

Im Hausflur unten wurde es laut. Stimmen sprachen durcheinander. Tritte kamen die Treppe herauf und gingen an ihrer Tür vorüber. Ein undeutliches Murmeln folgte — und dann ein Lachen.

Das konnte nur Frank sein! Wie genau sie den Klang dieses Lachens im Ohr behalten hatte die langen Jahre über!

Stand denn die Zeit still? Jetzt mußte doch endlich der Toilettenwechsel beendet sein! Warum beeilte er sich nicht? Wußte er nicht, wie qualvoll einsames Warten ist?

Da endlich! Am Ende des Ganges ging eine Tür auf. Schnelle Schritte näherten sich ihrem Zimmer. Ein kurzes Klopfen, dann wurde die Tür aufgerissen.

Frank Johnstone stand auf der Schwelle.

Aber nur eine Sekunde, dann fühlte sie, daß seine Arme sie umschlossen und daß er sie an seine Brust drückte, an der sie erst einmal, an jenem gewitterschwülen Juniabend in Rosewood — und seitdem ungezählte Male in ihren heißen Träumen gelegen hatte.

Für einige Minuten vergingen ihr alle Gedanken. Zeit und Raum versank. Nur die brennenden Küsse, die er auf ihren Mund, ihre Augen und in ihr Haar drückte, fühlte sie.

Endlich gab er sie frei und behielt nur ihre Hände, die er abwechselnd an die Lippen zog.

„Sieh mich an!“ bat er, als sie in plötzlicher Befangenheit mit gesenkten Lidern vor ihm stand. „Geliebte Daisy! Bist du unverändert? — Nein, tausendmal schöner bist du geworden in den endlos langen Jahren, seit ich dich nicht sehen, ja dir nicht einmal schreiben durfte! Du Grausame!“

„Es war besser so, Frank.“

„Gewiß war's besser, du klügste aller Frauen. Denn jetzt steht uns niemand und nichts mehr im Wege, und wir haben nichts weiter zu tun als glücklich zu sein den ganzen Tag über.“

Er lachte sein altes sorgloses Lachen.

Jrgend etwas irritierte Daisy bei diesem einst so gern gehörten Lachen. Ihre feinen Brauen zogen sich wie bei einem körperlichen Schmerz zusammen. „Ich bin sehr unglücklich gewesen in den fünf Jahren, Frank,“ sagte sie ernst.

„Das kann ich mir denken, liebes Herz. Violet schrieb, du würdest wie eine Gefangene gehalten. Aber nun ist's ja vorbei. Du bist Königin in Rosewood, und ich werde dein gehorsamer Prinzgemahl.“

Mit leichter Galanterie beugte er ein Knie vor ihr.

„Die Verhältnisse liegen anders als du denkst,“
sag sie zögernd an. „Prinzgemahl wirst du nicht.“

„Also Mitregent? Desto besser!“

„Das Testament darf erst in einigen Monaten eröffnet werden.“

„Blödsinnige Bestimmung! Der Alte war wohl etwas vertroddelt zuletzt?“

„Nein, geistig klar und zielbewußt bis zum Tode.“

„So. Nun, natürlich bist du die Erbin. Nahe Verwandte besaß er ja wohl kaum?“

„Edward Gordon ist sein Neffe. Er verwaltet jetzt Rosewood.“

„Sehr verdienstvoll, da er doch erwünscht wenig Nutzen davon hat.“

„An eigenen Vorteil denkt Edward gewiß nicht.“

„Desto besser. — Lassen wir jetzt diesen Vetter, Neffen oder Verwalter. Wir haben, dünke ich, Interessanteres zu besprechen.“

Frank zog Daisy neben sich auf das Sofa und legte den Arm um ihre Taille.

Sie saß sehr gerade und steif. Ihr war unbehaglich zumute, denn ihr selbst kam es wie eine erbärmliche Feigheit vor, daß sie ihm nicht gleich die volle Wahrheit eingestand. Aber sie mochte ihm nicht in dieser ersten Wiedersehensstunde die Laune verderben und von der unangenehmen Erbschaftsbedingung anfangen.

„Erzähle mir von deinem Leben,“ bat sie. „Ganz genau, was du während der langen Jahre in Indien tatest.“

Er streifte ihr Gesicht mit einem humoristischen Seitenblick. „Ein wenig viel verlangt, meine Königin! Was tut man in Indien? Seinen Dienst. Man reitet, spielt Tennis, geht auf Jagd, liegt in der Hängematte, flirtet ein bißchen —“

„Du auch, Frank?“

„Natürlich. Aber nur aus Galgenhumor, Schönste, Süßeste — dein Bild —“

Seine Schmeicheleien und Redensarten kamen ihr fade und gekünstelt vor. Aufmerksam sah sie ihn an. Dasselbe hübsche Äußere von einst fand sie wieder — die schlanke, elegante Gestalt, gut geschnittene Züge, große blaue Augen, rote, volle Lippen unter dem blonden, aufgeträufelten Schnurrbart.

Alles entzückte sie doch damals! Und heute?

Unwillkürlich fiel ihr Robert Gordons herbe Kritik ein: „Die prall sitzenden Hosen und die hohen Stiefeln, wenn er in Uniform, und der tadellos geschnittene Frack, wenn er in Zivil geht, scheinen mir die hervorstechendsten Eigenschaften dieses blonden Kapitäns Frank Johnstone zu sein.“ Abscheulich, daß ihr die boshafte Bemerkung in dieser Stunde in den Sinn kommen mußte!

Wie um die Gedankensünde abzubitten, ließ sie den Kopf gegen seine Schulter sinken. „Frank, wir lieben uns doch noch ebenso wie vor fünf Jahren?“

„Das will ich meinen!“ entgegnete er selbstgefällig.

„Du hast nie eine andere Frau geliebt wie mich?“

Ein leises Zucken ging um seine Mundwinkel. Himmel, war die Frage naiv! Für eine junge Witwe wirklich allzu kindlich!

„Aber Liebchen, wie kannst du so etwas nur denken!“ beteuerte er. „Geliebt? Keine Spur. Weißt du, so ein bißchen flirten muß man in Indien, sonst ist's gar zu fade! Das Klima verlangt das förmlich. Diese paradiesischen Nächte, wenn man vor Blütendüften fast ersticht, und die Sterne so groß wie kleine Monde am Himmel hängen.“

„Und in solchen Nächten hast du mit Maud Clarendon geflirtet?“

Sie fühlte sein Zusammenzucken an dem Arm, der um ihre Taille lag. Jeder Muskel straffte sich plötzlich. Sie sah ihn voll an und konnte sich nicht verhehlen, daß der schöne Kapitän Frank Johnstone in diesem Augenblick gerade nicht sehr geistreich ausfah.

„Wie kommst du darauf?“ fragte er gedehnt.

„Das liegt doch so nahe. Miß Maud ist die Tochter des Oberst Clarendon. Du warst sein Adjutant.“

„Du bist ja sehr genau unterrichtet.“

„Violet sagte es mir.“

Frank murmelte etwas, das nicht gerade wie ein Lob seiner Schwägerin klang.

Mit kühler Neugier wartete Daisy ab, was er weiter sagen würde.

„Kannst du das nicht verstehen, daß man aus Verzweiflung über den Verlust der geliebten Frau, nur um sich zu betäuben, ein wenig mit einer anderen Dame tändelt?“ fragte er endlich.

„Nein!“ entgegnete sie einfach. „Ich glaube, das würde ich nie gekonnt haben. Es erscheint mir unbegreiflich.“

„Liebchen!“ Er zog sie fester an sich und um ihr keine Zeit zu weiteren Erörterungen zu lassen, drückte er unzählige Küsse auf ihren Mund, jeder einzelne Finger trieb tausend verliebte Spielereien mit den kleinen Nackenlocken, die weich wie gesponnene Seide auf der weißen Haut ihres Halses lagen.

Daisy duldete seine Zärtlichkeit, aber erwiderte sie nicht. Ein seltsam leeres Gefühl war in ihrem Kopf. In ihrem Halse spürte sie einen Druck, als ob sie an heimlichen Tränen wügte.

Als der Gong zum Essen rief, sprang Frank auf und

bot ihr den Arm. Heimlich drückte er die kleine weiße Hand an sich. „Glück muß man haben!“ dachte er vergnügt.

Sie sah zu ihm auf mit einem dumpfen Gefühl der Verwunderung, daß sie nichts wie Erleichterung empfand, weil ihr Zusammensein mit ihm zu Ende ging.

Der Park von Holmbyhouse war eine Sehenswürdigkeit. Ein genialer Gartekünstler mußte ihn angelegt haben. Wundervoll tönnte sich das Lichtgrün der Birken mit dem dunklen Eichenlaub, dem Rostbraun der Blutbuchen ab. Wie ein feiner, grauer Silberstreifen schimmerte aus der Ferne der Spiegel eines großen Flusses herüber.

Auf dem Tennisplatz, der dicht an einem Teich lag, schlugen sich die Johnstoneschen Jungen, William und Richard, die Neze mit den Tennisbällen um die Ohren.

„Fangen wir nicht bald an?“ fragte Maud Clarendon, indem sie ihre braunen Handgelenke strich und drückte. Sie wünschte zu spielen, und zwar mit Kapitän Frank Johnstone, der in einem grau und rot gestreiften Triumphstuhl lag und eine Zigarette rauchte. Er trug einen weißen Linnenanzug, sah schläfrig und etwas gelangweilt aus.

„Noch viel zu heiß!“ wies er ab.

„In Indien war's noch heißer, und Sie spielten doch. Freilich — damals waren Sie nicht verlobt!“ entgegnete sie spöttisch.

Sie nahm den kleinen Jungen die Neze fort und schlug ein paar Bälle kunstgerecht in die Höhe.

Er trat zu ihr und sah sie aufmerksam an. Ihr bräunliches Gesicht war weder regelmäßig noch überhaupt eigentlich hübsch. Die Nase zu kurz, der Mund sehr groß.

Beim Lachen zeigten sich die weißen Zähne zwischen den blutroten Lippen. Das Haar lag in einem lockeren Knoten im Nacken.

„Nun also, wenn's denn durchaus sein muß!“ sagte er, stellte sich Maud gegenüber und nahm sein Racket.

Die Bälle flogen. Raum einer ging fehl. Besonders Maud spielte wundervoll.

Der Sport stand ihr. Mit langen Schritten lief sie in ihrem fußfreien Rod über den Platz, duckte, reckte sich hoch, bog sich zurück, um den Ball zu schlagen. Sie zählte mit hoher Kommandostimme. Er antwortete ebenso knapp. Das Ganze klang für Uneingeweihte beinahe wie ein gerichtliches Verhör.

Endlich ließen beide gleichzeitig das Racket sinken und gingen zu den Triumphstühlen zurück.

Aber nur Kapitän Johnstone benützte den Stuhl. Maud setzte sich sehr ungeniert mit untergeschlagenen Füßen wie eine Türkin vor ihn hin ins Gras. Auch sie rauchte. Die Ringe, die sie aus ihrem kreisrund geöffneten Mund stieß, standen ruhig in der stillen, heißen Luft, bis sie langsam zerflossen.

Maud warf dem jungen Offizier einen herausfordernden Blick zu. „Ehe Sie verlobt waren, gefielen Sie mir viel besser, Kapitän.“

„Natürlich. Ist man verlobt, dann ist's vorbei mit der Anziehungskraft für die Damen,“ bestätigte er. „Woher wissen Sie übrigens, daß ich verlobt bin? Noch ist nichts öffentlich.“

„Halten Sie mich für blind oder taub?“

„Durchaus nicht. Ich hatte reichlich Gelegenheit, mich von Ihrer Seh- und Hörschärfe zu überzeugen.“

„Nun dazu gehört nicht viel Scharfsinn, um zu bemerken, daß Sie und Mrs. Gordon ineinander verliebt sind.“

„Um —“

„Sie sagten?“

„Nichts.“

„Mrs. Gordon ist sehr reich — nicht wahr?“

„Hoffentlich.“

„Sie haben Geld nötig, Frank.“

„Ja, sonst wäre vielleicht manches anders gekommen,
Maud.“

„Natürlich, dann hätte irgend eine Sie längst weg-
geschnappt. In Indien sind gute Partien selten.“

Sie sah nachdenklich in den duftigen Sommertag
hinein. Seidenblaue Schatten zitterten über den
kurz geschorenen Samt des Rasens. Ihr roter Mund
zuckte. Über den schwarzen, glänzenden Augen lag
ein Schleier. Ärgerlich strich sie mit der Hand über
die Wimpern.

„Au — Donnerwetter, da hab' ich mich verbrannt!
Ich vergaß die Zigarette.“

„Wo?“ Er beugte sich teilnehmend zu ihr.

„Da an der Backe.“

„Wahrhaftig — ein ganz roter Fleck! Wie können
Sie nur so ungeschickt sein, Maud!“

„Danke schön!“

„Keine Ursache!“ Sein Schnurrbart streifte über
die verletzte Stelle. „Tut's noch weh?“

„Was fällt Ihnen ein!“ Mit einem toletten Augen-
auffschlag sah sie ihn an.

„In Birma waren Sie nicht so spröde, Maud.“

„In Birma waren Sie nicht verlobt, Kapitän
Johnstone.“

„Was hat meine Verlobung damit zu tun? Glauben
Sie, daß ich ein Pantoffelheld sein will?“

„Jedenfalls glaube ich nicht, daß Mrs. Gordon eine
nachsichtige, bequeme Gattin sein wird.“

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß — und Mrs. Gordon hoffentlich auch nicht.“

„Hübsche Grundsätze!“

„Wenn ich verheiratet und Schloßherr von Rosewood bin, Maud, müssen Sie uns besuchen. Ich verspreche Ihnen Tennisturniere und Bälle, soviel Sie wollen.“

„Sehr verlockend! Wie viele Walzer haben wir wohl zusammen in Birma getanzt, Frank?“

„Ich wollte, ich bekäme für jeden Tanz einen Dollar, dann wäre ich ein reicher Mann.“

„Was wollen Sie jetzt noch mit Geld? Sie wühlen ja bald im Gordonschen Golde.“

Er beugte sich vor. „Bitte, setzen Sie sich anders hin, Maud. Nicht so — so hingekauert mir zu Füßen. Da kommen nämlich meine Schwägerin und Mrs. Gordon vom Hause her auf uns zu.“

„Fällt mir nicht ein! Wenn Sie's geniert, gehen Sie doch, Sie — Sie vorsichtiger, verliebter, verlobter Pantoffelheld Sie!“

Ihr Gesicht sah auf einmal ganz verändert aus. Die schwarzen Augen funkelten, die weißen Zähne nagten an der roten Unterlippe.

„Kleiner Sprühteufel!“ lachte er gar nicht getränkt über ihren Ausfall.

Rasch schob er aber seinen Stuhl möglichst weit von ihr fort.

„Wir suchten euch im ganzen Hause,“ sagte Violet schon von weitem. „Wollt ihr keinen Tee trinken?“

„Dante.“

„Tee und immer wieder Tee gibt's in England! In Indien trinkt man Soda und Brandy. Das schmeckt besser.“ Maud lag jetzt lang ausgestreckt auf dem Rasen, die Hände unter dem Kopf gefaltet.

William und Richard warfen sich jauchzend über sie. Es gab viel Geschrei, Herumbalgen und Lachen.

„Kindstopf!“ schalt Violet, während Daisy in dem Benehmen des jungen Mädchens keine Kindlichkeit, sondern raffinierte Kotetterie sah.

„Wie verbrachtest du denn den Nachmittag, Daisy?“ fragte Frank leise, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

„Ich mußte viel Geschäftliches schreiben. Früh bin ich lange spazieren gegangen. Meine weiten Ritte vermissе ich sehr. Ich kann nicht den ganzen Tag im Triumphstuhl liegen oder Tennis spielen,“ entgegnete sie ein wenig geringschätzig.

„Meinen Urlaub muß ich benützen, mich auszurufen,“ verteidigte sich Frank.

„Gewiß, ich bewundere ja auch nur, wie Sie das fertig bringen, ohne vor Langweile zu sterben,“ meinte Daisy kühl.

Vor anderen buzte sie den Kapitän nicht. Die vertrauliche Anrede tauschten sie nur im geheimen.

Frank schob ihr seinen Stuhl hin. „Nehmen Sie Platz, gnädigste Ungnädige!“

„Danke. Ich möchte etwas am See entlang gehen.“

„O bitte, stören Sie des Kapitäns Nachmittagsruhe nicht!“ rief Maud und zeigte lachend ihre weißen Zähne. „Wir wollen auch nicht länger stören. — William, Richard — fangt mich!“

Wie ein abgeschossener Pfeil flog Maud plötzlich mit einem schrillen Schrei, die Hände über dem Kopf erhoben, dem großen Grasplatz zu, wo sie zum Entzünden der kleinen Zungen in die Hände klatschte und in seltsamen Sprüngen herumhüpfte.

„Hat sie einen Sonnenstich bekommen oder ist sie verrückt geworden?“ fragte Daisy, die mit weit offenen

Augen den wunderlichen Verdrehungen des üppigen Mädchentörpers zusah.

„Sie tanzt einen bei den Hindu in Indien beliebten Tanz. Sieh nur, wie schön! Diese wilde Grazie in jeder Bewegung! Ein prachtvolles Mädchen!“ bewunderte Frank ganz hingerissen.

„Meinst du? Ich finde, sie sieht wie eine Negerin aus mit dem stumpfen Haar und den ewig gefletschten Zähnen zwischen den blutroten dicken Lippen. — Gräßlich!“

„Schade, daß sie dir mißfällt. Ihr Vater bewies mir viel Güte. Ich würde Maud darum gern nach Rosewood eingeladen haben.“

„Nach Rosewood?“

„Nun ja. Selbstverständlich erst, wenn wir dort leben.“

Daisy zögerte. Aber dann faßte sie einen schnellen Entschluß. Jetzt endlich mußte sie ihm die Wahrheit eingestehen. Seit mehreren Wochen waren sie zusammen in Holmbyhouse, und noch immer wurde nichts Entscheidendes über ihre Zukunft festgesetzt. Frank sprach häufig davon, seine militärische Stellung aufzugeben. Das durfte nicht sein. Wie wollten sie ohne Gehalt leben? Von den armseligen tausend Pfund? Der Gedanke, nach Indien zu gehen, schnürte ihr freilich auch das Herz zu. Sie hing doch viel mehr an Rosewood, als sie sich selbst eingestehen wollte. Schon jetzt empfand sie ein quälendes Heimweh, eine sich täglich steigende Sehnsucht nach ihren gewohnten Räumen, ihrer Tätigkeit in Schloß und Dorf, ihren weiten Ritten, den traulichen Abendstunden am Ramin mit Edward. Er war ihr doch sehr nahe getreten in dem halbjährigen Zusammensein. Wenn sie seine straffe Energie, seinen Fleiß mit Franks Lässigkeit verglich, so fiel der Vergleich sehr zu ungunsten ihres Verlobten aus.

Was wohl Edward zu Maud Clarendon gesagt hätte! Sie würde ihn gern gefragt haben. Aber all die Wochen über hatte Edward sich weder in Holmbyhouse blicken, noch das geringste von sich selbst hören lassen. Schriftstücke zum Unterschreiben sandte er ihr oft zu, aber immer nur mit den notwendigsten Erklärungen.

Nun gleichviel, ob er sich um sie kümmerte oder nicht, klargestellt mußten die Verhältnisse werden.

„Frank!“

„Ja?“

„Bitte, richte deine Aufmerksamkeit von dem tanzenden Derwisch oder Brummkreisel dort auf mich,“ fing Daisy an.

„Zu Befehl. Nur zu gern tue ich das, meine Königin.“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln. Dieser leichte, galante Ton berührte sie immer unsympathisch. „Was ich dir zu sagen habe, ist ernst, Frank. Es betrifft unsere Zukunft.“

Er wurde aufmerksam. Sollte sie etwas von seinen Schulden erfahren haben von Violet, der Plaudertasche, oder durch Maud? Deren Verschwiegenheit erschien ihm auch keineswegs unzweifelhaft. „Was willst du wissen? Soll ich beichten, daß ich ein wenig flott im Geldausgeben gewesen bin?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Ich habe dir ein Geständnis zu machen, Frank.“

„Eine Beichte? Kurz vor Loresschluß? Bravo! Ich absolviere dich im voraus. Ein kleiner Flirt mit dem langbeinigen Neffen vielleicht?“

„Durchaus nicht,“ wies sie ärgerlich errötend ab. „Es handelt sich um eine Bestimmung meines verstorbenen Mannes.“

„Natürlich bist du aber doch keine Universalerin, Daisy?“

„Ich bin's, wenn ich — dich nicht heirate!“

„Verdammt! — Pardon! Solch teuflische Nachsucht ist doch unerhört!“

Frank Johnstone sprang aufgeregt auf. Sein Gesicht wurde um einen Schein blasser. Seine blauen Augen sahen ganz dunkel vor Ärger und Erregung aus.

„Wie kam er denn auf diese lächerliche Bestimmung? Woher wußte er etwas von unserer Liebe? Wer verriet uns?“

„Wir uns selbst. Robert Gordon saß unter dem Balkonvorsprung und belauschte Wort für Wort unsere Unterhaltung, unseren Abschied vor fünf Jahren.“

„Der alte Schleicher!“

„Wenn wir uns heiraten, erhalte ich tausend Pfund jährlich,“ fuhr Daisy fort.

„Tausend Pfund! Was nützt uns der Bettel!“ fuhr er auf.

„Wenn du rasch befördert wirst, Frank, genügt es vielleicht.“

„Unsinn! Du hast offenbar keine Ahnung vom Wert des Geldes.“

„Du scheinbar auch nicht, da du nie mit deinem Gelde reichst,“ entgegnete sie etwas ärgerlich.

„Natürlich reiche ich nicht. Als jüngerer Sohn bin ich ein Bettler, von der Gnade meines ältesten Bruders abhängig,“ bemerkte er bitter. „Endlich, dachte ich, sollte dieses Elend aufhören, und jetzt macht dieses Testament alles wieder zunichte!“

„Liegt dir denn mehr am Geld wie an mir?“ fragte sie.

„Willst du mir sagen, wie wir ohne Geld heiraten können?“ antwortete er schroff.

„Wünschst du dann unsere Verlobung aufzulösen, weil du keine arme Frau heiraten kannst?“ fragte sie mit der ihr eigenen kühlen Sanftmut, die immer eine gewisse Entfernung zwischen sie und die anderen Menschen legte.

Er sah sie unsicher an. „Daran habe ich natürlich keine Sekunde gedacht,“ beteuerte er. „Ich bin dir unendlich dankbar für das Opfer, das du mir bringen willst, aber —“

„Aber du kannst es trotzdem nicht annehmen?“

„Um Himmels willen, laß mich doch ausreden und lege mir nicht Dinge in den Mund, die ich weder gesagt, noch an die ich jemals gedacht habe!“ fuhr er gereizt auf.

„Mir scheint, wir sind auf dem besten Wege, in Streit zu geraten,“ entgegnete sie ruhig. „Nie konnte ich verstehen, weshalb man sich zankt. Es ist so leicht, fortzugehen, wenn —“

Sie stand auf und ging über das Gras, das den Saum ihres langen schwarzen Kleides feuchtete.

Frank sah ihr nach. Sie war die graziöseste Frau, die er kannte. Ihr Gang, ihre Haltung entzückten ihn immer aufs neue.

Mit einigen raschen Schritten eilte er Daisy nach und zog ihre Hand durch seinen Arm. „Närrchen! Wie kannst du nur meine Enttäuschung so falsch deuten!“ schalt er zärtlich. „Der Gedanke, dein Opfer annehmen, dich in eine sorgenvolle Lage bringen zu müssen, ist mir natürlich furchtbar peinlich. Wie kann ich meiner Königin das zumuten, ihr Rosenschloß mit einem indischen Bungalow oder einer kleinen Etagenwohnung in London zu vertauschen? Aber es findet sich gewiß irgend ein Ausweg. Ich werde einmal mit Edward Gordon reden.“

„Nein, das möchte ich nicht! Hörst du, das verbiete ich dir!“ rief Daisy mit ungewöhnlicher Hefigkeit.

„Warum denn?“

„Niemals nehme ich ein Gnadengeschenk von Edward Gordon an.“

„Gnadengeschenk! Wenn er fast alles statt deiner bekommt?“

„Mir stehen nur tausend Pfund Rente zu, wenn ich dich heirate! Man ließ mir ja die Wahl zwischen Reichtum und dir. Ich wählte dich.“

„Bereust du deine Wahl, Daisy?“

„Vielleicht.“

Er zog sie an sich und drückte stürmische Küsse auf ihren Mund.

Aber der Zauber war gebrochen. Ihre Lippen blieben eiskalt.

„Reden wir heute nicht mehr von diesen fatalen Geldgeschichten,“ bat er. „Wir müssen sehn, wie wir aus dieser Zwickmühle herauskommen.“

Seine Laune schlug immer blitzschnell um. Er war auf einmal wieder ganz lustig und sorglos.

Daisy konnte sich nicht so rasch umstimmen. Ihr kam es oft so vor, als ob im Verkehr mit ihm ein Wirbelwind sie hin und her risse.

Im Hause angelangt wollte er noch bei ihr bleiben, aber Daisy gab vor, Briefe schreiben zu müssen.

Frank piffte leise vor sich hin. „Etwas unbequem in der Ehe wird sie wohl sein,“ meinte er halblaut, als er den Musiksalon betrat.

Ein lautes Lachen tönte ihm aus einer Ecke als Antwort entgegen. Eine geschickt geworfene Rose flog gegen seine Brust.

Natürlich — Maud, der Unband!

Er fing die Blume auf. In dem Halblicht des

Zimmers hatte er Maud nicht gleich bemerkt. Da saß sie, von dem herabhängenden bunten Musselinstor halb verhüllt, am Fenster und füllte eine Kristallschale mit Rosen.

„Galt Ihre tiefsinnige Bemerkung, die Sie in den Bart brumnten, Mrs. Gordon oder mir?“ fragte Maud mit spöttischem Lachen.

„Mrs. Gordon natürlich. Sie sind doch nicht verlobt, soviel ich weiß!“

„Vorläufig noch nicht. Aber einmal wird's wohl auch geschehen.“

„Gnade Gott dem Ärmsten!“

„Un Sie nur nicht so. Recht gern wären Sie an seiner Stelle.“

„Das schon — so hin und wieder mal als Stellvertreter. Aber für immer? Danke! Prasselndes Feuerwerk ist keine Herdflamme.“

„In welchem Kolportageroman schnappten Sie diese sinnige Phrase auf, Mr. Frank?“

„Kolportageroman! Erlauben Sie mal. Sagt das nicht Shakespeare oder sonst ein Philosoph?“

„Der Philosoph Shakespeare! Hin und wieder schrieb er aber auch ein paar ganz nette Dramen — nicht? Ihre Unwissenheit ist unglaublich, Frank!“

„Lesen tue ich das Zeug allerdings nicht besonders gern.“

„Warum machen Sie eigentlich solch verdrießliches Gesicht? Das steht Ihnen gar nicht. Nur bedeutende Menschen dürfen sich das gestatten. Wenn man ein hübsches Puppengesicht hat, muß man lachen.“

„Puppengesicht! Was noch weiter?“

„Also weshalb die böse Laune?“

„Weil ich soeben erfahren habe, daß ich im Begriff stehe, eine Liebesheirat zu machen in des Wortes

schönster Bedeutung. Mrs. Gordon verliert nämlich Rosewood, wenn sie mich heiratet.“

„Das gönne ich Ihnen von Herzen!“

„Schämen Sie sich, so schadenfroh zu sein! Ich liebe Daisy. Wäre ich sonst die fünf Jahre in Indien —“

„Der berühmteste Hofmacher gewesen, der sich bei jedem reichen Mädchen einen Korb holte, und der die unvermögenden an der Nase herumführte! — Übrigens wird Violet Sie wohl auf dem Laufenden erhalten und Ihnen den hoffnungslosen Zustand des kranken Robert Gordon mitgeteilt haben. Nun schlägt der Ihnen doch zu guter Letzt ein Schnippchen? Nicht übel!“

„Hören Sie auf mit dem Geschwätz!“ rief Frank ärgerlich. „Was Sie da zusammensabeln, stimmt alles nicht.“

„Stimmt nur zu gut.“

„Maud, wenn ich nicht Schulden bis an die Ohren hätte, wären wir zwei längst Mann und Frau. Das wissen Sie wohl. Aber Ihr Vater würde mich ja die Treppe hinunter, wenn ich um Sie anhielte. Da mußte ich eben —“

Maud schob die Rosenschale in die Mitte des Tisches. „Wir wollen nicht sentimental werden, Frank. Das hilft nun einmal nichts. Heiraten Sie Ihre Witwe, oder wen Sie wollen, was geht's mich an!“

Er seufzte. „Sie haben gut reden,“ sagte er dann. „Singen Sie mir jetzt eines der kleinen indischen Lieder, Maud! Wissen Sie — das, was die Hindufrauen immer sangen, wenn sie von den Reisfeldern zurückkehrten.“

Leise sumnte er die Melodie.

Maud fiel ein.

Ein wunderlicher Gesang war's. Eigentlich kaum

eine Melodie, mehr ein Rhythmus, aber mit seltsam nervenaufpeitschenden Tönen zwischen der wehmütigen Grundstimmung.

Wie oft hatten sie zusammen diesem Gesang gelauscht, wenn sie auf der Veranda vor dem weißen Bungalow in Birma saßen und in die märchenhaft schöne Tropenlandschaft hinausahen! Köstlicher Wohlgeruch erfüllte die Luft. Aus dem dunklen Laub der Zypressen und den gefiederten Blättern der Tamarinden flötete die indische Nachtigall ihre Lieder. Millionen grün und rot schimmernder Funken, jene glühenden Käfer der Tropenwelt, blitzten aus dem Dunkel der Gebüsch. Von den Reisfeldern her klang der eintönige Gesang der Hinduweiber, der schrille Ruf eines Vogels oder das Kreischen eines Affchens, das sich in den Zweigen eines Tulpenbaumes schaukelte. Die Nacht zog herauf, die wunderbare Tropennacht mit ihren übergroß leuchtenden Sternen, jene märchenhafte Nacht, in der der Durst nach Liebe und Glück zu einem unerfättlichen Verlangen anschwillt.

Frank strich sich über die Stirn. Diese Erinnerungen machten ihn warm. „Maud! Die Nächte in Birma, wenn der Oberst weggeritten war, waren doch schön — was?“ fragte er. Seine Stimme klang heiser vor Erregung. „Solch Blühen und Duften! Solche Sterne kennt man hier nicht.“

„Nein,“ sagte Maud gähmend. „Ich gehe auch bald nach Birma zurück.“

„Ohne mich, Maud?“ Er beugte sich zu ihr. Das eigentümliche, ihm so wohlbekannte Ambraparfüm, das sie benützte, stieg ihm zu Kopf wie berausgender Wein.

Sie lag in seinen Armen und ließ sich küssen wie einst in jenen schwülen Sommernächten unter dem sternfunkelnden Tropenhimmel.

Als er sie endlich losließ und auffah, bemerkte er eine schlante, schwarze Gestalt, die regungslos in der geöffneten Tür stand.

Daisy! Wie lange mochte sie schon dagestanden und zusehen haben! Aber konnte sie bei dem Dämmerlicht überhaupt etwas erkennen?

Ehe er den Mund zu einer Anrede öffnen konnte, war der Platz, auf dem Daisy soeben gestanden hatte, leer, und die Tür leise hinter ihr ins Schloß gefallen.

In etwas bedrückter Stimmung fand Frank sich in tadellosem Frack mit einer weißen Tuberose im Knopfloch zur Tafel um acht Uhr abends im Salon ein.

Nach einer allgemeinen flüchtigen Verbeugung trat er zu Daisy und überreichte ihr mit seinem gewinnendsten Lächeln ein paar auserwählt schöne Orchideen, die er dem Gärtner aus dem Gewächshaus abgeschmeichelt hatte.

Sie nahm die tiefroten, seltsam geformten Blüten mit kurzem Dank und behielt sie lose in der Hand, statt sie anzustecken.

„Galant auf Kosten meines Treibhauses,“ brummte der Hausherr mit einem etwas spöttischen Seitenblick auf seinen liebenswürdigen Bruder, der heute beim Essen merkwürdig still blieb.

Auch Maud Clarendon, die sonst unaufhörlich plauderte und lachte, sprach wenig. Ein unbehagliches Zusammensein war's! Nur Violet und ihr Mann hielten der Dienerschaft wegen ein etwas gezwungenes Gespräch im Gang.

Frank richtete seine Blicke oft auf Daisy. Ihre ablehnende Haltung ärgerte ihn. Trotzdem deutete er sie zu seinen Gunsten. Wie sehr mußte sie ihn lieben,

wenn solche unbedeutende Rinderei sie so verdrießen konnte! Aber jedenfalls tat er klug daran, ihren Ärger erst abflauen zu lassen. Darum blieb er heute gegen seine Gewohnheit mit seinem Bruder beim Wein sitzen und ließ die drei Damen allein in den Salon hinübergehen.

„Na, mein Junge, wo hapert's denn?“ fragte Mr. Johnstone gutmütig, als er sah, daß Frank den Burgunder unberührt stehen ließ und verdrossen vor sich hinstarrte.

„In einer gräßlichen Lage bin ich!“ seufzte der Gefragte.

„Schon wieder einmal?“ Mr. Johnstone kannte den Ton und die Worte bereits. Das bedeutete immer eine Geldforderung. „Mein guter Junge, jetzt kann dir's doch nicht mehr fehlen! Aus eigenem Interesse werden deine Gläubiger warten, um dir und sich selbst nicht zu schaden.“

„Das ist's auch nicht.“

„Was denn sonst?“

„Ich habe vorhin Maud geküßt und Daisy kam dazu.“

„Du bist doch der größte Leichtfuß den es geben kann, Frank!“ herrschte Mr. Johnstone seinen Bruder an. „Wie kannst du dich so taktlos benehmen?“

„Ach, stell dich doch nicht an!“ rief Frank lachend, dem die moralische Entrüstung des Bruders Spaß machte.

„Wenn man ein junges Mädchen küßt, so heißt das soviel wie: ich will dich heiraten!“ fuhr Mr. Johnstone strenge fort.

„Der Himmel soll mich schützen und bewahren! Dann besäße ich bereits einen Harem, um den mich der Sultan beneiden könnte.“

„Du bist ebenso gewissenlos in diesem Punkt wie

in allen ernstesten Angelegenheiten, Frank. Jeder Schilling, den man dir gibt, ist weggeworfen. Ein Faß ohne Boden bist du!“

„Hör auf, alter Junge!“ meinte Frank gemächlich. „Die Verhältnisse liegen viel komplizierter wie du denkst.“

Und nun erzählte er dem erstaunt Aufhorchenden von Robert Gordons Testamentsbestimmung.

„Du scheinst ein besonderes Talent zu haben, dich bei deinen Liebesabenteuern abfassen zu lassen und dir selbst den Strick um den Hals zu legen,“ meinte Mr. Johnstone ärgerlich.

„Stimmt vollständig!“ gab Frank zu.

„Wenn's mit der Erbschaft und dem Reichtum für Daisy nichts ist, so ist's am Ende ganz gut, daß sie deinen Flirt mit Maud entdeckte,“ meinte Mr. Johnstone nachdenklich.

„Ich bin an Daisy gebunden.“

„Sehr schön! Dabei küßt du Maud, sobald es dir gefällt!“

„William, werde doch Hilfslehrer an einer Kleinkinderschule oder halte Vorlesungen in Jünglingsvereinen! Du fällst mir auf die Nerven mit deiner Pedanterie.“

„Und du mir mit deinem Leichtsinn. Jedenfalls erwarte von mir nichts mehr.“

„Wiederhole dich nicht, mein Lieber. Ehe ich mich aber in das beneidenswerte Los füge, in Birma als Ruli Lastkarren zu ziehen oder Reis zu stampfen, mache ich noch einen Versuch zu meiner Rettung. Der Glückliche, der durch mein Pech Rosewood erbt, hat die moralische Verpflichtung, mir zu helfen.“

„Wer ist das?“

„Natürlich Edward Gordon.“

„Daisy ist sehr stolz! Wird sie das zugeben?“

„Wenn der Handel abgeschlossen ist, wird sie sich schon zufrieden geben.“

„Und deine Schulden?“

„Soll Mr. Edward gleichfalls bezahlen.“

„Der Gedanke ist nicht ganz zu verwerfen.“

„Morgen früh fahre ich nach Rosewood. Bitte, gib mir gegen zehn Uhr den Dogcart.“

„Da schläfst du ja noch.“

„Was bringt man nicht für Opfer, wenn man liebt!
— Nun wollen wir aber endlich unsere Damen aufsuchen.“

Aber als die Herren den Salon betraten, fanden sie nur Violet mit einem Buch am runden Mittelstisch sitzen.

„Wo ist denn Daisy und Miß Maud?“ fragte Frank enttäuscht.

„Die sind schlafen gegangen. Beide schienen verstimmt zu sein,“ entgegnete Violet mit einem scharfen Seitenblick auf das verlegene Gesicht ihres Schwagers.
„Du bist vermutlich daran schuld, Frank.“

„Na ja, ein ganz kleines bißchen schuld bin ich schon an der Verstimmung der Damen,“ gestand Frank und erzählte in seiner spöttischen Weise die kleine Szene im Musikzimmer.

Violet kanzelte ihn gehörig ab. „Ich kenne Daisy. Sie vergibt das nicht leicht,“ seufzte sie.

„Sollte sie Frank wirklich noch heiraten, so wird sie ausreichend Gelegenheit haben, sich in dieser Tugend zu üben,“ warf ihr Mann bissig ein.

„Jedenfalls werde ich versuchen, Maud loszuwerden. Solange die im Hause ist, gibt's doch keinen Frieden,“ schalt Violet.

„Das arme Ding kann nichts dafür,“ verteidigte sie Frank.

„Violet, laß die Dinge vorläufig gehen,“ riet der Hausherr. „Zwischen Frank und Daisy Gordon stehen noch viele Hindernisse.“

„Daran ist nur Frank schuld.“

„Jetzt habe ich aber genug von euren Vorwürfen. — Gute Nacht teurer Bruder, verehrte Schwägerin. Bitte ergebenst um gute Nachrede.“

In einem hellen Staubmantel, die Zigarette im Mundwinkel, saß Kapitän Frank Johnstone auf dem Dogcart hinter dem scharftrabenden Pferd, das den leichten Wagen rasch über die glatte Straße fortrif.

Aus dem Schatten breitblättriger Platanen hob sich Schloß Rosewood wie auf Goldgrund gemalt heraus.

Johnstone warf dem Groom die Zügel zu und sprang vom Wagen. Zu dieser frühen Stunde hoffte er sicher Edward Gordon anzutreffen.

Er irrte sich auch nicht. Nachdem der herbeieilende Diener ihn angemeldet hatte, empfing Edward Gordon ihn sogleich in seinem Arbeitszimmer. Er schien soeben vom Reiten wieder gekommen zu sein, denn er trug hohe Stiefeln mit Sporen. Etwas kühl zurückhaltend begrüßte er seinen Gast, den er vor Jahren flüchtig in einem Klub in London kennen gelernt hatte.

Einige gleichgültige Fragen und Antworten gingen zuerst zwischen den Herren hin und her. Die vielen Jagdtrophäen und Reiseerinnerungen an den Wänden boten genügend Stoff zur Unterhaltung.

Trotzdem bemerkte Edward sehr genau, daß diese Teilnahme nur vorgetäuscht wurde, um den eigentlichen Zweck des Besuches nicht sogleich zu enthüllen. Um sich baldmöglichst von der Anwesenheit seines ihm

wenig sympathischen Gastes zu befreien, beschloß er, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Mrs. Gordon befindet sich hoffentlich wohl in Holmbyhouse?“ fragte er ruhig.

Eine helle Röte lief sofort über Frank Johnstones weiße Stirn. „Sehr wohl und glücklich ist sie,“ versicherte er eifrig. „Das heißt ein wenig besorgt und unruhig natürlich auch — unserer Zukunft wegen. Ich nehme an, daß Sie über unsere beabsichtigte Heirat unterrichtet sind, Mr. Gordon?“

Edward verbeugte sich zustimmend. Ein Glückwunsch wollte aber nicht über seine Lippen.

Eine etwas verlegene Pause folgte, denn diesmal kam Edward Gordon seinem Gast nicht zu Hilfe.

Dem wurde unter dem scharf forschenden Blick seines Gegenübers immer schwüler.

„Soll ich das Fenster öffnen?“ fragte Mr. Gordon mit boshafter Höflichkeit. „Oder darf ich Ihnen eine Erfrischung bestellen?“

„Danke. Erst möchte ich aussprechen, was ich zu sagen habe,“ entgegnete Frank kurz entschlossen. „Ich bin immer dafür, mit offenen Karten zu spielen und Farbe zu bekennen. Sie auch, Mr. Gordon?“

„Unbedingt.“

„Nun also. Sie kennen natürlich die Bestimmung Ihres verstorbenen Onkels meine und Daisy's Heirat betreffend?“

„Ja.“

„Finden Sie diese Verfügung nicht auch sehr hart und ungerecht?“

„Von Ihrem Standpunkt aus — vielleicht, Mr. Johnstone.“

„Von jedem Standpunkt aus sollte ich denken. Wie können wir leben? Ich bin arm. Die tausend

Pfund Rente, die Mr. Gordon seiner Witwe aussetzte, sind zum Lachen.“

„Nicht für ‚seine Witwe‘, sondern für ‚Ihre Frau‘ bestimmte er diese allerdings bescheidene Summe.“

„Und Sie erben Rosewood und das ganze Kapitalvermögen?“

„Das Testament ist noch nicht eröffnet. Aber wenn Sie mich direkt fragen, so muß ich zugeben, daß mein Onkel und sein Rechtsanwalt dies andeuteten — im Fall Mrs. Gordon sich nicht der bewußten Bestimmung füge.“

„Also haben Sie natürlich ein großes Interesse an meiner Heirat mit Daisy?“

Edward Gordon sah seinen Besucher eine Sekunde finster an. Dann lachte er kurz auf. „Natürlich das allergrößte Interesse habe ich an dieser Heirat, die mir solchen Vorteil bringt.“

„Das meine ich auch. Finden Sie nicht, daß es nur gerecht wäre, Mrs. Gordon eine Entschädigung für den Verlust von Rosewood anzubieten?“

„Das Glück, das sie an Ihrer Seite finden wird, Kapitän Johnstone, wiegt den Verlust von Rosewood gewiß reichlich auf.“

„Ach was,“ fuhr Frank auf. „Wenn Sie ihr kein Kapital geben, kann ich sie einfach nicht heiraten. Solch verwöhnte Prinzessin — und ich bin auch gerade kein Finanzgenie.“

„Das hörte ich. Haben Sie Schulden, Kapitän Johnstone?“

Edward Gordons Stimme klang auf einmal beinahe sanft überredend. Nur wer ihn sehr genau kannte, würde das Zucken seines Mundes, den scharfen Blick seiner Augen richtig gedeutet haben.

„Schulden habe ich natürlich,“ entgegnete Frank

gedehnt. „Wie sollte ich keine Schulden haben? Eigenes Vermögen besitze ich nicht. Mein Bruder ist ein geiziger Filz. Das Leben in London bei den Lifeguards kostete enorm viel — und in Indien ist's auch nicht allzu billig.“

„Wieviel beträgt die Summe, die Ihre Gläubiger zu fordern haben?“

„Die nenne ich nur, wenn Sie die Absicht hegen, mir wirklich zu helfen, Mr. Gordon.“

„Im Interesse von Mrs. Gordons Glück bringe ich gern ein Opfer. Also geben Sie mir die Höhe der Summe an.“

Frank rechnete. So ziemlich hatte er's im Kopf, was er an allen Ecken und Enden von London und Birma schuldig geblieben war. „Annähernd sechstausend Pfund mögen's wohl sein,“ meinte er endlich etwas kleinlaut.

„Eine ganz hübsche Summe für einen unvermögenden Kapitän,“ warf Edward Gordon hin. Trotzdem ging er sofort an seinen Schreibtisch. „Sie möchten gewiß gern Ihre Schulden vor Ihrer Hochzeit regeln, Mr. Johnstone? — Ja? — Gut. Ich schreibe Ihnen einen Scheck auf das Bankhaus Howell & James in London, bei dem mein Vermögen deponiert ist. — Hier ist er.“

Frank nahm den Scheck. „Wie soll ich Ihnen danken, Mr. Gordon? Und wegen der Rückzahlung? Genügt Ihnen mein Wort, oder soll mein Bruder sich für mich verbürgen?“

„Beides ist nicht erforderlich, Kapitän Johnstone. Ich mache ja, wie Sie selbst sagten, solch vorzügliches Geschäft, indem ich Ihnen behilflich bin, Mrs. Gordon zu heiraten. Da spielt diese Summe wirklich keine Rolle. Wollen Sie Ihrer Braut auch sagen, ich sei bereit, ihr das Kapitalvermögen, das Robert Gordon

hinterließ, auszuhändigen und mich mit Rosewood zu begnügen. Dadurch stoße ich freilich die Bestimmung meines Onkels um. Ich nehme aber an, daß er in den letzten Lebensstunden nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen ist. Sonst würde er gewiß nicht versucht haben, Daisys Glück, Ihre Frau zu werden, zu verhindern.“

Die beißende Ironie der Worte entging Frank vollkommen. Hoherfreut streckte er Edward die Hand hin. „Ich bin überzeugt, meine Braut wird Ihr großmütiges Anerbieten zu würdigen wissen,“ sagte er herzlich.

„Das glaube ich auch!“

Edward berührte Johnstones Hand nur flüchtig.

Jetzt nahm Frank auch das vorhin ausgeschlagene Frühstück dankbar an, und das vorzügliche Essen, der kühle Wein erhöhten seine gute Laune immer mehr.

Edward Gordon, der trotz der Herzlichkeit seines Gastes sehr zurückhaltend blieb, konnte sich beim Abschied kaum einer Umarmung erwehren. Noch vom Dogcart herunter winkte und grüßte Frank.

Als er in das Haus zurücktrat, lachte Edward spöttisch. „Der Narr, wie glatt er mir ins Netz ging!“ sagte er halblaut vor sich hin.

Kapitän Johnstone gab dem Stallknecht die Zügel und überließ sich seinen angenehmen Gedanken. Ab und zu faßte er mit der Hand nach der Brusttasche, in der der gewichtige Scheck knisterte, und piff vergnügt vor sich hin.

Gegen zwei Uhr erreichte er Holmbyhouse. Der Diener sagte ihm, Mr. und Mrs. Johnstone seien mit Miß Clarendon und den Kindern spazieren gefahren. Nur Mrs. Gordon sei hier geblieben.

Das hörte Frank gern. Bei der bevorstehenden Unterredung konnte er weder Zeugen noch Störungen gebrauchen.

„Ist Mrs. Gordon im Hause oder im Garten, Thomas?“ fragte er rasch.

„Mrs. Gordon sitzt auf der Veranda. Soll ich anmelden?“

„Nein — ich gehe selbst.“

Frank wünschte Daisy zu überraschen, da sie ihn gewiß noch nicht zurückerwartete. Vorsichtig näherte er sich der von Blumen eingefakten Terrasse.

Daisy war allein. Den braunlockigen Kopf neigend, drückte sie ihre Stirn gegen eine kalte, lackierte Gießkanne, die auf dem Geländer stand, und die sie zwischen ihren Händen hielt, an denen die ihm so wohlbekannten Ringe blühten.

Er blieb stehen und sah sie an. Sie fühlte seine Nähe, schob die Gießkanne fort und wendete ihm mit einem etwas erstaunt fragenden Ausdruck ihr Gesicht zu.

„Hat man dir nicht gesagt, wohin und weshalb ich so früh fortgefahren bin?“ fragte er vergnügt.

„Nein. Mr. Johnstone sprach sich nicht darüber aus, und Violet und Miss Clarendon wußten anscheinend nichts über das Ziel dieser ungewöhnlich frühen Fahrt.“

Daisys Ton klang sehr kühl. Jedenfalls schmollte sie noch.

Aber er ließ sich nicht die Laune verderben. „In Rosewood war ich und habe meine Bekanntschaft mit Edward Gordon erneuert.“

„In Rosewood? Welch merkwürdiger Einfall!“

„Findest du es nicht natürlich, daß ich, dein Verlobter, den Verwandten deines verstorbenen Mannes einen Besuch mache?“

Ein unbestimmter Verdacht regte sich in ihr. „Ein

besonderer Zweck war wohl mit dem Besuch verbunden?“ fragte sie schnell. „Es wäre jedenfalls Edward Gordons Sache gewesen, uns zuerst hier aufzusuchen. Ich sehe nicht ein, warum wir ihm nachlaufen sollen, da er augenscheinlich nichts von uns wissen will.“

„Ach, laß das doch! Er ist wirklich ein prachtvoller Mensch.“

„Das ist er,“ bestätigte sie ernst. „Pflichttreu, zielbewußt, energisch, voll geistiger Interessen. Aber auch kalt und herzlos. Ein echter Gordon! Würde er mich sonst, nachdem wir ein halbes Jahr zusammen in Rosewood lebten, jetzt gleichgültig meinem Schicksal überlassen?“

Ihre Stimme schwankte.

„Aber Liebchen, du tußt ihm wirklich unrecht,“ verteidigte ihn Frank. „Hör doch erst einmal zu. Ich besprach unsere Zukunft eingehend mit Edward Gordon. Er interessiert sich sehr dafür.“

„Wie götig! Bietet er dir etwa einen Verwalterposten auf seinen Gütern an?“

„Nein. Dazu würde ich mich auch kaum eignen.“

„Das glaube ich selbst. Von einem Verwalter verlangt man wohl etwas mehr wie Tennisspielen, Rauchen und — Flirten.“

„Wenn du noch tanzen und meiner schönen Braut zu Füßen liegen dazu nennst, dann hast du freilich meine Lieblingsbeschäftigungen zusammen,“ lachte er gutmütig.

Sie zuckte die Achseln. „Etwas wenig, um ein Leben auszufüllen.“

„Mir genügt es, und da Mr. Gordon so vernünftig ist, einzusehen, daß er dich entschädigen muß, so ist alles in bester Ordnung.“

„Was soll das heißen? Habe ich dir nicht verboten,

mit Edward Gordon über diese Angelegenheit zu sprechen?“ rief sie heftig.

„Das nahm ich natürlich nicht ernst. Mr. Gordon stimmte mir in allem bei. Er will Rosewood behalten und dir dafür das ganze Kapitalvermögen abtreten.“

„Und diesen Vorschlag nimmst du an?“

„Nur mit dem allergrößten Vergnügen.“

„Diesen beleidigenden Vorschlag weise ich entschieden zurück!“ rief sie heftig.

„Du weißt nicht, was du sprichst, Daisy.“

„Das weiß ich sehr wohl. Ich sage nein und tausendmal nein! Ich bin keine Bettlerin, bin nicht abhängig von der Gordonschen Gnade.“

„Aber Kind, sei doch nicht so verzweifelt unpraktisch!“

„Ich will lieber unpraktisch wie niedrig denkend sein.“

„Herr des Himmels, es ist zum Verzweifeln!“ rief er außer sich. „Alles löst sich aufs beste, jedes Hindernis zwischen uns ist beseitigt, und nun zerstörst du mit deiner Weigerung wieder alles! Wie kann ich dich denn mit deinen anspruchsvollen Lebensgewohnheiten ohne Geld heiraten?“

„Wir können arbeiten.“

Ein Achselzucken war seine einzige Antwort.

„Versteh mich wohl, Frank,“ sagte Daisy ernst.

„Niemand nehme ich Geld von Edward Gordon.“

Er lachte ärgerlich. „Nun, ich denke nicht so kleinlich. Ich habe einen Scheck von ihm sehr gern angenommen, um einige kleine Ausstände zu berichtigen. Bei seinem Reichtum ist das für ihn eine Kleinigkeit.“

„Das hast du getan? Hast dir von Edward Gordon Schulden bezahlen lassen?“

„Warum denn nicht? Als Beweis seiner Dankbarkeit fasse ich das auf. Vergiß nicht, daß er mir den

schönsten Besitz Englands verbannt. Dafür hilft er mir eben, daß ich die schönste Frau Englands heiraten kann," fuhr er galant fort. „Und nun sei gut, Daisy, sage ‚ja‘ und alles ist in bester Ordnung.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ebenso wie damals, als Robert Gordon mir die Wahl stellte, sage ich ‚nein!‘ Nein und abermals nein!“

„Aber Daisy —“

„Daß du mir diese Bedingung stellen kannst, beweist, was ich schon längst fühlte, daß wir nicht zueinander passen. Jedes von uns hat sich nach einer entgegengesetzten Richtung entwickelt. Ich bin nicht mehr dieselbe Frau, die damals unter so heißen Tränen von dir schied, Frank. Die fünf langen Jahre in Robert Gordons Krankenzimmer haben mich vielleicht nicht besser gemacht, aber sie haben mich gereift und vertieft, während du —“

„Nur weiter mit meinem Sündenregister!“ warf er scharf auflachend ein. „Ich habe deiner Ansicht nach wohl inzwischen nichts getan wie gefaulenzt und Schulden gemacht? Ganz so bequem ist es denn doch nicht, Offizier in Indien zu sein.“

„Ich maße mir kein Urteil darüber an, wie du die Zeit in Indien verbrachtest. Hier aber sehe ich leider zur Genüge, wie du sie zu vergeuden verstehst. Ich lernte inzwischen andere Männer kennen.“

„Ach so!“

„Was nützen alle Worte! Du verstehst mich nicht, ich dich nicht mehr,“ sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen. „Unser Zusammenleben würde daher für jeden von uns eine Qual sein. Wir wollen uns nichts nachtragen, Frank, aber —“

Er berührte ihre ausgestreckte Hand nicht. Sein Gesicht war blaß geworden. Und doch fiel ihr auch in

diesem Augenblick der unreife, knabenhafte Ausdruck auf. Das Schmollen eines verzogenen Kindes, dem nicht der Wille geschieht, stand in seinen Zügen, nicht der herbe Seelenschmerz eines gereiften Mannes.

„Dir ist's leid geworden, Rosewood aufzugeben,“ stieß er endlich ärgerlich heraus. „Sag' das doch einfach, statt all der hochtönenden Phrasen.“

„Wie schlecht du mich kennst! Gänzlich mißverstehst du mich. Freilich, um die Regungen einer anderen Seele zu begreifen, ist eine innere Verwandtschaft notwendig. Und die fehlt, wird ewig fehlen.“

„Früher gefiel ich dir doch so gut!“ rief er ganz verzweifelt. „Ich habe mich wirklich nicht verändert!“

„Mag sein. Dann bin eben ich eine andere geworden.“

„Was soll denn aber aus mir werden?“

Die Frage klang so ratlos, daß sie beinahe laut gelacht hätte.

„Maud Clarendon wird dich gern trösten, Frank,“ meinte sie freundlich.

Ihm schien ein Licht aufzugehen. Entsprang die ganze Szene nicht vielleicht nur ihrer Eifersucht?

„Daisy, ich versichere, du — du irrtest dich gestern,“ beteuerte er. „Wirklich geküßt habe ich Maud doch wohl nicht.“

„Nicht? Nun, es sah eigentlich genau so aus. Aber das ist ganz allein Miß Clarendons Sache.“

„Wie hochmütig du das sagst! Als wäre Maud Staub zu deinen Füßen. Meinetwegen mag sie nach Indien zurückreisen. Alles will ich dir versprechen, Daisy, nur nimm Vernunft an.“

„Damit meinst du das Geld von Edward Gordon?“

„Natürlich.“

„Darüber verliere ich kein Wort mehr.“

„Dein Eigensinn allein ist es, der uns trennt, Daisy.“

„Nein, die Grundverschiedenheit unserer Naturen ist die Ursache des Bruches,“ antwortete sie gelassen.

Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie auch nicht die geringste schmerzliche Regung bei dieser Trennung empfand, sondern nur eine grenzenlose Erleichterung.

„Wirßt du diese Stunde nie bereuen, Daisy?“ fragte Frank.

Sie stand auf. Er beobachtete sie scharf. Der lockere Knoten ihres braunen Haares, die Linien des Nackens, ihre Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, wie viele Erinnerungen weckte das alles! Langsam füllte sich seine Seele mit der Gewißheit, daß dies doch einen Abschied für immer bedeute.

In der schweren Stille, die zwischen ihnen lag, hingen ihre Blicke ineinander fest. Aber in ihren Augen lag kein Schmerz, nur ein Staunen und die Frage: „Sind wir das wirklich, die wir uns einbildeten, uns so heiß zu lieben?“

„Also von heute an soll alles aus sein zwischen uns?“ sagte er endlich mit etwas heiserer Stimme, indem er nach ihrer Hand faßte.

Sie löste ihre Finger leicht aus den seinen. „Ja, es ist zu Ende.“

Ganz leise sagte sie es, aber mit einer sanften Unerbittlichkeit, gegen die es kein Auflehnen mehr gab.

Die beliebte Entschuldigung einer heftigen Migräne diente auch Daisy als Vorwand, allein in ihrem Zimmer zu bleiben. Wie sollte sie jetzt auch noch mit Frank Johnstone verkehren?

Nur zwei Gefühle beherrschten Daisy, als sie in dem durch die geschlossenen Läden verdunkelten Zimmer

faß: das Gefühl der Erlösung über ihre zurückgegangene Verlobung und das eines heftigen Zornes gegen Edward Gordon, der sie in das Elend einer unglücklichen Ehe hineinstoßen wollte. Dem wollte sie die Wahrheit sagen — je eher je besser!

Am klügsten war's, sie wartete die Teestunde ab, und wenn alle im Salon zusammensaßen; entwischte sie heimlich und unbemerkt. Der nächste Weg durch den Wald nach Rosewood war nicht allzuweit.

Entschluß und Ausführung standen bei Daisy stets auf einem Blatt. Schnell schrieb sie einen Brief an Violet, in dem sie ihr die Gründe ihres heimlichen Fortgehens und die Auflösung ihrer Verlobung mit Frank Johnstone mitteilte.

Endlich wurde es ruhig im Hause. Die Herrschaften tranken jedenfalls den Nachmittagstee im Salon, die Dienerschaft den ihren unten im Untergeschoß. Das schien ein günstiger Augenblick zu sein.

Sie hätte laut aufjubeln mögen. Merkwürdig, daß sie selbst nicht gewußt hatte, wie fest sie an Rosewood hing. Früher sah sie nur ein Gefängnis in dem stolzen, alten Schloß.

Geräuschlos drückte sie die Tür auf. Der dicke Läufer dämpfte ihre Schritte. Niemand begegnete ihr auf den Korridoren und Treppen.

Den Weg durch den Park legte Daisy in so fliegender Hast zurück, daß sie völlig außer Atem im Walde ankam. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung lehnte sie sich an den glatten, grauen Stamm einer breitästigen Buche. Grüngoldiges Licht durchzitterte die dichten Zweige. Ein eilig raschelndes Etwas kam über den laubbedeckten Boden — ein Eichhörnchen, dessen breiter, roter Schwanz durch die Blätter fegte. Es jagte an dem Buchenstamm in die Höhe

und sah mit listig funkelnden Augelnchen zu Daisy herunter.

Die untergehende Sonne brannte die Fichten kupferrot. Ein kühler Wind strich über das Gras. Wie spät es schon wurde! Daisy ging eilig weiter. Der Weg dehnte sich und kam ihr endlos lang vor.

Die Dämmerung begann und verschob alle Formen. Jeder knorrige Stamm, jedes Gebüsch nahm phantastische Gestalt in dem unsicheren Licht an und ängstigte sie. Beunruhigend wirkte auch das tiefe Schweigen in der weltverlorenen Abgeschlossenheit.

Erleichtert atmete sie auf, als sie plötzlich in einiger Entfernung ein Pfeifen hörte. Aber fast gleichzeitig tauchten schreckliche Möglichkeiten in ihrer erregten Phantasie auf. Wenn dieser pfeifende Mensch ein betrunkenener Vagabund war?

In sinnloser Angst eilte sie weiter. Das Pfeifen kam rasch näher.

Griff da nicht eine Hand nach ihr?

Ein Gewirr von Brombeerranken umwand ihre Füße und hinderte sie am Ausschreiten. Mit einem verzweifelten Ruck rief sie sich endlich los, aber dabei stolperte sie über eine Baumwurzel und sank in die Knie.

Ein gellender Hilferuf kam über ihre Lippen.

Die Schritte hinter ihr, diese entsetzlichen eiligen Schritte wurden zum Laufen. Jetzt waren sie dicht bei ihr. Zwei kräftige Hände griffen um ihre Schultern.

Sie war einer Ohnmacht nahe.

Da sagte eine wohlbekannte Stimme: „Aber Daisy, wie können Sie um diese Zeit allein im Walde herumstreifen?“

Sie hob den Kopf und sah in Edward Gordons erschrockenes Gesicht.

„Haben Sie sich weh getan? Können Sie aufstehen?“ fragte er besorgt, indem er sie emporzog und den Arm fest um sie legte.

Ihr Herz schlug so rasch, daß sie zuerst kein Wort herausbrachte.

Geduldig wartete er, bis sie sich etwas erholt und beruhigt hatte. Seine Blicke forschten in ihren verstorren Zügen.

„Sie haben sich geängstigt? Warum laufen Sie auch so unvernünftig hier allein herum? Wie können Johnstones das nur zugeben?“

Sein vorwurfsvoller Ton war der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte.

Daisy verlor den letzten Rest ihrer Selbstbeherrschung und brach in zornige Tränen aus. „An allem sind nur Sie schuld!“ schluchzte sie. „Wie können Sie mich so erschrecken? Ich dachte, ein betrunkenes Strolch verfolge mich. Und überhaupt haben Sie empörend an mir gehandelt — ja wohl geradezu unverzeihlich!“

„Aber Daisy —“

Sie wollte antworten, Tränen ersticken ihre Stimme.

Er beugte sich zu ihr nieder und sah mitleidig in ihr verweintes Gesicht. „Wie müde und erhitzt Sie sind! Kommen Sie mit mir nach Hause und ruhen Sie sich aus. Es ist nicht mehr weit. Oder lassen Sie mich rasch vorangehen und einen Wagen —“

Aber sie umklammerte seinen Arm wie ein verängstigtes Kind. „Nein, lassen Sie mich nicht allein! Ich fürchte mich so schrecklich!“

„Gut, dann bleibe ich bei Ihnen.“

Ein Gefühl des Geborgenseins überkam sie, als sie an seinem Arm langsam weiterging. Ab und zu hob noch ein schluchzender Seufzer ihre Brust.

„Nach Rosewood wollte ich ja,“ sagte sie endlich.

„Warum nahmen Sie denn keinen Wagen oder telephonierten nach Rosewood um einen solchen?“

„Weil niemand in Holmbyhouse wissen sollte, daß ich fortging. Sonst hätte Violet mich sicher nicht gehen lassen.“

„Kapitän Johnstone vermutlich auch nicht? Er wird sehr unglücklich über Ihr Fortlaufen sein.“

Sie zuckte die Achseln. „Miß Clarendon wird ihn über meinen Verlust zu trösten wissen.“

„Wollen Sie denn nicht nach Holmbyhouse zurückkehren?“ fragte er gespannt.

„Nein — nie wieder! Meine Verlobung mit Frank Johnstone ist gelöst.“

Ein Lächeln zuckte um seinen Mund. „Trotzdem ich Ihnen alle Wege ebnete und jedes Hindernis beseitigte, das Sie von ihm trennte?“

Daisy zog ihre Hand heftig von seinem Arm und blieb stehen. „Das wagen Sie also ruhig einzugestehen?“ rief sie außer sich. „Warum taten Sie das? Aus Berechnung? Um Rosewood zu bekommen?“

„Einzig und allein deswegen.“ Er lachte laut auf. „Welch gute Menschenkennerin Sie sind, Daisy!“

„Ihre Gründe kümmern mich nicht. Niedrige, habfüchtige Motive traue ich Ihnen nicht zu. Aber herzlos, ja verabscheuungswürdig ist es von Ihnen, mich in mein Unglück laufen zu lassen, mich geradezu ein zweites Mal in das Elend einer unglücklichen Ehe hineinstoßen zu wollen.“

„Sie sind schwer zu befriedigen, Daisy. Robert Gordon beschuldigten Sie der Grausamkeit, weil er Ihre Verbindung mit Frank Johnstone verhindern, und mich der Herzlosigkeit, weil ich Ihnen dazu behilflich sein wollte. Wie soll man es Ihnen denn eigentlich recht machen?“

„Sparen Sie sich Ihren billigen Spott! Das Benehmen meines verstorbenen Mannes erscheint mir jetzt in einem ganz anderen Licht. Er wollte mich vor Unglück behüten — und Sie stoßen mich hinein!“

Er lachte schon wieder. „Habe ich Ihnen nicht abgeredet, ehe Sie nach Holmbyhouse gingen? Habe ich Ihnen nicht gesagt, Kapitän Johnstone sei ein Spieler und Schuldenmacher? — Nein, Daisy, Sie selber wollten mit dem Kopf durch die Wand!“

„Meinen Sie? Nun, angenehm war die Erkenntnis jedenfalls nicht, daß ich fünf Jahre lang ein Phantasiegebilde geliebt hatte. Der wirkliche Kapitän Frank Johnstone, den ich in Holmbyhouse wiedersah, besaß gar keine Ähnlichkeit mit meinem Ideal —“

„Mir sehr angenehm zu hören. Leider brauchten Sie recht lange Zeit, um das einzusehen. Fünf Wochen und drei Tage blieben Sie in Holmbyhouse.“

„Aber bereits in der ersten Stunde des Wiedersehens fragte ich mich voller Staunen bei Frank Johnstones Anblick, was mir an diesem Puppengesicht jemals gefallen habe?“

„Warum gestanden Sie Ihren Irrtum nicht ein, statt so viele Zeit zu verschwenden?“

„Und doch wünschten Sie, ich solle an diesem Irrtum ein Leben lang festhalten?“

„Ich wünschte das?“

„Hätten Sie sonst das Anerbieten gemacht und auch noch Franks Schulden bezahlt?“

„Gestand er Ihnen das?“

„Ja.“

„Dieses Geld war gut angewandt, wenn es Ihnen endlich die Augen öffnete.“

„War das Ihr Grund?“

„Haben Sie das nicht sofort erraten?“

Nicht ohne Koketterie hob sie die langen Wimpern und sah ihn an. „Nun haben Sie aber Rosewood verloren!“

„Wirklich? Daisy, Sie wissen doch, daß ich Sie liebe.“

„Schon lange?“ fragte sie mit naiver Neugier.

„Ja, schon sehr lange. Aber,“ setzte er lächelnd hinzu, „wollen Sie wirklich meine Frau werden, obwohl ich auch ein Gordon bin? Der Name ist Ihnen doch so verhaßt?“

„Jetzt nicht mehr. Gordon meinte es gut mit mir.“

„Und ich?“

„Ach Gott, Edward, lieber Edward, warten Sie doch noch ein bißchen! Ich kann doch nicht heute früh eine Verlobung lösen und mich am Abend schon wieder mit einem anderen verloben! Nicht wahr, das ist doch nicht möglich?“

„Nein, das ist nicht gut möglich, Daisy. Aber vielleicht nächste Woche?“

„Vielleicht!“ Ein zärtliches Lächeln lag um ihren Mund. „Wissen Sie auch, Edward, warum mir Frank Johnstone vom ersten Augenblick unseres Wiedersehens an mißfiel?“

„Nun?“

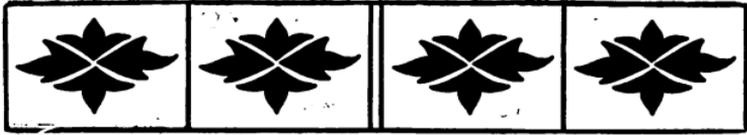
„Weil er so anders ist wie Sie!“ Mit einem Blick voller Liebe und Vertrauen sah sie zu ihm auf.

Er legte den Arm fest um sie. Sie traten aus dem Waldesdunkel hinaus ins Freie. Vor ihnen lag die Landschaft von der sanften Abenddämmerung ver-schleiert. Das reisende Korn duftete schwer. Die blasse Mondsilber schwamm an dem grünlichen Himmel.

Ein Sehnen, ein Liebestaumel ging durch die ver-schwiegene Natur. Leise rauschten die schläfrigen Tappeln am Wegestrand.

Langsam gingen sie weiter — der Heimat zu.





Schlittens in Oberammergau.

Von R. Ortmann.

Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Es ist noch nicht lange her, daß sich in Deutschland alle sportliche Betätigung, soweit sie ihrer Natur nach im Freien ausgeübt werden mußte, lediglich auf die Sommermonate beschränkte. Als die einzige Möglichkeit körperlicher Übung unter freiem Himmel blieb für den Winter nur der Eislauf, und man mußte sich wohl oder übel damit abfinden, wenn in gar vielen Jahren die Ungunst der Witterung den Sportfreund auch dieser einzigen Möglichkeit beraubte. Die frostscheuen Alten wie das warmblütige junge Volk, alle wurden sie in der Zeit vom ersten Schnee bis zum ersten Grün zu Stubenhockern, die sehnsüchtig nach der Wiederkehr der „schönen“ Jahreszeit seufzten, wenn's ihnen doch einmal allzu eng wurde im Häusermeer der Stadt oder allzu schwül im erstickenden Dunst der Ballsäle und Wirtshausstuben.

Seltzam genug ist es in der That, daß wir eine so erstaunlich lange Zeit brauchten, um zum vollen Bewußtsein der unvergleichlichen Reize zu gelangen, mit denen der gefürchtete Winter gerade unsere heimatische Natur in verschwenderischer Freigebigkeit überschüttet, und eine noch längere, um von unseren skandinavischen Stammverwandten wie von den Bewohnern unserer eigenen Gebirgsgegenden zu lernen,

wie leicht es dem gesunden Menschen gemacht ist, diese bezaubernden Reize in all ihrer Fülle und Herrlichkeit auszukosten.

Als wir Älteren jung waren, galt uns der Rodelschlitten des Gebirglers für nichts als ein Kinderspiel-



Vor dem Hotel.

zeug und der Schneeschuh des Norwegers, sofern er uns überhaupt jemals zu Gesicht gekommen war, für eine monströse ethnographische Merkwürdigkeit, von deren Gebrauch wir uns nur sehr unzulängliche und von deren Zweckmäßigkeit wir uns gar keine Vorstellung zu machen vermochten. Heute ist es glücklicher-

weise anders geworden. Rodel und Schi sind unserer Jugend keine Fremdlinge mehr, und der Wintersport, der sich mit ihrer Hilfe ausüben läßt, zählt namentlich in unseren Großstädten viele Tausende von begeisterten Anhängern beiderlei Geschlechts.

Was läßt sich denn auch Röstlicheres denken als die Pracht eines sonnigen Wintertages in bergiger Landschaft! Nicht als ein Leichentuch, sondern als demantenglikerndes Prunkgewand schmiegte sich der Schnee an die zu sanften Wellenlinien gerundeten Formen des Geländes. In wunderfame Märchengebilde wandelt er die Tannen und Föhren des Hochwaldes; mit phantastischem Zierat schmückt er die Dächer und Kirchtürme der Ortschaften, die sich tief unter uns warm und traulich in die geschützten Talsenkungen schmiegen. Wer hat hier noch den Mut, vom „eintönigen, toten Weiß“ der Schneelandschaft zu reden — hier, wo unzählige Farben von unbeschreiblicher Zartheit und Reinheit das Auge ergötzen! Bläulich, violett, grünlich oder rötlich schimmert der Schnee je nach der durch Bodenbeschaffenheit und Tageszeit bedingten wechselnden Beleuchtung; aus seinen funkelnden Eiskristallen aber sprüht es allerorten auf in der ganzen Farbenskala des Regenbogens.

Nichts vom Qualm und Dunst der Städte, nichts vom Staub und vom Automobilgestank der Landstraßen verfolgt uns bis in die erquickende Reinheit dieser Gefilde. Wie ein wonniger Trank des Lebens atmet sich die herbe, würzige Luft, und von den Lungen aus geht es uns ins Blut wie ein feuriger Wein. Alle Kräfte scheinen zu wachsen; ein gesteigerter Lebensmut und eine wundervolle, schrankenlose Lebensfreude, wie vielleicht keine der sommerlichen Sportübungen sie in gleichem Maße hervorzurufen vermag, hebt uns

hoch empor über alle die kleinen und großen Sorgen des Alltags, die wir hinter uns zurückgelassen. Eine Fröhlichkeit nimmt von uns Besitz, für deren Erzeugung es keines künstlichen Reizmittels bedurfte, und die darum auch von keiner häßlichen Ernüchterung gefolgt ist,



Abmarsch.

sondern noch lange in unseren Herzen nachklingt, wenn die auf den leichtbeschwingten Schiern verlebten Stunden bereits der Vergangenheit angehören.

Zu leichtbeschwingten Bewegungsmitteln freilich werden die Schier nur dem, der sich ihrer zu bedienen versteht. Dem Neuling mögen sie im Gegenteile als alles andere eher denn als ein Mittel zur Erschließung

ungewöhnlicher Vergnügungen erscheinen. Und wie überhaupt noch kein Meister vom Himmel gefallen ist, so ganz gewiß am allerwenigsten ein Meister des Schilaufs, der bei all seiner scheinbaren Einfachheit doch



Übersehn einer Schranke.

eine Kunst ist, die mit Eifer und Beharrlichkeit erlernt sein will wie jede andere.

Wie ein norwegischer Schneeschuh oder Schi aussieht, weiß heute in Deutschland jedermann. Er besteht aus einer langen, schmalen, eigenartig gebogenen Holzschiene und gehört zu jenen sportlichen Ausrüstungsgegenständen, deren Transport in Straßenbahn- und Eisenbahnwagen namentlich dort, wo er

gleichzeitig in größerer Anzahl auftritt, mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden zu sein pflegt. Denn je nach dem Gewicht des Schneeschuhläufers schwankt seine Länge zwischen 2 und 2½ Meter. Man unterscheidet eine ganze Anzahl verschiedener Typen, zum Beispiel den Lappen-, Dal-, Finnen- und Telemarktyp. Bei uns bekommt man allerdings fast nur



Rückblick auf Oberammergau.

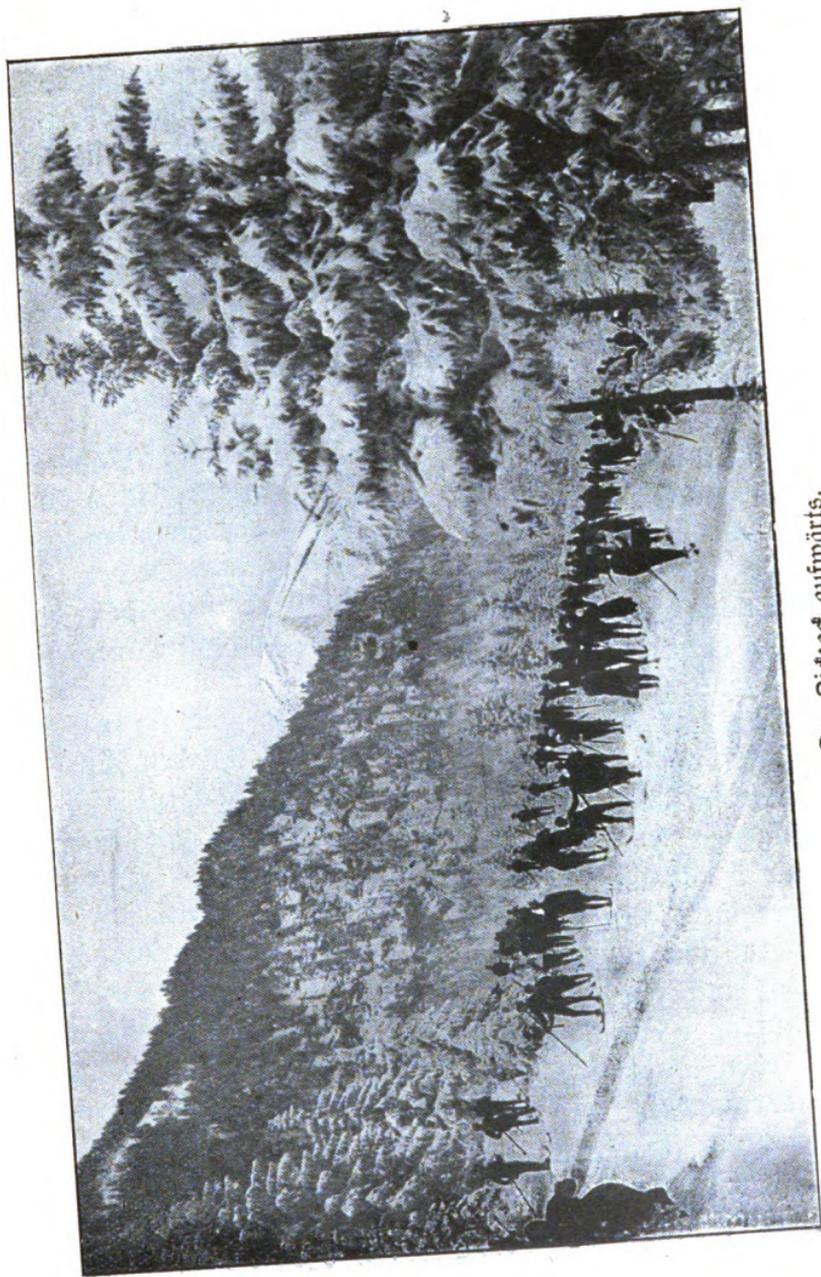
den letzteren zu Gesicht, der denn auch in der Tat der für deutsche Verhältnisse am besten geeignete ist.

Bei der Anschaffung von Schiern soll der Novize des edlen Sports sich ja nicht auf sein eigenes Urteil verlassen, sondern er soll niemals veräumen, sich des

Rates wirklich fachkundiger Leute zu bedienen. Auf wenigen Gebieten wird mehr gefördert als bei der Herstellung von Schneeschuhen, und wenn man bedenkt, daß der Läufer durch eine schlechte Beschaffenheit seiner Schier in schwierigem Gelände recht ernstlichen Gefahren ausgesetzt werden kann, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß man bei der Anschaffung einem ungewöhnlich billigen Preise ebenso wenig Gewicht beilegen darf, wie der „Schönheit“ des Aussehens oder den Anpreisungen des Verkäufers.

Die Güte des Schis wird ebensowohl durch die Qualität des Holzes wie durch die Sorgfalt und Geschicklichkeit der Verarbeitung bestimmt. Die besten Holzarten sind Esche, Buche und Birke, die schlechtesten Fichte und Kiefer. Weil aber gerade diese sich am leichtesten verarbeiten lassen, werden sie namentlich von deutschen Handwerkern, die möglicherweise selber des Schisports unkundig sind und einfach nach skandinavischen Vorbildern arbeiten, nicht selten verwendet. Ein brauchbarer Schneeschuh muß sehr zäh, sehr glatt und möglichst leicht sein. Er muß eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit besitzen und darf dabei einer gewissen Elastizität nicht entbehren. Seine Länge muß, wie schon erwähnt, dem Gewicht des Trägers angepaßt sein — eine Forderung, gegen die von sehr vielen unerfahrenen Anfängern verstoßen wird.

Ebenso wichtig wie die Beschaffenheit der Schiene aber sind Art und Zuverlässigkeit der Bindung, das heißt der Befestigung des Schis am Fuße des Läufers. Diese Bindung muß einerseits nämlich so fest sein, daß der Schneeschuh jeder Bewegung des Fußes unbedingt folgt, andererseits aber lose genug, daß die zum Laufen notwendige Auf- und Abwärtsbewegung nicht behindert wird. Von den vielen existierenden Bindungen

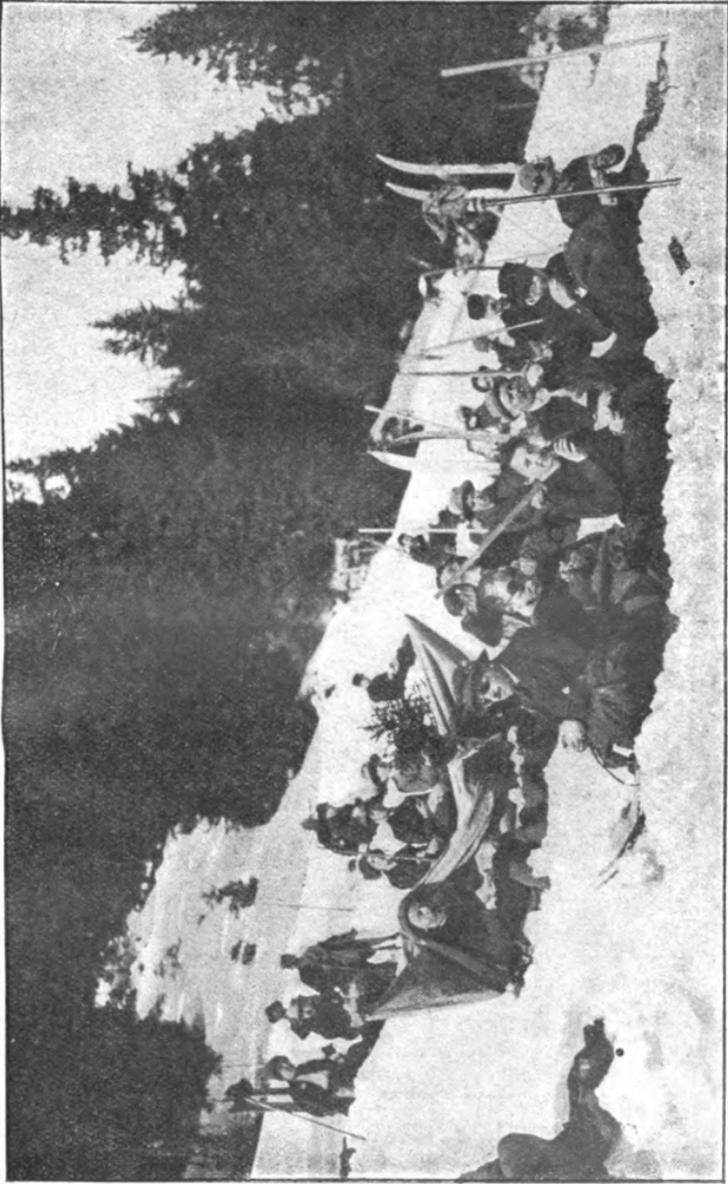


Im Zickzack aufwärts.

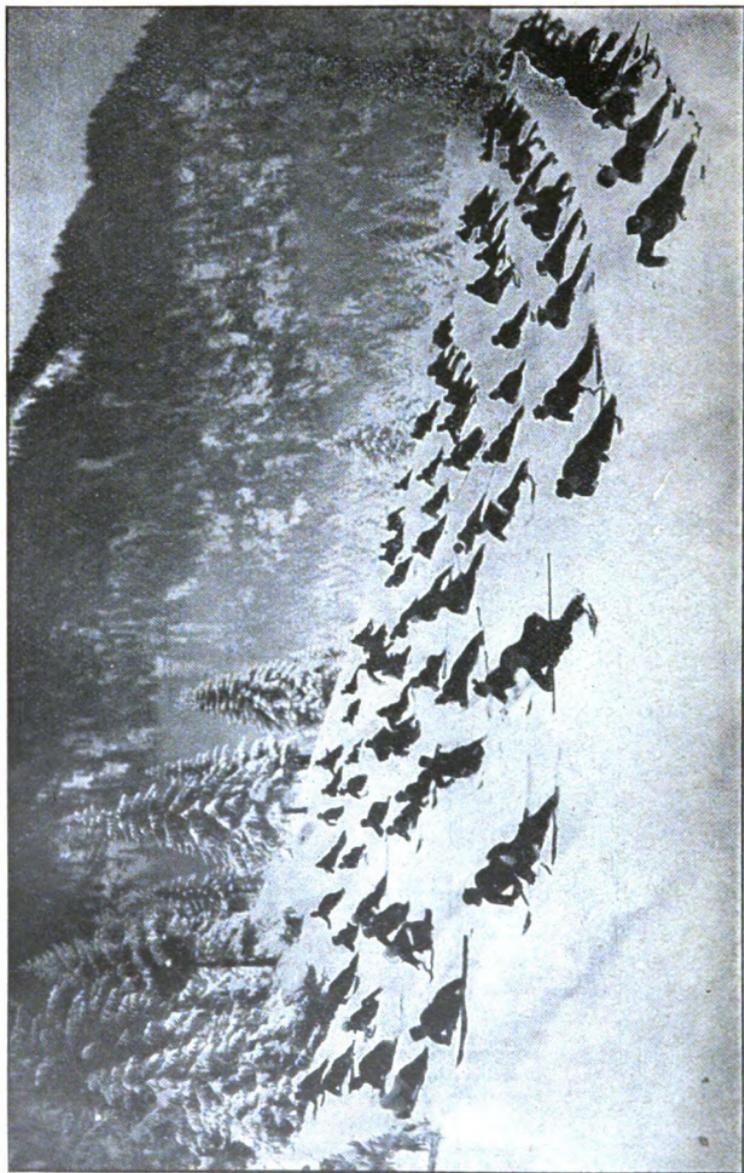
haben sich als gut namentlich die Lappenbindung und die Lentföhlenbindung bewährt. Bei ersterer ist es der vordere Teil des Fußes, der den Schneeschub beherrscht, während letztere mehr die Ferse in den Stand setzt, bestimmend auf den Lauf der Schier einzuwirken. Beide Bindungsarten haben ihre besonderen Vorzüge und auch ihre Nachteile. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß sich für Touren mehr die Lappenbindung und für rein sportliche Zwecke, wenn es auf besonders kunstvolle Leistungen ankommt, mehr die Lentföhlenbindung empfiehlt.

Über die Art des Schilaufs selbst läßt sich im Rahmen einer kurzen Skizze etwas für den Laien wirklich Anschauliches kaum sagen. Von der uns gewohnten und natürlichen Art der Fortbewegung unterscheidet sich der Schneeschuhlauf hauptsächlich dadurch, daß die Schier parallel nebeneinander hergeschoben werden. In der Befolgung dieser scheinbar so einfachen Grundregel liegt die Quelle aller Schwierigkeiten für den Lernenden. Denn sobald er die Schier an den Füßen hat, muß er die höchst sonderbare Wahrnehmung machen, daß sie sich in beseelte Wesen mit einem eigenen Willen verwandelt zu haben scheinen, und zwar mit einem Willen, der selten oder niemals auch der ihres Trägers ist. Gerade die Innehaltung der parallelen Richtung ist ihnen offenbar ein Greuel, und mit einer eigensinnigen Beharrlichkeit, die dem Anfänger ebenso rätselhaft als unüberwindlich dünkt, streben sie deshalb nach entgegengesetzten Richtungen auseinander.

Auch sonst aber sind sie reich an neckischen Einfällen, deren Ergebnis unabänderlich immer dasselbe, nämlich eine ausgiebige Berührung des Läufers mit dem Erdboden ist. Im weichen Schnee des Übungs-



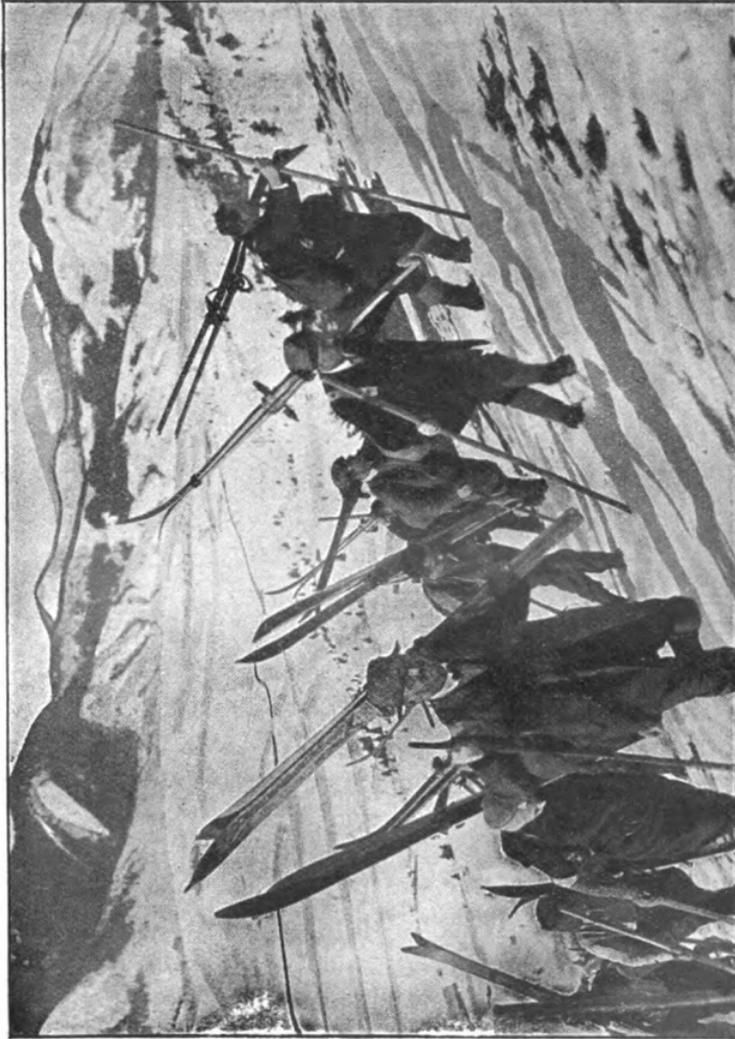
Erste Rajt.



Übung im Absteigen,

geländes sind solche Stürze zwar selten gefährlich, aber sie haben doch eine recht unangenehme Seite. Das ist die Schwierigkeit, wieder auf die mit den un-

gefügig langen Holzschienen belasteten Füße zu gelangen. Die dahinzielenden Bemühungen des An-



Abgefeimelt.

fängers sind für den Zuschauer ohne jeden Zweifel höchst vergnüglich, aber die Notwendigkeit einer allzu häufigen Wiederholung vermag einem weniger ge-

duldigen Lehrling die Freude an der neuen Sportübung doch ganz erheblich zu beeinträchtigen.

Mit Mühe und Not lassen sich die Anfangsgründe des Schilaufs wohl auch durch Selbstunterricht oder



Rast auf dem Gipfel.

unter Anleitung eines mehr oder weniger geschulten Sportgenossen erlernen. Empfehlenswert aber ist diese Methode der Ausbildung gewiß nicht. Nur Personen, die von der Natur mit einem hohen Grad von Geschicklichkeit, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart ausgerüstet sind, werden es auf solche Art bis zu sicherer Beherrschung der Schier und bis zu jener nie versagenden Kunstfertigkeit bringen, die den Schneeschub-

läufer befähigt, sich furchtlos in jedes, dem Schi überhaupt zugängliche Gelände zu wagen.

Eine sehr große Anzahl von kleinen und größeren Unfällen ist allein auf die ungenügende Ausbildung der davon Betroffenen zurückzuführen, und in dieser Erkenntnis, wie aus dem Wunsche heraus, dem schönen Sport immer weitere Scharen von Anhängern zuzuführen, sind neuerdings von Vereinen, Klubs, Studentenver-



Übung im Bremsen bergabwärts.

bindungen und so weiter vielfach Schiturse eingerichtet worden, die den Teilnehmern Gelegenheit bieten, den Schneeschuhlauf unter der Anleitung wirklich berufener Lehrmeister nach allen Regeln der Kunst zu erlernen.

Wie wenig pedantisch es bei diesen Lehrtursen zugeht, dürften die beigegebenen Abbildungen hinlänglich erweisen. Wenn schon auf der gemeinschaftlichen Bahnfahrt von München nach Murnau und weiter auf der elektrisch betriebenen Seitenlinie Murnau-Oberammergau die Wogen der Fröhlichkeit unter den lebensprühenden jungen Menschent Kindern beiderlei Geschlechts recht hoch gingen, so wurde mit dem Beginn der Übungen die Heiterkeit vollends zur unerschütterlichen Grundstimmung, ohne daß dem heißen Lerneifer dadurch auch nur im geringsten Eintrag geschehen wäre. Strenger Gehorsam gegen die Anordnungen des norwegischen Lehrmeisters, willige Befolgung seiner Winke und Ratschläge gelten als ein von allen Teilnehmern stillschweigend anerkanntes Gesetz, gegen das auch das übermütigste Jungfräulein sich nicht aufzulehnen wagt.

Und in dieser freudigen Unterordnung, in diesem fröhlichen Lerneifer liegt die sichere Gewähr eines günstigen Erfolges, der denn auch bisher noch jedem Schiturs in den bayrischen Vorbergen beschieden gewesen ist.

In anderen deutschen Gebirgsgegenden ist man dem von München gegebenen guten Beispiel gefolgt, und es steht zu hoffen, daß man sich bald allerorten, wo die natürlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind, zur Einrichtung solcher sachgemäß geleiteten Schiturse entschließen werde. Je mehr junge Männer und junge Mädchen man zu tüchtigen Schneeschubläufern und damit zu begeisterten Freunden des Wintersportes ausbildet, einen desto größeren Dienst hat man ohne allen Zweifel der Hebung der Volksgefundheit und der Widerstandsfähigkeit eines kommenden Geschlechtes geleistet.





Die literarische Braut.

Humoreske von Alois Ulreich.

† (Nachdruck verboten.)

So angenehm wie diesmal war ich noch nie verlobt. In der Nähe befehen ist nämlich das Verlobtsein keine so heitere Sache, wie es dem Beschauer aus der Ferne dünkt. Es hat seine Schattenseiten und bringt seine Sorgen, bis man sich an die Gepflogenheiten einer neuen Familie gewöhnt, zu der neuen Küche die richtige Stellung findet und sich mit den politischen Ansichten des Familienoberhauptes abfindet. Solange man sehr jung ist, kommt man ja über alles leichter hinweg; später büßt man aber einen Teil dieser Anpassungsfähigkeit ein. Man wird eben gegen Eingriffe in die gewohnte Lebensordnung empfindlich. Darum habe ich auch beschlossen, meiner Flatterhaftigkeit endlich das verdiente Ende zu bereiten. Mit Fräulein Marie Holzapfel soll es ernst werden. Ich finde, daß sie ausgezeichnet zu mir paßt.

Fräulein Marie Holzapfel ist ein sehr vernünftiges Mädchen, exträglich jung und fast noch hübsch. Sie denkt durch und durch modern und ist frei von aller Mädchenschwärmerei. Sie will nicht alle Tage irgendwo an einer Ecke abgeholt werden, sehnt sich nicht nach Mondscheinpromenaden und ist auch nicht darauf aus, bei Sonnenuntergang an einem See oder Flußufer zu

lustwandeln. Das ist viel wert für einen jungen Mann, der im Begriff ist, ein gefeßter Herr zu werden und die ersten Anzeichen des lieben Rheumatismus bereits wahrgenommen hat.

Fräulein Holzapfel ist eine Waise. Eine alte Tante, mit der man ganz gut auskommt, ist ihre mütterliche Respektperson. Sie wohnt sehr vornehm, verfügt über ein Schedebuch, hat ein Auto und einen Keller voll vorzüglicher Weine, die sie von ihrem seligen Vater geerbt hat.

Der einzige Fehler, den meine Marie hat, kommt bei diesen Vorzügen gar nicht in Betracht. Marie dichtet nämlich. Ich weiß, sie dichtet schlecht, aber sie hat ihr Vermögen in der Margarinefabrik ihrer Familie zu vierzehn Prozent Dividende angelegt. Das entschuldigt vieles! Übrigens dichtet meine literarische Marie — ich habe sie zum Unterschiede von den anderen Marien, die in meinem Leben eine Rolle gespielt haben, so genannt — nicht nach Badfischart idealistische Verse mit Schlagsahne, sondern wie es dem Geiste der modernen Zeit entspricht: Marie dichtet realistisch. Sie enthüllt in ihren Werken immer etwas oder legt irgendwo eine Bresche oder hält eine Fahne hoch im Kampfe oder entlarvt einen Schädling.

Nach dem Abendessen, wenn ich mit einer feinen Zigarre im Lehnstuhl sitze und ein Gläschen vorzüglichen Rheinwein vor mir habe, liest mir Marie öfters aus ihren Werken vor. Bisher hat es mir noch nichts geschadet. Vor Tisch darf sie mir nichts vorlesen, das haben wir ein für allemal ausgemacht.

Natürlich erscheinen ihre Bücher alle auf Büttenpapier gedruckt und haben ganz fabelhaft symbolistische Umschläge. Marie bezahlt die Druckkosten ihrer Bücher nämlich selbst, und da darf der Drucker nur vom Besten nehmen.

Bald nach unserer Bekanntschaft erzählte mir Marie, daß sie sich nun ganz der Erforschung der männlichen Seele widmen, ihre Abgründe aufdecken und unbarmherzig alle Scheußlichkeiten an das Licht bringen werde, die am Grunde der männlichen Seele lagern.

Ich lobte diesen Entschluß.

„Der Mann,“ fuhr Marie zu erklären fort, „muß endlich entlarvt werden. Bisher hat er die Literatur fast allein besorgt und sich natürlich schön herausgestrichen. Er verhüllte seine Fehler, beschönigte seine schlechten Eigenschaften und verleugnete seinen wahren Charakter. Er hat sich zum Helden erhoben, der er gar nicht ist. Das muß anders werden. Ich will die Flügeltüren aufreißen und der Lesewelt einen Blick in die wahre Seele der Männer öffnen.“

Bei einem feinen Glase Rheinwein und einer duftenden Zigarre hören sich solche Redensarten nicht so schlimm an, als wenn man sie so trocken liest. Ich denke dann immer an die Margarinesfabrik, bei der ich als Gatte meiner Frau unbedingt werde in den Verwaltungsrat gewählt werden. Und einmal Verwaltungsrat zu werden, war von jeher der Traum meines Herzens.

Marie erkundigte sich jetzt eingehend nach meinem Seelenleben. Besonders interessierte sie meine Vergangenheit. Ich mußte ihr alle tollen Jugendstreiche und verliebten Abenteuer erzählen. Gar nichts durfte ich von den leichtsinnigen Sachen verschweigen. Je ärger es in meinen Berichten zuging, ein desto größeres Wohlgefallen hatte Marie an ihnen.

Nun habe ich ja im Laufe meines Junggesellenlebens manche Torheit angestellt und eine gehörige Portion Sünden zusammengetragen. Aber endlich war mein Sündenregister doch erschöpft. Es gab keinen

Streich, den Marie nicht wußte, keine tolle Nacht, die ich ihr nicht genau beschrieben hatte. Als meine zukünftige Frau hatte sie ja auch gewissermaßen ein Recht darauf, das alles zu wissen. Aber sie forschte immer nach neuen Abenteuern. Woher aber Erinnerungen nehmen, wenn man nichts mehr erlebt hat?

Da verfiel ich auf ein Mittel, das mir ausgezeichnet erschien. Ich erfand ganz einfach die haarsträubendsten Geschichten, beschrieb die verruchtesten Dinge, obzwar ich sie nicht erlebt hatte, ich beschuldigte mich der ärgsten Streiche und legte mir während des Tages stets die haarsträubendsten Abenteuer zurecht, die ich dann abends meiner literarischen Marie als Erlebnisse aufzählte.

Marie strahlte. Wenn sie etwas nicht recht verstand, so fragte sie freimütig darum, und ich antwortete mit einer neuen Erfindung.

So vergingen einige Monate, und ich drängte schon, daß endlich unser Vermählungstag festgesetzt werde, da die Generalversammlung der Margarinefabrikgesellschaft näher kam und ich da schon als Verwaltungsrat im Namen meiner Frau kandidieren wollte.

Da machte mir Marie eines Abends die Eröffnung, daß demnächst von ihr ein neuer Roman erscheinen werde.

Ich sagte ihr einige schmeichelhafte Worte über dieses Ereignis und erbat mir ein Widmungsexemplar.

„In den nächsten Tagen werden die Bücher aus der Druckerei kommen,“ erwiderte Marie. „Dann bekommst du ein Exemplar.“

Und so kam der Tag, an dem die ersten Bücher eintrafen. Ich war gerade bei ihr eingeladen. Natürlich war das Buch wieder auf Büttenpapier gedruckt.

Ein fabelhafter Umschlag schmückte sein Äußeres. Das Titelblatt war ganz feuerrot. Zahlreiche grüne Schlangen wanden sich zu Füßen einer sehr mageren jungen Dame, die ihre Haare eben unter den Arm nahm, wobei sie mutig den Schlangen auf die Köpfe trat. Die Gäste fanden das Bild entzückend. Ich verstand es nicht recht und fragte darum in meiner unschuldigen Art, was es denn eigentlich bedeuten solle.

Da zeigte es sich, daß es niemand erklären konnte.

Marie aber ergriff in diesem peinlichen Augenblick das Wort und verdeutlichte das Bild: Die grünen Schlangen seien die falschen Männerseelen, die junge Dame in der feuerroten Landschaft repräsentiere das weibliche Geschlecht. Sie trete den Männern auf den Kopf, was sagen wolle, daß die Männer überwunden seien, daß die Frau die Siegerin sei.

Ich dachte, daß es die höchste Zeit wäre, endlich zu der Verwaltungsratsstelle zu kommen.

Jeder der Anwesenden erhielt selbstverständlich ein Exemplar des Romanes „Es stürzt die Männerherrschaft“. Mir gab Marie das Exemplar an der Tür, als ich mich verabschiedete mit den Worten: „Ließ und ziehe die Lehre daraus.“

Sie sagte das furchtbar ernst mit einem tragischen Untertone, den sie von einem Hoffchauspieler in einer Ibsenvorstellung gehört hatte.

Gerade an dem Abende war ich sehr schlaffüchtig und kam nicht zum Lesen. Aber auch wenn ich frischer gewesen wäre, würde ich mich nicht an die Lektüre gemacht haben, denn ich erwähnte schon, daß ich von Maries literarischen Talenten nicht viel hielt. Ja, in meinem gänzlich unliterarischen Leichtsinn vergaß ich sogar am nächsten Vormittag das Buch zu lesen, wodurch es kam, daß ich nachmittags, als ich wieder

zu meiner literarischen Marie ging, um den See zu nehmen und endgültig auf die Festsetzung des Hochzeitstages zu dringen, über das Buch meiner Braut noch völlig ununterrichtet war.

Ahnungslos trat ich in den Salon.

Marie erhob sich stolz wie eine Königin. „Sie kommen noch, mein Herr?“ fragte sie in feierlichem Tone.

Ich wußte nicht, ob diese Worte Ernst oder Scherz waren. Verblüfft sah ich auf die Sprecherin.

„Ja, haben Sie denn meinen Roman nicht gelesen?“

„Ich — ich bin wirklich noch nicht dazu gekommen, Schatz,“ erwiderte ich.

Marie machte eine abweisende Gebärde. „Nennen Sie mich nicht mehr Ihren Schatz. Das hat jetzt aufgehört.“

„Aber Marie!“ entgegnete ich mit vermehrter Verwunderung. „Wir sind doch verlobt und unter Verlobten —“

„Wir waren verlobt. Hätten Sie das Buch gelesen, so würden Sie sofort gefühlt haben, daß unsere Verlobung nach dem Erscheinen dieses sensationellen Romanes keine Sekunde länger bestehen kann.“

„Ja — was hat denn unsere Verlobung mit dem Buch zu tun,“ wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Sie steht und fällt damit,“ erwiderte Marie.

„Das — das kann doch nicht sein —“

„Hätten Sie das Buch gelesen, so würden Sie gesehen haben, daß dieser Roman nichts anderes ist als das Spiegelbild Ihres Lebens, als eine ins modernpoetische gerückte Darstellung Ihrer Entwicklung. Sie sind der verworfene, durch und durch verdorbene Held dieser wunderbaren Erzählung, die wie keine andere die männliche Seele enthüllt und die Gloriole der männ-

lichen Herrlichkeit in Felsen zerreißt. — Ja, haben Sie denn eine Sekunde geglaubt, daß ich mich mit einem Manne verheiraten werde, der in vierzehn Stubenmädchen verliebt war, mit achtzehn Modistinnen getändelt hat, einundzwanzig Kellnerinnen pouffierte, mit vier Probiermamsellen galante Abenteuer hatte und in seiner verblendeten Leidenschaft selbst nicht vor einem Küchenmädchen zurückschreckte! — Haben Sie das wirklich geglaubt?“

„Steht das alles in dem Roman?“ fragte ich entgeistert.

„Alles ist genau geschildert, wie Sie mir es erzählten.“

Entsetzt sank ich auf einen Stuhl. Das mit den Stubenmädchen, den Probiermamsellen und Kellnerinnen waren die erfundenen Abenteuer, die ich erzählte, weil ich bemerkt hatte, daß Marie an diesen Darstellungen sehr viel Gefallen fand.

„Aber warum haben Sie sich dann mit mir verlobt?“

„Das war nur ein literarischer Trick von mir,“ entgegnete Marie triumphierend. „Ein Trick, um einen möglichst genauen und umfassenden Blick in Ihre Seele zu tun, um Ihnen alle Ihre abscheulichen Geheimnisse zu entreißen, in den bodenlosen Sumpf Ihrer Charakterlosigkeit zu blicken, in dem die Schlingpflanzen der Treulosigkeit, die Giftblumen der Verführung blühen und die Nattern der Verderbtheit sich schlängelten —“

„Dann war ich also nur Ihr Versuchstänchen?“

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja!“

Ich sprang auf, warf der literarischen Marie den verächtlichsten Blick zu, über den ich verfügte, und verließ das Zimmer.

Auf der Treppe empfand ich erst den ganzen Verlust dieser Stunde. Jetzt war es mit dem Auto, dem

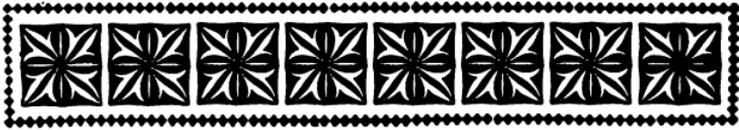
Schedbuch und den feinen alten Weinen im Keller aus. Auch meine Hoffnungen, nun endlich einmal im Leben Verwaltungsrat zu werden, sanken in nichts zusammen.

Gar nichts blieb übrig als die Tatsache, daß meine erlogenen Abenteuer in einem Buche mit feuerrotem Umschlage auf Büttenpapier gedruckt standen, und daß ich nun wieder frisch daran gehen kann, mich zu verloben.

In was für eine Familie werde ich nun geraten? Wird es dort ein Schedbuch, ein Auto und feine Weine geben? Welche politischen Ansichten wird der Vater haben?

Nun, ich will mich gern in alles hineinfinden, nur eine literarische Braut werde ich mir niemals wieder nehmen.





Sieger und Besiegte.

Don R. Hendrichs.

Mit 10 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Der Krieg auf dem Balkan, dessen von niemand erwarteter Verlauf ein so schlagender Beweis für die Unberechenbarkeit aller irdischen Dinge gewesen ist, bedeutet den Schlußakt einer gewaltigen weltgeschichtlichen Tragödie, deren erste Szene sich an jenem 29. Mai des Jahres 1453 abspielte, da Mohammed II. durch seine Janitscharen das Kreuz von der Hagia Sophia in Konstantinopel herabholen und es durch den Halbmond ersetzen ließ.

Fast ein halbes Jahrtausend hindurch konnte sich ja die Herrschaft der Türken auf europäischem Boden behaupten, aber die Zeiten, da es eine glanzvolle Herrschaft war, sind längst vorüber. Der „kranke Mann“ am Goldenen Horn war für die Welt ein Gegenstand spöttischen Mitleides geworden, lange bevor man ahnte, in ein wie hoffnungsloses Stadium diese Krankheit bereits getreten und wie nahe die Auflösung war. Immer und immer wieder regte sich bei denen, die den unauslöschbaren Türkenhaß von ihren grausam unterjochten Vorfahren ererbt hatten, das heiße Verlangen, dem allzu langsam Sterbenden den Gnadenstoß zu versetzen. Aber die Mächtigen Europas waren aus Gründen mannigfachster Art von dem Wunsche beseelt, den unvermeidlichen Streit um die Erbschaft

des Dahingefchiedenen so lange als möglich hinausgehoben zu sehen. Sie fielen den kampfbereiten „Kleinen“ immer wieder in den schon erhobenen Arm, und sie waren mit rührendem Eifer bemüht, das freudlose Dasein des kranken Mannes durch allerlei künstliche Mittel zu verlängern.

Wer weiß, wie lange sich auf solche Art das klägliche Schattenbild einstiger Macht und Größe noch hätte auf den wankenden Füßen halten können, wenn nicht eines Tages die Kleinen kurz entschlossen ihrer eigenen Kraft vertraut und sich in rasch geschlossenem Verein auf den alten Feind gestürzt hätten, ohne sich länger um den Beifall oder die Mißbilligung der Mächtigen zu kümmern.



Nazim Pascha,
späterer Oberkommandant
der türkischen Armee.



Abdullah Pascha,
der erste Oberkommandant
der türkischen Armee.

Die Empfindungen, mit denen man im übrigen Europa ihrem verwegenen Beginnen anfänglich zusah, haben wir ja alle noch in frischester Erinnerung. Für so kraftlos und hilflos, daß er sich nicht einmal dieser Segner mehr zu erwehren vermöchte, konnten wir den kranken Mann denn doch noch nicht halten. Wir sahen seine wirtschaftliche Zerrüttung und die Verworfenheit seiner innerpolitischen Verhältnisse, aber es lag doch noch immer etwas von dem Abglanz

alten Ruhmes auf seiner Armee. Das Wort von der fatalistischen Todesverachtung des türkischen Soldaten, die ihn zu einem der furchtbarsten und unwiderstehlichsten Krieger des ganzen Erdballs machen sollte, klang uns noch von der Schulbank her im Ohre nach, und wenn dies wirklich ein Todesringen werden sollte, so mußte es nach unserer Vorstellung doch ein langes und heldenmütiges Ringen werden — ein Kampf, bei dem auch den vereinigten Siegern schwere, wenn nicht unheilbare Wunden geschlagen werden müßten.

Der wirkliche Verlauf der kriegerischen Ereignisse, der jedem unserer Leser zu gut bekannt ist, als daß wir ihn hier noch einmal zu schildern brauchten, hat diese Legende zum großen Teile zerstört, wie schon so manche durch Jahrhunderte gläubig als unantastbare Wahrheit gehütete geschichtliche Legende zerstört worden ist. Erst dicht vor ihrer Hauptstadt ist es dem türkischen Heere gelungen, dem stürmischen Vordringen ihrer Gegner standzuhalten. Die türkische Heeresleitung hat auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten hingewiesen, die ihr aus der Zersplitterung ihrer Kräfte auf vier verschiedenen Kriegsschauplätzen erwachsen seien. Aber aus jedem einzelnen Schlachtberichte mußten wir die Überzeugung gewinnen, daß auch das geschlossene türkische Heer dem Ansturm eines einzigen Gegners von der Stoßkraft der bulgarischen Armee erlegen sein würde. Nicht etwa, weil es an Stelle der todesmutigen Scharen von ehemals nur noch aus Feiglingen bestände, denn auch die heldenmütigste Tapferkeit des einzelnen hätte das Schicksal nicht mehr abwenden können, das ein weit vorgeschrittener Befestigungsprozeß längst besiegelt hatte; aber an die Stelle jener Vaterlandsliebe, die allein ein Volk zu großen Taten und Erfolgen emporführen

kann, war längst der kleinlichste Parteihader, ein ewiger Widerstreit selbstlicher Interessen getreten, der nicht einmal im Augenblick der höchsten Gefahr verstummte, sondern unter dem Donner der feindlichen Kanonen nur noch widerwärtiger entbrannte. Wer an ausgleichende Gerechtigkeit in der Weltgeschichte glaubt, der mag triumphierend darauf hinweisen, daß der Zusammenbruch der Türkei in erster Linie durch dieselben Ursachen bedingt worden ist, die einst auf demselben Boden den Untergang des alten Byzanz herbeiführten, und wer sein eigenes Vaterland liebt, der mag fortan noch energischer als bisher alle seine Kraft dafür



General Nikiforow,
bulgarischer Kriegsminister.



General Sawow,
der Chef des bulgarischen
Generalstabs.

einsetzen, daß der Hader der Parteien niemals das große, gemeinsame Interesse an den höchsten und heiligsten Gütern der Nation zu beeinträchtigen drohe.

Oberbefehlshaber der türkischen Armee war bis zum Fall von Kirtlisse, den man ihm — ob mit Recht oder mit Unrecht, mag dahingestellt bleiben — zur Last legt, der General Abdullah Pascha. An seine Stelle trat nach jener verhängnisvollen und entsetzlich blutigen Niederlage der General Nazim Pascha, ein Offizier, auf den man um früherer ver-

dienstlicher Leistungen willen große Hoffnungen setzte. Wenn er sie nicht ganz hat erfüllen können, so verdient er eine harte Verurteilung



Konstantin,
Kronprinz von Griechenland.

darum vielleicht ebensowenig wie sein unglücklicher Vorgänger; denn wo in der Welt wäre der geniale Heerführer zu finden, der eine durch Niederlagen, Hunger und unmenschliche Strapazen völlig demoralisierte, in gänzlicher Auflösung begriffene Armee noch einmal zu wirksamem Vorgehen zusammenzufassen, zu entscheidenden Siegen zu führen vermöchte!

Raum geringer war die Überraschung über die erstaunlichen Leistungen der bulgarischen Armee, denen trotz aller Erfolge der drei anderen Verbündeten der rasche und entscheidende Verlauf des Krieges allein zuzuschreiben ist. Es ist noch nicht allzulange her, daß unsere Witzblätter den toburgischen Prinzen, dem vor etwa fünfundzwanzig Jahren in einer Loge des Ronacher-Etablissements zu Wien die bulgarische Fürstenwürde angetragen wurde, als eine Art von Operettenkönig zu behandeln liebten. Und die Leute, die den König Ferdinand bisher nur in dieser Beleuchtung gesehen hatten, mußten naturgemäß höchst verwundert sein, da er sich vor ihren Augen plötzlich



M. Venizelos,
griechischer Kriegsminister.

nicht nur als ein kluger, weitblickender und energischer Staatsmann, sondern auch als der Schöpfer einer Armee entpuppte, von deren Tüchtigkeit nicht anders als mit hoher Achtung gesprochen werden kann.

Daß das Bulgarenheer schon unter dem ritterlichen Alexander von Battenberg siegreich gegen die Serben gefochten und ihnen im Jahre 1885 bei Slivniza eine geradezu vernichtende Niederlage beigebracht hatte, bedeutet sicherlich keine Einschränkung des seinem Neuschöpfer gebührenden Lobes. Denn jener serbisch-bulgarische Feldzug war nicht nur



Prinz Alexander von
Serbien.

auf Seiten der Unterlegenen das rechte Musterbeispiel eines Krieges gewesen, wie er nicht geführt werden soll, und Bulgarien verfügt ohne allen Zweifel heute über Offiziere, die jede europäische Armee mit Stolz in ihren Reihen sehen würde.



Menadowitsch,
ehemaliger serbischer Ge-
sandter in Konstantinopel.

Wenn der gegenwärtige Kriegsminister General Nikiforow als einer von denen genannt wird, die sich besondere Verdienste um den vorzüglichen Geist und die Schlagfertigkeit des bulgarischen Heeres erworben haben, so darf der Generalstabschef Sawow, der unter dem nominellen Oberbefehl des Königs Ferdinand der eigentliche Leiter der kriegerischen Operationen

war, wohl den Löwenanteil des auf den verschiedenen Schlachtfeldern errungenen Ruhmes für sich in Anspruch nehmen. Er hat als junger Mann die russische Militärakademie in Petersburg besucht und sich schon in dem Kriege gegen Serbien hervorragend ausgezeichnet. Er war später Leiter der bulgarischen Militärakademie in Sofia und hat zweimal das Amt des Kriegsministers bekleidet. Zar Ferdinand durfte sich jedenfalls glücklich schätzen, einen Mann von der bedeutenden strategischen Begabung Sawows an seiner Seite zu haben.



Prinz Peter von
Montenegro.

An der Spitze der griechischen Streitkräfte stand der Kronprinz Konstantin, dem gewiß nichts erwünschter sein konnte als die Möglichkeit, die Scharte seiner Mißerfolge vom Jahre 1897 auszuweken. Auch er verfügte jetzt über eine ungleich besser organisierte und ausgebildete Armee, als sie Griechenland vor fünfzehn Jahren besaß, und auch hier gebührt einem tüchtigen Kriegsminister, dem Kretenser Veniselos, die Anerkennung, zielbewußt und erfolgreich zur Erreichung dieser besseren Zustände beigetragen zu haben.



Popowitsch,
montenegrinischer
Kriegsminister.

Dem Namen nach figurierte König Peter von Serbien auch während des Balkankrieges als Ober-

befehlshaber seiner Armee. Aber der König ist ein gebrechlicher alter Herr, der sich wegen der damit verbundenen Strapazen nicht einmal zum Schein dauernd im Hauptquartier seiner Armee aufhalten konnte. Von den Lorbeeren, die jetzt sein Haupt schmücken, wird er selber darum wohl kaum ein einziges Blatt als durch persönliches Verdienst erworben ansehen. Seine Erfolge sind in ungleich höherem Maße als die seiner Verbündeten der Armseligkeit des zu überwindenden Widerstandes zuzuschreiben, und wenn die Serben in der Dankbarkeit des Siegestraufches, wenn auch nicht aus ihrem hinfälligen König, so doch aus seinem Sohne, dem Prinzen Alexander, einen strahlenden Kriegshelden zu machen suchen, so ist das zwar menschlich sehr erklärlich, aber es wird durch den tatsächlichen Verlauf der Dinge nur in recht bescheidenem Maße gerechtfertigt.

Eine während der kritischen Tage des Balkanfeldzuges vielgenannte serbische Persönlichkeit war der ehemalige Gesandte des Königreichs in Konstantinopel, Dr. Nenadowitsch, ein Vetter des Königs, von dem es hieß, daß er in vertraulicher diplomatischer Mission verschiedene europäische Höfe besucht habe.

Die Montenegriner forderten im Beginn des Krieges vielfach die Heiterkeit des europäischen Publikums durch die phantastischen Übertreibungen in ihren Siegesberichten heraus, und als man lesen konnte, daß des neugeborenen Königs jüngster Sohn, der Artillerieleutnant Prinz Peter, feierlich und mit obligater Musikbegleitung in eigener Person den ersten Schuß abgefeuert hatte, der im Kampfe der vier Verbündeten gegen die Türken fiel, da wurde man in einer für den Ausgang dieses Kampfes nicht sehr verheißungsvollen Weise an jenen ersten Mitrailleurenschuß er-

innert, den Napoleon III. im Jahre 1870 durch seinen jugendlichen Sohn Louis, den unglücklichen Prinzen Lulu, abfeuern ließ.

Aber die Ereignisse haben die durch diese Reminiscenz geweckten Vermutungen Lügen gestraft. Zwar haben die Montenegriner, deren Streitkräfte trotz aller Bemühungen des derzeitigen Kriegeministers Popowitsch den Namen einer Armee wenigstens nach unseren Begriffen noch immer kaum verdienen, nur einen kleinen Theil der märchenhaften Siege, von denen sie so redselig in die Welt hinauszutelegraphieren wußten, wirklich errungen, aber sie haben sich heldenmütig und mit wirklicher Todesverachtung geschlagen, haben tapfer allen Unbilden der Witterung und allen Strapazen schwieriger Märsche getroßt, aufs neue den Beweis liefernd, daß sie ein Volk von geborenen Kriegern sind, brauchbar und Respekt einflößend überall, wo es mehr auf die Kühnheit und das furchtlose Draufgängertum des einzelnen ankommt als auf wohlbedachte militärische Operationen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Furcht. — Der Graf erhob sich und trat an den Ramin, in dem das Feuer fladerte. „Ob ich jemals Furcht empfinde, fragen Sie?“ wendete er sich an seine Gäste und rechte seine kraftvolle Gestalt. „Urteilen Sie selbst. Im vergangenen Winter war's, in einem Walde der Ardennen. Der Himmel war mit Wolken behängt, so daß die Nacht um ganze zwei Stunden früher einbrach als sonst. Mein Führer war ein Bauersmann, der auf dem engen Waldwege unter den finsternen Tannen, die der Sturmwind schüttelte, an meiner Seite schritt. Zwischen den Gipfeln zog dichtes schwarzes Gewölk, es war, als befände es sich auf der Flucht vor etwas Schrecklichem. Mich schüttelte die Kälte trotz der warmen Kleidung, die ich trug. Es war schon spät, als wir unser Ziel, ein Hegerhaus mitten im Walde, erreichten, in dem ich einige Tage verweilen wollte, um von hier aus Jagdausflüge zu machen.

Mein Begleiter klopfte an einen Fensterladen, hinter dem Licht schimmerte, aber erst nach wiederholtem Klopfen wurde geöffnet. Wir traten ein. Das Bild, das sich vor unseren Augen aufrollte, werde ich nie vergessen: Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, die Büchse in der Hand, erwartete uns in der Mitte des Zimmers, während zwei jüngere Männer, offenbar seine Söhne, scheu zur Seite traten. In dem dunklen Winkel konnte man zwei knieende weibliche Gestalten unterscheiden, die zu beten schienen. Ich nannte meinen Namen, denn ich wußte, daß ich hier erwartet wurde. Der Alte stellte denn auch das Gewehr an die Wand und ordnete an, ein Zimmer für mich herzurichten. Aber die Frauen rührten sich nicht, was den Alten veranlaßte, sich aufgeregter zu mir zu

wenden mit den Worten: ‚Hören Sie, Herr. Heute in der Nacht sind es gerade zwei Jahre, daß ich einen Menschen erschöß. Vor einem Jahre kam er schon, um mich zu holen. Ich erwarte ihn auch heute.‘

Ich suchte den Mann zu beruhigen, indem ich meiner Freude Ausdruck gab, gerade zur rechten Zeit gekommen zu sein, um das Gespenst zu verschrecken.

In der Nähe des Herdes, mit dem Kopf auf den Vorderbeinen, schlief ein alter blinder Hund. Draußen fauchte der Sturmwind um das Haus, und durch das kleine Fenster neben der Tür erblickte ich in dem bleichen Mondlichte eine Lannengruppe, die der Sturm hin und her peitschte.

Eben wollte ich bitten, man möge mich auf mein Schlafzimmer führen, als der alte Heger von seinem Stuhle sprang, sein Gewehr ergriff und in größtem Entsetzen die Worte hervorstieß: ‚Dort — dort ist er — ich höre ihn!‘

Die Frauen weinten, die Söhne des Hauses griffen zu ihren Gewehren.

Wieder war ich bemüht, sie zu beruhigen, als der bis dahin schlafende Hund plötzlich den Kopf in die Höhe richtete, den Hals vorstreckte, in den erloschenen Feuerherd blickte und leise zu heulen anfang.

‚Er wittert ihn schon, war er doch dabei, als ich ihn erschöß!‘

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Das Verhalten des Tieres war wirklich schrecklich. Wie versteinert standen wir da in Erwartung von etwas Furchtbarem, unser Ohr horchte gespannt auf das geringste Geräusch.

Der Hund heulte ununterbrochen. Der Bauer, der mich hergeführt, stand endlich auf, öffnete die Tür und ließ ihn hinaus.

Draußen wurde der Hund still.

Doch jetzt hörten wir deutlich, wie jemand sich an der Mauer entlang bis zur Tür schlich, auf deren Klinte er ganz leicht seine Hand zu legen schien. Dann trat abermals Stille ein — etwa zwei Minuten lang, während welcher Pause ein leises Kräzen an der Mauer vernehmbar wurde.

Plötzlich kam vor dem kleinen Fenster ein weißer Kopf

zum Vorschein und ein unbestimmter Ton, ein schmerzliches Stöhnen wurde hörbar.

Da fiel ein Schuß. Der alte Heger behielt das abgefeuerte Gewehr in der Hand, während die Söhne in fieberhafter Eile die Fensteröffnung mit dem Tische verstellten und diesen mit schweren Stühlen unterstützten.

Glauben Sie mir, daß ich, als der Schuß fiel, fast die Besinnung verlor. Eine Angst befiel mich, die mir das Herz zusammentrampfte, Leib und Seele ergriff. Das war Furcht, wirkliche, eiskalte Furcht.

Wir blieben in der Stube sitzen bis zum Morgen. Keiner hatte den Mut, die Tür zu öffnen, bevor nicht die Sonne ihre Strahlen auf die Erde schickte.

Da trat ich mit meinem Führer hinaus.

An der Mauer, nahe bei der Tür, lag der alte Hund tot hingestreckt, mit von der Kugel zerschmettertem Kopfe.“

Der Graf schwieg. Erst nach einer Pause fügte er hinzu: „In jener Nacht befand ich mich in keiner Gefahr — und trotzdem möchte ich lieber alle Momente von neuem durchleben, in denen ich mich in der größten Todesgefahr befand, als noch einmal den, als der Schuß fiel auf den Kopf vor dem Fenster.“

F. S.

Kriegs-Korrespondenten. — Als Vertreter der Londoner „Times“ machte der als Kriegs-Korrespondent bereits rühmlichst bekannte James Hozier den Feldzug 1870/71 im Hauptquartier des damaligen preussischen Kronprinzen mit. Eines Tages war der Engländer gleichzeitig mit einem Hauptmann v. A. zur Tafel bei dem General v. d. Gröben geladen. Der Hauptmann, der von dem englischen Zeitungswesen offenbar eine recht unvollkommene Vorstellung hatte, fragte den neben ihm sitzenden Hozier im Laufe des Gesprächs etwas von oben herab, was ihm denn seine Berichterstattertätigkeit eigentlich einbringe.

Der Kriegs-Korrespondent, des Deutschen vollkommen mächtig, umging eine direkte Antwort und stellte dafür die Gegenfrage: „Wieviel Gehalt beziehen denn Sie, Herr Hauptmann?“

„Jetzt im Felde mit der Kriegszulage etwas über hundertdreißig Taler monatlich,“ lautete die Antwort.

„Nun, das sind zwanzig Pfund nach unserem Gelde,“ meinte Hozier. „Und genau das Vierfache, achtzig Pfund, erhalte ich von meinem Blatte — täglich.“

General v. d. Gröben und andere Herren, die diese Unterhaltung mitangehört hatten, brachen ob des verdubten Gesichtes des Hauptmanns in ein herzliches Gelächter aus.

Der General konnte sich nicht enthalten scherzend hinzuzufügen: „Ja, lieber A., ich habe Hozier auch schon gesagt, daß ich gern mit ihm tauschen möchte. Aber er will nicht.“ —

Derselbe Hozier war es, der dann nach der Schlacht bei Sedan drei Pferde zuschanden ritt, um als erster der Kriegskorrespondenten von der luxemburgischen Stadt Bederich aus einen genauen Schlachtbericht nach London telegraphieren zu können. Von allen übrigen Orten in der Nähe aus war die Absendung eines Telegramms nämlich unmöglich. Hozier langte keine fünf Minuten vor seinem Konkurrenten Cecil Wouster vom Londoner „Standard“ in dem Städtchen an. Sofort begab er sich an den Schalter für Telegramme und überreichte dem Postbeamten eine alte Nummer der „Times“ mit der Bitte, den Leitartikel daraus an die Redaktion der „Times“ nach London zu telegraphieren*). Gleichzeitig legte er als vorläufige Bezahlung eine Hundertpfundnote dazu. Der Beamte glaubte zunächst, es mit einem Irresinnigen zu tun zu haben. Bald hatte Hozier ihn aber über den Zweck dieses seltsamen Begehrens aufgeklärt, daß es ihm nämlich nur darauf ankäme, den Draht für längere Zeit für sich zu belegen.

Während nun der Apparat klapperte und den alten Leitartikel nach London weitergab, stand Hozier vor dem Schalter und fertigte nach seinen flüchtigen Notizen einen eingehenden Bericht über die Katastrophe von Sedan an. Als Wouster vom „Standard“ dann in den Schalteraum gestürzt kam, um seine Depesche nach London abzusenden, bedeutete ihm der Beamte achselzuckend, daß vorläufig keine Telegramme angenommen werden könnten, da der Draht mindestens für

*) Daß Hozier ein Stück aus der Bibel habe an die „Times“ telegraphieren lassen, entspricht nicht den Tatsachen.

zwei Stunden bereits besetzt sei. Wütend eilte Wouster davon, um anderswo sein Glück zu versuchen. Hozier aber schaltete jede inzwischen fertig gewordene Seite seiner Ausarbeitung in den Leitartikel ganz zusammenhanglos ein, so daß er seinen Platz niemand einzuräumen brauchte.

Erst nach vier Stunden war seine Arbeit vollendet, und sein Telegramm kostete nicht weniger als zweihundertzwanzig Pfund Sterling. Dafür konnte sich aber auch die Londoner „Times“ rühmen, ihren Lesern den ersten Bericht über die Kämpfe um Sedan gebracht zu haben. W. R.

Der Schah von Persien. — Ahmed, der jugendliche Schah von Persien, wurde am 21. Januar 1898 in Täbris geboren und ist der siebente Herrscher aus der Dynastie der Kadsharen. Er kam am 16. Juli 1909 auf den Thron, als sein Vater, der Schah Mohammed Ali, infolge seiner Versuche, die Verfassung aufzuheben, abdanken mußte und gezwungen wurde, in Rußland ständigen Aufenthalt zu nehmen. Der junge Schah ist der zweite Sohn Mohammed Alis. Sein älterer Bruder war zur Thronfolge nicht berechtigt, da seine Mutter nicht aus dem Geschlecht der Kadsharen stammt und nur Söhne von Prinzessinnen des regierenden Hauses der Weg zum Thron offen steht. Ahmed dagegen hat zur Mutter die Prinzessin Malohe Djehan. Der Name bedeutet Königin der Welt. Sie ist die Tochter des ehemaligen Kriegsministers Najeb es Sultanah, dessen Frau eine Kadsharenprinzessin war.

Ahmed ist für sein Alter von kleinem Wuchs. Man sagt ihm einen lebhaften Geist und ein stürmisches Temperament nach. Bis zur Thronbesteigung war sein Erzieher der russische Kapitän Smirnow. Der Regent Ali Reza-Khan, der nach der Abdankung Mohammed Alis zunächst die Regierung übernahm, umgab dann den minderjährigen Schah mit einheimischen und französischen Lehrern, die auch der jetzige Regent Abul Kassim-Khan beibehalten hat.

Als Waliakh oder Kronprinz gilt einstweilen Mohammed Hassan Mirza, ein jüngerer Bruder des Schahs, der am 19. Februar 1899 in Täbris geboren wurde. Bei den gegenwärtigen Wirren Persiens steht die Herrschaft des jungen



Ahmed, der Schah von Persien, der Kronprinz Mohammed
Gassan Mirza und ihre Lehrer.

Schahs auf sehr schwachen Füßen. Bekanntlich suchte sein eigener Vater im Jahre 1911 in Persien einzubringen und sich von neuem des Throns zu bemächtigen. Th. S.

Ein merkwürdiges Ereignis beim Untergang der „Titanic“. — Die Titanicatastrophe spielte bei einer Verhandlung, die im August 1912 vor einem New Yorker Gericht stattfand, eine eigenartige Rolle. Selten dürfte ein Wiedernahmeverfahren auf Grund so sensationeller neuer Tatsachen erfolgt sein wie im Falle Westport.

William Westport war bis zum Jahre 1904 zweiter Kassierer des Bankhauses Lennepp & Co. in New York. Am 2. März 1904 verschwanden aus dem Tresor dieser Firma, die zumeist kleinere Geschäftsleute als Kunden hatte, 43,000 Dollar in Banknoten. Der Verdacht fiel sofort auf den zweiten Kassierer, der zuerst morgens ins Geschäft gekommen war und es bald darauf wieder verlassen hatte, um, wie er nachher vor Gericht erklärte, einen privaten Eilbrief vom nächsten Postamt aus bestellen zu lassen. Bei der nachfolgenden Untersuchung ergab sich allerdings die Richtigkeit dieser Behauptung, trotzdem waren die Geschworenen aber der Meinung, daß Westport den Weg nach der Post gleichzeitig dazu benützt habe, seinen Raub irgendwo in der Nähe in Sicherheit zu bringen. Und so sehr er auch seine Unschuld beteuerte, verurteilte man ihn lediglich auf Grund eines Indizienbeweises zu fünf Jahren Kerker. Die gestohlene Summe wurde jedoch trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht wieder aufgefunden.

Einer der Zeugen in diesem Prozeß, der vielleicht am günstigsten über Westports Charakter ausgesagt hatte, war Mac Allan, der erste Kassierer von Lennepp & Co. Als Westport dann nach Verbüßung der Strafe im Herbst 1910 entlassen wurde, war Allan es wieder, der dem alten Bekannten das nötige Geld vorstreckte, damit dieser sich drüben in England eine neue Existenz gründen könne. Doch Westports Lebensmut hatte die jahrelange Gefängnishaft so vollständig gelähmt, daß er in London immer tiefer sank und schließlich auf Ersuchen der englischen Behörden von dem amerikanischen Konsulat wieder nach Amerika abgeschoben werden mußte. Als

Zwischendeckpassagier trat er auf der „Titanic“ die Rückreise an, ohne zu ahnen, daß sich unter den Kajütpassagieren des Riesendampfers auch jener Mac Allan befand, der ihm gerade in seiner schwersten Zeit so treu zur Seite gestanden und von dem er seither nichts mehr gehört hatte.

Die Vorsehung sollte die beiden Männer doch noch ein letztes Mal sich Auge in Auge gegenüber treten lassen. Als nach dem Anprall der „Titanic“ gegen den Eisberg sich jene furchtbaren Szenen am Deck des sinkenden Kolosses abspielten, gelang es Westport, sich an einem Tau in einen der schon überfüllten Rutter hinabzulassen, obwohl man ihn durch unsanfte Stöße und Schläge mit den Rudern daran zu hindern suchte. Schließlich fand er doch noch ein Plätzchen, und gleich darauf machte das Boot auch von dem Schiffe los.

Da, im letzten Augenblick, schwang sich noch ein Mann an demselben Tau, das der glücklich geborgene Westport vorher benützt hatte, über die Reling des bereits ganz schief liegenden Dampfers. Als er merkte, daß der Rutter eben abstoßen wollte, ließ er verzweifelt das Tau fahren und stürzte so aus acht Meter Höhe mitten zwischen die dichtgedrängt sitzenden Bootsinsassen, wobei er auf den Kopf eines jungen Mädchens so hart aufprallte, daß er dieses nicht ungefährlich verletzte und sich selbst mehrere Rippen eindrückte. Nur auf Bitten der übrigen Frauen behielt man den halb ohnmächtigen und vor Schmerzen laut stöhnenden Menschen ebenfalls in dem Rettungsboot.

Wie der „New York Herald“, der über diesen dramatischen Kriminalfall eingehend berichtete, weiter erzählt, erkannte Westport dann bei Tagesanbruch in dem bereits mit dem Tode ringenden Manne seinen früheren Freund Mac Allan wieder und nahm sich nun seiner an, so gut er es unter den schwierigen Verhältnissen vermochte. Allan, dessen Lunge offenbar schwer beschädigt war, da bei ihm stets erneute, immer heftigere Blutstürze erfolgten, lag, von Fieberschauern geschüttelt, auf dem Boden des Bootes ausgestreckt und schaute unverwandt mit schon halb umflortem Blick in das von all den Schicksalschlägen früh gealterte und abgehärmte Gesicht Westports, der neben ihm kauerte und ihm immer

wieder etwas mit Brantwein vermishtes Wasser einzuslößen suchte.

Da, als eben die Sonne über dem Horizont auftauchte, richtete der Sterbende sich mit einem Ruck auf. Große Schweißperlen standen auf seiner Stirn, und seine Züge verzerrte der Beginn des Todeskampfes in schrecklichster Weise. Und doch besaß er noch die Energie, den Führer des Bootes, den Ingenieur Webster, herbeizuwinken und vernehmlich genug für diesen und die in der Nähe befindlichen Personen mit brechender Stimme ein erschütterndes Geständnis abzulegen, in dem er sich als den wahren Täter jenes Diebstahls bei der Firma Lennepp & Co. bekannte und zugleich den so schmäzlich veratenen Freund flehentlich um Verzeihung bat. Danach verlor er das Bewußtsein und starb wenige Minuten später, nachdem er auf diese Weise sein Gewissen endlich entlastet hatte.

Die Schiffbrüchigen wurden noch an demselben Tage von dem Dampfer „Canadian“ aufgenommen und nach New York gebracht. Hier beschwor Ingenieur Webster und vier weitere Männer den Inhalt des Geständnisses Mac Allans, der seit drei Jahren ein selbständiges Bankgeschäft in New York betrieb, woraufhin von Amts wegen in dem Prozeß gegen William Westport das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet wurde, das denn auch mit der Kassierung des ersten Urteils und der völligen Freisprechung Westports endete. Dieser, von Lennepp & Co. als Kassierer wiederingestellt, erhielt außerdem vom Staate eine Entschädigung von 40,000 Dollar für die unschuldig verbüßte Kerkerstrafe zugebilligt und dürfte wohl der einzige der Überlebenden der Titanickatastrophe sein, der sich dankbar daran erinnert, daß eine gütige Vorsehung ihn gerade auf dieses Schiff geführt hatte.

W. R.

Rakenhänglichkeit. — Man setzt gewöhnlich die Raketen hinsichtlich ihrer Anhänglichkeit und ihrer Treue, wie auch hinsichtlich ihrer Klugheit und Überlegung gegen den Hund weit zurück. Dessenungeachtet finden sich Beispiele, die beweisen, daß Raketen den Vergleich mit dem Hunde nicht zu scheuen haben.

An einer Waldlichtung unweit des westpreussischen Städtchens Rathaus wurde die Försterei Sientowo errichtet. Die

Förstersfamilie hatte ein neunjähriges Töchterchen namens Orna. Gewöhnlich ist in einer einsam lebenden Förstersfamilie der Hund der Spieltkamerad der Kinder, Ornas Spielgefährte war dagegen ein schon bejahrter Rater, dem man den Namen Peter gegeben hatte. Peter, eine große und schöne Raze, wurde mit Sorgfalt gepflegt, und das Tier schloß sich mit täglich zunehmender Anhänglichkeit an seine kleine Wohltäterin an. Als beständiger Gespieler ließ Peter sich willig auf einen kleinen Wagen packen, stundenlang herumkutschieren, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, er folgte dem Kinde auf Schritt und Tritt, nahm sein Futter nur aus dessen Hand und ertrug mit musterhafter Geduld die selbst bei gutartigen Kindern zeitweilig etwas rücksichtslose Behandlung, ohne von seinen natürlichen Waffen Gebrauch zu machen.

Da geschah es im Sommer 1910, daß das Mädchen eines Tages plötzlich verschwand und trotz allen Suchens nicht aufzufinden war. Man wußte, daß Orna mit Peter in den Wald gegangen war, um Erdbeeren zu suchen. Zwei Tage fehlte bereits das Kind, die Eltern befanden sich in schrecklicher Sorge; alle Förster der Umgegend beteiligten sich an der Suche nach der verschwundenen Orna, aber vergeblich durchstreiften sie Feld und Wald, sie fanden auch nicht die leiseste Spur von dem Kinde; auch die Hunde versagten bei der Suche, weil der inzwischen gefallene Regen die Spur des Kindes verwischt hatte.

Am dritten Tage erschien plötzlich der Rater Peter in der Wohnstube des Försterhauses, umschmeichelte den Förster und sprang ihm auf den Schoß. Dann lief er zur Stubentür und gab durch Kraxen zu verstehen, daß er hinaus wolle. In den Förstersleuten steigt die Hoffnung auf, daß Peter weiß, wo Orna sich befindet, und daß er ihnen den Weg zu ihr zeigen will. Der Förster und ein Jägerbursche folgen ihm, der Rater läuft langsam vor ihnen her nach dem Walde, weiter und immer weiter bis zu einer Lichtung in einem Eichenbestand. Da verschwindet der Rater plötzlich vor den Augen des Försters zwischen den Mauertrümmern eines längst zerfallenen Jagdhauses. Der Förster folgt dem Tier über die Steintrümmer,

die mit Brombeergesträuch, mit Disteln und Nesseln überwuchert sind, und kommt an eine Stelle, wo aus der Tiefe ein dunkler, von Gebüsch umwachsener Schacht gähnt. In diesem Schacht verschwindet Peter, und der Förster hört nur noch sein Miauen, das wie ein Bitten zu ihm heraufdringt. Er kann ohne Hilfsmittel dem Tiere nicht folgen, eilt wieder heim, holt helfende Hände, Leitern, Stricke und Laternen, und dann läßt er sich hinab in die Tiefe. Er befindet sich in einem weiten Keller-raum, in dem mehrere Gänge nach verschiedenen Richtungen führen. Da zeigt ihm der Rater den Weg, und endlich findet der Förster sein Kind; es liegt in einer Ecke und schläft. Orna war beim Erdbeersuchen an diese Stelle gekommen und unversehens in den Schacht hinabgerutscht, der ihr Grab geworden wäre, wenn der treue Peter sie nicht gerettet hätte.

Meist erwartet man von der Raze keine solche Anhänglichkeit; man traut ihr nicht so viel Liebe und Dankbarkeit zu. Aber man tut ihr damit unrecht. Man nennt sie falsch, weil sie sich nicht immer quälen läßt, sondern nötigenfalls auch von ihren Krallen Gebrauch macht.

Der Rektor Zimmermann in Thorn hatte eine Raze, die immer um dessen Kind war und von ihm gehegt und geliebt wurde. Das Kind erkrankte, die Raze wich nicht von seinem Bette, und als das Kind starb, stand sie bei dessen Leiche, solange sie über der Erde war, und verkroch sich bald darauf traurig in einen Winkel, in dem man sie nach einigen Tagen tot auffand.

C. L.

Andalusische Mutprobe. — Salsa de Tomates, auf deutsch Tomatentunke, ist der harmlose Name für eine uralte, fürchtbare Sitte in Andalusien, die sich trotz aller Achtsamkeit der Behörden bis heute nicht hat ausrotten lassen.

Die Andalusier lieben nichts so sehr als die Aufregungen eines Kampfes, bei dem es um das Leben geht. Daher auch die Vorliebe für die Stiergefechte, die im spanischen Volksleben ja eine Hauptrolle spielen. Die Salsa de Tomates nun ist nichts als eine Mutprobe zwischen zwei Männern, die die besten Freunde sein können, kein Zweikampf, wie bisweilen behauptet wird.

In den Bergen Andalusiens besteht seit alters her ein Geheimbund, dessen Hauptzweck die Veranstaltung derartiger Kämpfe ist. Aber die Organisation dieser Geheimgesellschaft weiß man so gut wie nichts. Werden Leute bei einer Salsa von der Polizei abgefaßt, so lassen sie sich eher auf Jahre ins Zuchthaus sperren, als daß sie auch nur ein Sterbenswörtchen von ihren Geheimnissen verraten. Nichtmitgliedern gelingt es selten, dem grauenhaften Schauspiel eines derartigen Kampfes beizuwohnen. Bisher ist nur ein einziger Fall bekannt, daß ein englischer Reisender als Zuschauer zu einer Salsa zugelassen wurde, und dies nur unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Der Betreffende veröffentlichte über dieses Erlebnis im Jahre 1901 in einer englischen Zeitschrift einen Artikel, der ein anschauliches Bild von dieser entsetzlichen Sitte gibt.

„Mein Wort gab ich zum Pfande, daß ich über das, was ich sehen würde, nichts verlautbaren lassen wollte, was die Teilnehmer an jener Salsa den Behörden in die Hände liefern könnte. Als wir den Ort der Zusammenkunft kurz nach Mitternacht endlich erreichten, hatten wir nicht weniger als drei in großen Entfernungen voneinander aufgestellte Wachposten passiert. Gegen unliebsame Überraschungen waren wir also gesichert. In dem engen Talleffel lagerten beim Scheine zahlreicher Harzfadeln gegen zwanzig Männer, große Krüge standen umher, gefüllt mit einer Mischung, von der ich sicher keine drei Becher vertragen hätte. Die anderen gossen alle Augenblick einen neuen hinunter. Man zeigte mir dann die beiden, die heute ihre Kräfte gegeneinander messen wollten; zwei noch junge, aber bärenstarke Burschen waren es. Sie reichten mir die Hand zur Begrüßung mit einer Miene, als ob Könige einen Gruß verschenken. Ich will sie Sancho und Miguel nennen. In Wahrheit hießen sie ganz anders.

Endlich erhob sich ein alter, grauhaariger Mann, dessen Gesicht wie gegerbtes Leder aussah und dabei runzlig war wie die Schale einer Walnuß. Offenbar spielte er in dieser Gesellschaft eine besondere Rolle. Er gab ein Zeichen mit der Hand, und das Spiel begann. Die beiden Kämpfer setzten sich

auf den Boden nieder, die Gesichter einander zugeteilt. Dann band man sie mit um den Leib gelegten Stricken an zwei in die Erde eingerammten Pfählen derart fest, daß sie sich nur mit weit ausgestreckten Armen berühren konnten. Die Burschen waren nackt bis zum Gürtel, nur um den linken Arm hatte jeder mehrmals ein dickes Tuch geschlungen. In der Rechten hielten sie die Navaja, das kurze spanische Messer mit feststehender Klinge. Man reichte ihnen nochmals bis oben gefüllte Becher, deren Inhalt sie langsam ausschürften.

Der grauhaarige Alte verteilte jetzt die Fackeln derart, daß jeder der Kämpfer hell beleuchtet wurde. Dann ein kurzer Zuruf.

Sancho holte blitzschnell zum ersten Stiche aus, sich weit vorbeugend. Aber sein Gegner fing das Messer mit dem umwickelten linken Arm geschickt ab. Nun folgten die Angriffe rasch aufeinander. Jeden Stoß konnte ich genau verfolgen. Ich merkte bald, daß die beiden in der Kunst dieser Art des Fechtens nicht ungeübt waren. Da erhielt Sancho die erste Wunde. Ein Stich hatte ihm die Wange durchbohrt und zwei Zähne herausgestoßen. Es war, als ob der Anblick des rinnenden, im Fackellicht glitzernden Lebensaftes die Zuschauer förmlich berauschte. Laute aufmunternde Zurufe, Beifallsklatschen, blitzende Augen, gespannte Mienen — und darüber der Nachthimmel mit seinen unzähligen Sternen, zu dem wie anklagend der Rauch der Harzfackeln emporstieg.

Die Gesichter der Kämpfenden verzerrten sich immer mehr. Haß, Mut, Mordgier sprach aus ihnen. Immer schneller zuckten die blinkenden Rlingen hin und her, an immer neuen Stellen der nackten Körper rieselte das Blut hervor.

Ich saß wie gelähmt da. Unwillkürlich langte ich nach meinem Becher und trank, nur um meine zitternden Nerven zu betäuben.

Endlich ein ächzender Schrei — Miguel war nach seitwärts umgefunken und lag regungslos da.

Man band ihn los, untersuchte ihn. Ein Stich saß mitten im Herzen. Er war tot.

Schauernd saß ich, wie der grauhaarige Alte jetzt die

Wunden des Toten zählte. Ein anderer Mann tat dasselbe bei dem ebenso mit Blut über und über bedeckten Sancho.

„Zweilunddreißig!“ sagte der Alte nach einer Weile.

„Neunzehn!“ gab der andere an.

„Sancho, du hast gesiegt,“ erklärte der Alte feierlich.

Der Sieger nickte nur. Er war vom Blutverlust so erschöpft, daß er taumelte.

„Was geschieht mit der Leiche?“ fragte ich schüchtern.

„Die wird morgen an anderer Stelle zufällig gefunden. Niemand wird wissen, wo und von wem Miguel getötet wurde,“ erwiderte man mir.

Die Salsa war zu Ende. Einzeln verließen die Leute das Tal. Als mein Führer und ich den letzten Wachposten wieder passiert hatten, dachte ich erst daran, nach der Uhr zu sehen. Es war halb zwei Uhr. Der Kampf hatte also höchstens fünfzehn Minuten gedauert. Und mir war's vorgekommen, als hätte ich stundenlang diesem gräßlichen Schauspiel mit bewohnen müssen.“

Soweit der englische Reisende.

Im Jahre 1910 wurden in Granada sechzehn Männer zu langjähriger Zuchthausstrafe wegen Beteiligung an einer Salsa verurteilt, bei der beide Kämpfer das Leben eingebüßt hatten — ein Beweis, daß der blutige Brauch noch heute besteht.

W. R.

Täglich ein Viertelstündchen für die Gesundheit. — Der Sport tritt heute in allen seinen Schattierungen immer mehr in den Dienst der Körperhygiene. Und mit Recht. Eine rationelle Körperpflege bedingt Gesundheit und langes Leben, Spannkraft und Energie, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen.

Doch ist der Sport nur gefunden, teilweise sogar nur jugendlichen Personen vorbehalten. Es war daher die Frage sehr brennend, auch für ältere oder mit kleineren oder größeren Gebrechen behaftete und für solche Personen, die durch Mangel von Zeit an sportlicher Betätigung verhindert sind, einen Ersatz zu schaffen. Hier trat die rationelle Körperpflege im Haus, und zwar in erster Linie die Handmassage, in die Bresche ein.

Die große Umständlichkeit aber, die damit verknüpft war, stets einen Masseur kommen zu lassen, sowie der Fehler, daß solche Massage öfters nicht in jeder Beziehung den Anforderungen der Hygiene entsprach, hinderten ihre allgemeine Einführung. Daher war es mit Freuden zu begrüßen, daß die Elektrotechnik Apparate erfand, die die Hand des Masseurs mit ihren Streich- und Knetbewegungen, ihren Klopfungen und Hackungen nicht allein vollkommen ersetzten, sondern es auch ermöglichten, diese Vorrichtungen wirksamer, intensiver und durchdringender in Ausführung zu bringen, und zwar ohne fremde Hilfe.

Der elektrisch getriebene Handvibrator „Sanax“ ist nicht



nur ein vollwertiger Ersatz des Sports für den Gesunden, sondern er dient auch als kräftiger Heilfaktor bei mancherlei Krankheitsformen.

Der „Sanax“ ermöglicht es nicht allein, den ganzen Körper zu bearbeiten und ihn allgemein zu kräftigen und zu stählen, mit ihm kann man auch jeden einzelnen Körperteil, in dem krankhafte Vorgänge sich abspielen, oder der zu solchen disponiert erscheint, ohne jede Mühe und Anstrengung einzeln wirksam massieren, ein Umstand, der seinen Vorzug dem Sport gegenüber dartut.

Da die Sanaxmassage, bei der Morgentoilette oder auch vor dem Schlafengehen vorgenommen, wenig Zeit in Anspruch nimmt, so sollte jeder, der sich gesund erhalten will, mindestens zu dieser rationellen Körperpflege die nötige Zeit

erübrigen. Vertrieben wird der Apparat durch die Fabrik Sanitas, Berlin, Friedrichstraße 131 d.

Die erste Tänzerin, die das kurze Ballettkostüm trug, war Maria Anna v. Camargo, geboren zu Brüssel am 15. April 1710 und gestorben in Paris im Jahre 1770. Ihre Familie gehörte zu den alten spanischen Adelsgeschlechtern und hat der Kirche mehrere Kardinäle, dem Staate viele berühmte Minister und tapfere Generale gegeben. Auch ihre Mutter war eine hervorragende Tänzerin, aber nicht von Beruf, sondern nur mit den ebenbürtigen Kavalieren der Hofgesellschaft. Ihr Vater, Don Fernando de Cubis de Camargo, wie er alle im Namen seiner Tochter abgeschlossenen Kontrakte unterzeichnete, war ein echter spanischer Edelmann, das heißt sehr arm, sehr beschränkt, sehr stolz.

Der reizenden Marianne schenkte die Prinzessin von Ligue ihre besondere Gunst. Als das Kind das zehnte Jahr erreicht hatte, war es ein Wunder von Grazie und Schönheit; die hohe Dame meinte daher, die Kleine gehöre in die Stadt der Wunder, nach Paris, und sagte eines Tages dem Vater gegenüber rund heraus, Marianne müsse Balletttänzerin werden. Zwar sträubte sich der eitle Don Fernando anfangs sehr dagegen, aber die Prinzessin setzte schließlich doch ihren Willen durch.

In Paris wurde damals Mlle. Prevost als erster Stern des Tanzes gefeiert. Ihre Schülerin wurde Marianne und später auch ihre Besiegerin. Eines Abends, als die junge Ballettelerin in einem Chor der Furien figurierte, konnte der Tänzer Dumoulin, der den Teufel darstellte, wegen plötzlicher Ertrankung seinen Part nicht zu Ende führen. Da besann sich Marianne keinen Augenblick und tanzte unter donnerndem Beifall des Publikums den Teufelsspas bis zum Schluß weiter, aber mit mehr Grazie in einer einzigen ihrer Bewegungen, als Dumoulin in einem ganzen Solo zu entfalten vermocht hatte.

Da fiel der Prevost die Krone vom Haupte, und die jugendliche Camargo bestieg den Thron als unumschränkte Königin des Balletts der Pariser Oper. Sie benützte ihre Unumschränktheit sogleich zu einem gewaltigen Staatsstreich. Die Tänzerinnen trugen auf der Bühne noch während der Zeit der Regentschaft

stets lange Kleider. Die gemessenen Bewegungen des Tanzes, die damals Mode waren, gestatteten diese Tracht. Die Camargo nun griff kühn zur Schere und brachte ihrer Robe zuerst jene Verkürzung bei, in der wir noch heute die Damen des Balletts umherhüpfen sehen, wenn auch die jüngste Zeit mit ihrer Reform der Tanzkunst das typische Ballettröckchen mehr und mehr verdrängt. Am Abend, an dem die Camargo mit dieser gewagten Neuerung zum ersten Male die Bühne betrat, schien sie freilich den Apfel der Zwietracht unter die Zuschauer geschleudert zu haben. Ein gewaltiger Sturm erhob sich, doch der endliche Sieg blieb auf der Seite der für den kurzen Ballettrock eingenommenen Partei. Das neue Kostüm war durch-

E. S.

Der indirekte Selbstmord. — Lombroso schreibt in seinem berühmten Buch über den Verbrecher: „Feige Naturen, die gern sterben möchten, töten, um selbst getötet zu werden. Auf diese Weise vermeiden sie, sich selbst das Leben zu nehmen, und erhalten beim Sterben sogar noch den Beistand des Priesters. Despine und Boismont schildern solche Fälle.“ Der Mörder S., der seinen Großvater ermordete, gestand kaltblütig, die Tat nur begangen zu haben, um guillotiniert zu werden; ein anderes Motiv habe er nicht.

Wie Krafft-Ebing in seinem Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathie schreibt, näherte sich am 15. September 1851 in einem Theater Lyons ein Mensch von zwanzig Jahren einer jungen Dame, die neben ihrem Gatten saß, und stach ihr ein Messer in die Brust, so daß sie tot auf dem Plaze blieb. Der Mörder wandte sich dann seelentüchtig mit den Worten an den entsetzten Gatten: „Sie haben mir nichts zuleide getan. Auch Ihre Frau nicht. Ich kenne Sie überhaupt nicht.“ Im Verhör erklärte er, des Lebens satt zu sein und gemordet zu haben, um hingerichtet zu werden.

In Holstein war sogar, wie Hofrat Hommel bestätigt, einmal der „indirekte Selbstmord“ epidemisch. Weil zahlreiche Mörder ihre Opfer, meist unschuldige Kinder, nur deshalb umgebracht hatten, um den Tod der armen Sünder auf dem Hochgerichte zu sterben, wurde 1747 eine Verordnung

erlassen, die bestimmte, daß Verbrecher aus Lebensüberdruß nicht mehr hingerichtet werden sollten.

Zu den religiösen Bedenken, die solche Verbrechen zeitigten, kam noch, daß in früheren Zeiten die Güter der Selbstmörder eingezogen wurden. Das war wohl auch die Ursache zu der folgenden Geschichte, die in einer französischen Zeitschrift vom Jahre 1764 zu finden ist, und die in England spielt. Ein reicher geiziger Lord, der an Selbstmordmanie litt, begab sich zum Scharfrichter der Grafschaft und fragte ihn, wie viel er sich für die Hinrichtung eines Menschen zahlen lasse.

„Ich erhalte drei Pfund Sterling,“ antwortete der Henker.

„Gut,“ sagte der Lord, „ich gebe Euch sechs Pfund, wenn Ihr mir die Freundschaft erzeigen und mich aufhängen wollt.“

„Das geht nicht, Mylord, denn ich darf niemand aufhängen, der nicht durch ein rechtskräftiges Urteil dazu verdammt ist,“ bedauerte der Henker.

„Dann gestattet wenigstens, daß ich mich vor Euren Augen selbst an Eurem Galgen hänge!“

„Auch das würde Euch vor den gesetzlichen Folgen des Selbstmordes nicht schützen,“ entgegnete der Henker, der den Lord durchschaute, „denn sobald ich Euch an meinem Galgen finde, müßte ich Euch nach den Gesetzen und auf Befehl der Obrigkeit noch einmal hängen, und ich lasse mir für einen toten Körper so viel bezahlen als für einen lebenden. Der Prozeß würde viel Geld kosten, und den Rest würde der König konfiszieren.“

Diese Gründe wirkten so überzeugend, daß Seine Lordschaft noch zur selben Stunde auf seine Selbstmordidee verzichtete. W. F.

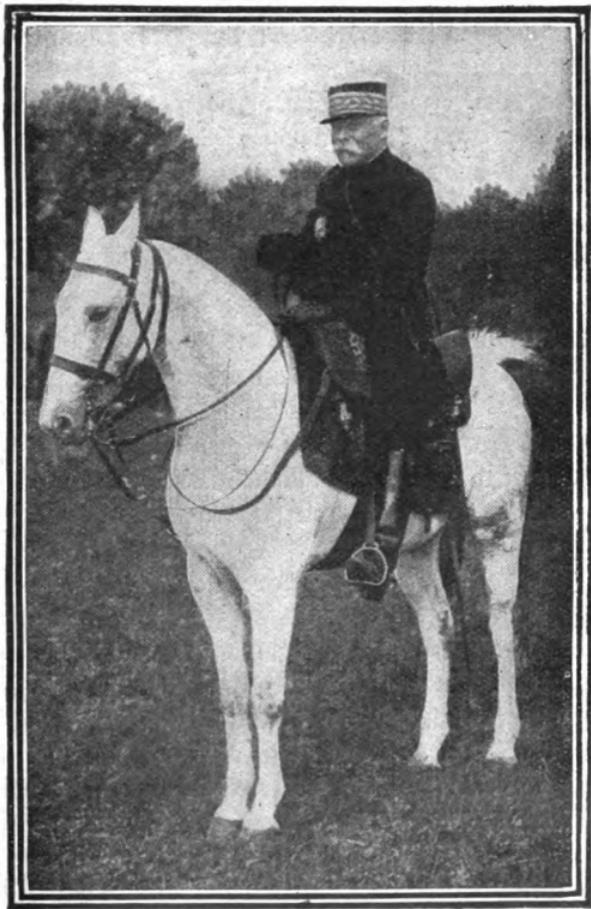
Fang der Seelöwen. — Fast sämtliche Seelöwen, die man in den Zoologischen Gärten findet, kommen von den Felseninseln an der kalifornischen Küste, denn hier sind sie zahlreich und ein ganz besonderer Vorzug ist der, daß man im nahen San Franzisko Gelegenheit findet, die Tiere sofort weiterzubefördern.

Die Seelöwen werden, so sonderbar dies auch scheinen mag, mit dem Lasso gefangen. Ein Reisender sah einen Seelöwen-

fang sich vor seinen Augen vollziehen und gibt davon folgende Schilderung. „Ich konnte durch den Feldstecher deutlich bemerken, wie ein hagerer Spanier, mit dem breitrandigen Sombbrero auf dem gebräunten Kopfe, sich vorsichtig mit einer Schlinge zu einer kleinen Herde schlafender Seelöwen schlich, die ihn bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritt herankommen ließen. Dann aber bemerkten sie ihren Feind, und in wilder Hast suchten sie ins Wasser zu entkommen. Sie retteten sich auch alle bis auf ein schönes, großes Männchen von der Schwere eines Ochsen, dem die wohlgezielte Schlinge fest am Halse saß. Der Spanier hielt an dem Riemen, als gelte es das eigene Leben; aber er hätte entweder loslassen müssen oder wäre wie ein Spielball den Felsen hinabgetugelt, wenn ihm nicht neun Mann zu Hilfe geeilt wären. Aber die zehn kräftigen Männer konnten ihren Gefangenen nur dadurch, daß sie den Lasso um die Kante eines Felsens legten, festhalten. Das geängstigte Tier bäumte sich hoch auf und suchte sich mit seinem kraftvollen Schwanz vorwärts zu schnellen. In diesem Körperteile besitzt es eine solch unglaubliche Kraft, daß es einen Augenblick zweifelhaft schien, wer als Sieger aus diesem Ringen hervorgehen würde. Doch da schleppten zwei Männer eine gewaltige Kiste herbei, und als diese glücklich an der richtigen Stelle war, konnte die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein. Die Kiste wurde etwas tiefer gestellt als der Platz, auf dem der Seelöwe um seine Freiheit rang. Mit kurzen Stangen suchte man ihn nach der Kiste zu drängen und ihn hineinzustürzen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang das auch, und einige kräftige Lattenstücke, die sofort auf die Kiste genagelt wurden, machten seine ferneren Befreiungsversuche zunichte. Dem schauerlich brüllenden Gefangenen wurde schließlich mit einigen Lachsen der Mund gestopft. Die Seelöwenfänger standen um die Kiste und ließen nach altem Brauche die Whiskyflasche herumgehen und das war das letzte, was ich von ihnen sah.“ C. L.

Ein französischer Veteran von 1870. — Bei den schweizerischen Manövern des vergangenen Sommers, an denen bekanntlich auch Kaiser Wilhelm II. teilnahm, traf dieser mit dem

französischen General Pau zusammen, der von Frankreich zur Beobachtung der Manöver nach der Schweiz gesandt worden war. General Pau focht im Deutsch-französischen



General Pau.

Krieg als Leutnant mit und verlor durch einen Schuß die rechte Hand.

Nach der Vorstellung redete ihn Kaiser Wilhelm sogleich mit den Worten an: „Heute stehen sich hier also Deutschland und Frankreich wieder gegenüber, aber nicht als Feinde.“

In der weiteren Unterhaltung kam der Kaiser auf die Fortschritte in der französischen Armee zu sprechen und erwähnte dann auch die neuen, von dem Maler Bataille entworfenen Uniformen. Er bezeichnete sie als zweckmäßig und kleidsam, nur den feuerwehrahnlischen Helm nannte er mit Recht unschön.

General Pau erwiderte, sich höflich verbeugend, er werde das kaiserliche Urteil darüber seiner Regierung berichten, und vielleicht treffe man, durch die fachmännische Beurteilung des Kaisers veranlaßt, eine diesbezügliche Abänderung. Th. S.

Sonderbare Münzen. — Zu den numismatischen Kuriositäten zählen in erster Linie die kupfernen Rottaler in Schweden. Karl XII. hatte durch seine Kriege alle Rassen seines Reiches dergestalt erschöpft, daß man nicht mehr wußte, wie man sich helfen sollte und darauf bedacht sein mußte, auf jede nur erdenkliche Art Geld zu schaffen. Dies nötigte des Könige Staatsminister v. Schlich, dem Könige zu raten, seine Zuflucht zu Notmünzen zu nehmen, bis die Silberbergwerke den Mangel ersetzen könnten. Der geldbedürftige Monarch gab diesem Vorschlag seine Genehmigung, und die Kupfertalermünze wurde in Gang gebracht. Es wurden 18 Millionen Kupfermünzen in der Größe unserer Zweipfennigstücke geprägt, von denen jedes Stück einen Taler Silbermünze gelten mußte, wiewohl es nur den vierhundertsechzehnten Teil eines alten Talers wert war. Da entstand denn eine starke Stodung des Handels und große Teuerung der Lebensmittel. Die Münzen wurden niemals eingelöst. Das Volk war sehr aufgebracht, und als die Nachricht kam, daß der König vor Friedrichshall gefallen war, wurde dem Minister der Prozeß gemacht und ihm der Kopf abgeschlagen. Als er auf dem Richtplatze seinen Kopf auf den Block legte, rief er mit lauter Stimme: „Sättige dich, Schweden, mit dem unschuldigen Blute, nach dem du so sehr gedürstet hast!“

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg hat 1599 eine Stachelmünze prägen lassen, die unter dem Namen der Wespentaler bekannt ist. Der Avers zeigt zehn Wappenschilder in Form einer Rose zusammengesetzt, mit Namens- und Titelumchrift. Auf dem Revers zerstört ein

Löwe ein Wespennest, aus dem zehn Wespen auf ihn zufahren. Er wird aber von einem Engel gekrönt und von der Sonne bestrahlt. Der Herzog war nämlich von zehn seiner Vasallen bei dem Reichshofrate verklagt worden, weil er anfing, sehr eigenmächtig zu werden. Er rächte sich an ihnen durch diese Münze. Die zehn Wappen auf dem Taler sind die zehn Vasallen, die der Löwe großmütig verachtet. In derselben Streitangelegenheit ließ er auch einen sogenannten *L ü g e n t a l e r* schlagen, auf dem ein Löwe einen Steinbock in den Vorderpranken hält. Hinter ihm wächst eine Rose auf einem dürren Stod. Alles nicht ohne Deutung. Der Steinbock war das Wappen des Herrn v. Steinberg, der dürre Stod deutete die Familie Stodheim und die Rose die v. Salbern an, die seine Hauptgegner waren.

Rönig Christian IV. von Dänemark ließ 1647 *B r i l l e n d u l a t e n* prägen. Im Jahre 1645 entdeckte man zu Rongsberg eine schwache Goldader. So wenig ergiebig diese auch war, ließ man doch daraus ganze, halbe und Viertelsdulaten prägen. Man bezweifelte aber diese Goldader und glaubte, der Alchimist Harbach habe seine Hand dabei im Spiele. Dem war aber nicht so. Als daher 1647 wieder Gold zum Vorschein kam, ließ der Rönig nochmals norwegische Dulaten prägen und zur Beschämung der Zweifler eine Brille darauf setzen. Der Avers zeigt des Rönigs ganze Figur, der Revers die Brille, darunter die Worte: *Vide Mira Domini 1647* (Siehe die Wunder des Herrn). Auch einen *B r i l l e n p f e n n i g* gab es, eine schwedische Scheidemünze von Kupfer, im Revers eine Brille und eine lateinische Inschrift, die ins Deutsche übersetzt heißt: „Wer Glück hat, braucht keine Brille.“ C. T.

Die Racheschwester. — Der französische Schriftsteller Jean de Meun hatte einen aufsehenerregenden Roman veröffentlicht, in dem er mit Laune und scharfem Witz die verderbten Sitten seiner Zeitgenossen geißelte und vorzüglich den Luxus und die Aппigkeit der Damen.

Man zweifelte nicht, daß er zu den sechs weiblichen Charakteren, die in diesem Roman vortrefflich gezeichnet waren, Modelle benützt habe, und zeigte bald mit Fingern auf die

Frauen, die der Dichter so sprechend nach dem Leben gemalt. Jean de Meun bekam bald darauf eine Einladung, die seinem Ehrgeiz schmeicheln mußte, die er aber gewiß nicht angenommen hätte, wenn sein Ahnungsvermögen stärker als sein Ehrgeiz gewesen wäre. Denn als er zur festgesetzten Zeit in dem bestimmten Hotel erschienen war, wurde er statt in einen glänzenden Saal, wie er vermeinte, in einen dunkelverhüllten, unheimlichen Raum geführt. Kräftige Männer packten ihn, man entblößte ihm gewaltsam den Rücken und band ihm die Hände fest, ohne auf seine Beschwerden eine Antwort zu geben. Endlich ließ man ihn in der Mitte des Raumes allein stehen, gemessenen Schrittes traten sechs Frauen ein, verummmt, in dunklen Hüllen und mit starken Ruten bewaffnet. Nachdem sie im Kreise um den Delinquenten geschritten, blieben sie in einiger Entfernung vor ihm stehen. Einer der Männer erhob sich und begann mit nachdrucksvoller Rede: „Wir sind ehrbare Zeugen eines gerechten Gerichtes, das nur darum zwischen dunklen Wänden gehalten wird, weil der beleidigte Teil großmütig den Leumund des Beleidigers schonen will. Wisse uns also Dank für diese unverdiente Schonung und nimm in Demut und Stillschweigen deine Strafe hin, denn du hast dich an diesen edlen Frauen schwer verschuldet, da du sie mit frevelnder Hand verunglimpft und dem Hohne der Welt öffentlich preisgegeben.“

Der arme Schriftsteller bot alle seine Beredsamkeit auf, um seine Unschuld zu beweisen und die Rachelust der Damen zu entwaffnen; allein so gewandt er auch sprach, er schien die drohenden Ruten der weiblichen Vittoren nicht abwenden zu können.

Ein Gedanke aber, den ihm Furcht und Bedrängnis plötzlich eingaben, ermutigte ihn wieder, und er schloß: „Gut, ich unterziehe mich in aller Demut der verhängten Züchtigung, wenn ihr mir, gerechte Richter, nur diese einzige Bedingung als Vergunst auswirkt, daß ich diejenige der Frauen auswählen darf, die mich zuerst bestrafen soll.“

Die Richter baten selbst die „Racheschwestern“ um diese Gunst, und als die Frauen ohne Bedenken die Bitte gewährten, sprach

der Schriftsteller: „Nun wohl, es schwinde die Raketteste unter euch zuerst die Rute!“

Die Damen, die schon rachsüchtig die bewehrten Arme erhoben hatten, senkten sie zu Boden und blickten wechselseitig bald sich, bald den Dichter an.

Die Männer aber, die die Richter spielten, lachten plötzlich laut auf. Die Damen verschwanden, und man ließ den wüthigen Schriftsteller laufen. C. T.

Die Daktyloskopie im Bankdienst. — Die Daktyloskopie, also das System, mittels der Fingerabdrücke jede Persönlichkeit festzustellen, hat sich im kriminalistischen Erkennungsdienst so bewährt, daß die weit zeitraubenderen, umständlichen Bertillon'schen Messungen ziemlich entbehrlich geworden sind. Das Verfahren besteht bekanntlich darin, daß jeder eingelieferte Verbrecher daktyloskopisch aufgenommen wird. Mittels einer sehr sinnreichen Registriermethode kann nun sofort festgestellt werden, ob der Eingelieferte bereits seine Karte hat oder nicht. Denn wie man an einem Baum keine zwei Blätter findet, die sich völlig gleichen, so gibt es auch in der ganzen Welt keine zwei Menschen, die die gleichen Fingerabdrücke aufweisen, und deren Finger das gleiche Linienmuster zeigen. Aus diesem Grunde wirkt dieses System so unfehlbar, daß sich zum Beispiel die englische Kriminalpolizei ausschließlich mit ihm begnügt.

Bei seiner außerordentlichen Einfachheit wäre es nicht weiter verwunderlich, wenn sich mit der Zeit auch der öffentliche Verkehr seiner als Mittel zum Zweck der Sicherheit nutzbar machen wird. Als Bahnbrecher gehen da wieder einmal die praktischen Amerikaner voran. Diesmal sind es die amerikanischen Großbanken, die, um sich vor Depotschwindlern zu schützen, nach einem mehrwöchigen Versuch mit der polizeilichen Daktyloskopie sich entschlossen haben, diese auch im Verkehr mit ihren Depositären einzuführen. Jedermann, der in Zukunft bei seiner Bank Geld von seinem Konto abhebt, muß einen vorher vom Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand genommenen Abdruck vorzeigen, ehe ihm sein Geld ausgeteilt wird. Dieser Abdruck wird mit dem früher genommenen verglichen, der in der Kartenregistratur aufbewahrt wird.

Mit Recht versprechen sich die Banken von dieser Methode, hauptsächlich bei ihren des Lesens und Schreibens nicht mächtigen Kunden, unbedingte Sicherheit und Kontrolle im Geldverkehr. Der bisherige Versuch hat ergeben, daß das Publikum einsichtsvoll genug ist, sich den kleinen Unannehmlichkeiten dieses bankpolizeilichen Verfahrens in seinem eigenen Interesse zu unterziehen. Die Sache wickelt sich äußerst schnell ab, und Terpen-

tin ist zur Reinigung der Finger natürlich zur Hand. W. F.



Johann Staining.

Überbärte. — Der Braunauer Ratsherr Johann Staining, dessen Bild wir nach einem alten Stich bringen, hatte einen Bart, dessen Strähnen ihm über die Füße fielen. Staining starb hochbetagt und wegen seines Bartes hochberühmt im Jahre 1567. Einen noch längeren Bart besaß Stainingers Zeitgenosse Andreas Eberhard Freiherr v. Rauber, Kaiser Maximilians II. treubewährter Hofkriegsrat, außerdem ein Mann von herkulischer Stärke. Sein Bart ging ihm bis an die Füße und wieder hinauf bis an den Gürtel. „Wenn er in vollem Staate zu Hofe ging,“ berichtet der Chronist, „ließ er

diesen Bart um sich herfliegen wie ein Fähnlein.“ Der hundertfünfzehnjährige Brabanter Jan Ottele ließ sich im Jahre 1657 zu Nürnberg wegen seines Bartes ums Geld sehen. Sein Bart war $1\frac{1}{4}$ Brabanter Elle, also 87 Zentimeter lang. Der Mann wurde durch folgende Verse verewigt:

1657

In diesem laufenden Jahr
zu Nürnberg gesehen war

ein alter Mann aus dem Brabant,
wohl beredt, mancher Sprach zur Hand;
seines Alters 115 Jahr.
Zwo Ellen anderthalb Viertel war
sein Läng; fünf Viertel lang sein Bart. W. F.



Andreas Eberhard v. Rauber.

Ein Theater, in dem die Zuschauer bezahlt werden, stellt fraglos eine besondere Merkwürdigkeit dar. Dieser Musentempel, der seinesgleichen nicht mehr auf dem ganzen Erdenrund hat, wurde vor einigen Jahren von einem findigen Unternehmer in der Straße Maiden Lane in London erbaut und unterscheidet sich in seinen Einrichtungen und seiner Ausstattung nur insofern von den anderen Theatern der Themsestadt, als der Zuschauerraum keine Ränge und Logen, sondern nur ein Parterre von zweihundert Sitzplätzen aufweist. Der so gesparrte Raum ist der Bühne zugute gekommen, die mit

zu den breitesten und tiefsten gehört, obgleich niemand dies dem von außen recht klein erscheinenden Theatergebäude ansieht.

Dieser Kunsttempel nennt sich nach seinem ausschließlichen Zweck „Probentheater“. Ein festes Ensemble von Schauspielern ist nicht vorhanden. Vielmehr steht das Theater jedem gegen eine bestimmte Stundenpacht zur Verfügung. Vielfach sind es Anfänger des Schauspielberufs, die sich zusammentun und dort die verschiedensten Stücke aufführen, um sich größere Gewandtheit und Sicherheit anzueignen und das Lampenfieber überwinden zu lernen. Auch die zahlreichen Londoner Theaterschulen gehören zu den ständigen Kunden des Probentheaters und geben dort ihren Schülern Gelegenheit, sich auf einer großen Bühne bewegen zu lernen. Nicht selten mieten auch andere Londoner Theater diesen kleinen Musentempel, um dort mit ihrem Personal regelrechte Proben abzuhalten, wenn ihre eigene Bühne durch Proben zu einer anderen Aufführung besetzt ist. Schließlich — und dieser Brauch hat sich besonders in den letzten Jahren herausgebildet — lassen dort Dramatiker ihre neuen Stücke von lernbegierigen Anfängern aufführen und laden dazu Kritiker und Theaterdirektoren ein, wodurch diesen Gelegenheit gegeben wird, sich ein zutreffenderes Urteil über eine dramatische Arbeit zu bilden, die sie sonst nur durch Lesen kennen gelernt hätten.

In dem Probentheater wird täglich, außer Sonntag, von neun Uhr vormittags bis sechs Uhr abends gespielt. Der Zuschauerraum steht den Vorübergehenden jederzeit offen. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Im Gegenteil: die Aufführungen werden stets einen Tag vorher durch Zettelanschlag am Eingang des Musentempels bekannt gegeben, damit sich auch genügend Publikum einfindet und die angehenden Künstler nicht gezwungen sind, vor leeren Bänken zu spielen. Jeder Besucher erhält dann außer einem Theaterzettel noch neun Penny, wird also für seine Geduld, mit der er die Leistungen der zukünftigen Bühnengrößen über sich ergehen läßt, regelrecht bezahlt. Dafür hat er dann allerdings auch die Pflicht, der Vorstellung bis zum Schluß beizuwohnen.

Daß die Besucher des Probentheaters sich zumeist aus den

untersten Volksschichten zusammensetzen, ist selbstverständlich. Doch der Kassierer hält vor dem Auszahlen der neun Penny scharfe Musterung. Wer allzu abgerissen und verkommen aussieht, wird abgewiesen. In der rauhen Jahreszeit und bei schlechtem Wetter ist der freigebige Kunsttempel natürlich ein sehr beliebter Aufenthalt. Dann bildet schon lange vor der Kasseneröffnung eine bunt zusammengewürfelte Menge auf der Straße Spalier, und der arme Teufel, der an einem kalten Wintertage zu spät kommt und bereits die Höchstzahl von zweihundert Vordermännern vorfindet, geht traurig wieder von dannen. Die Hoffnung auf einen stundenlangen Aufenthalt in einem warmen, behaglichen Raume und auf die heißersehnten neun Penny, die gerade zu einer Tasse Bouillon nebst Brötchen in der nächsten Volksküche gelangt hätten, hat ihn betrogen.

W. R.

Die ersten Kamelien. — Im Jahre 1739 kehrte der Missionar Camelli von den Philippinen nach Spanien zurück. Er hatte zwei blühende Exemplare der in Europa noch gänzlich unbekanntem Pflanze mitgebracht, die nach ihm den Namen Kamelie erhielt, und überreichte sie als Huldigung der Gemahlin des damaligen Königs Ferdinand V. Die Königin bewunderte die herrliche Blume außerordentlich und schenkte die Zweige ihrem Gemahl, der sie in den königlichen Gewächshäusern zu Buen Retiro einpflanzen und sorgfältig pflegen ließ. Es wurden auch zahlreiche Ableger von der neuen Pflanze dieser vielbesuchten Gewächshäuser gewonnen und dann weiterhin von den Tochterpflanzen, so daß bald in Buen Retiro eine stattliche Anzahl von prächtig entwickelten Kamelien vorhanden war. Das Königspaar hütete sie aber durch strenge Absperrungsmaßregeln, und seine Nachfolger auf dem spanischen Thron wachten ebenso eifersüchtig darüber, daß nur ja kein Ableger, kein Samenkörnlein etwa seinen Weg aus den königlichen Gewächshäusern oder gar aus dem Lande fand.

Auf diese Weise erreichten sie es wirklich, daß noch sechzig Jahre nach Einführung der Kamelie in Europa kein Exemplar außerhalb Spaniens zu finden war.

Die erste Ausnahme, die nach Ablauf dieser Zeit gemacht

wurde, war, daß Napoleon I. und seine Gemahlin Josephine einige Ableger für ihren Lieblingsaufenthalt, das Lustschloß Malmaison bei Paris, zum Geschenk erhielten. Von diesen Pflanzen wurden weitere Ableger vergeben, und so wurde doch das edle Gewächs nach und nach auch in den Gewächshäusern anderer herrschender und vornehmer Familien heimisch. C. D.

Mehr Kalk. — Im Aufbau unseres Körpers spielen Kalksalze eine sehr wichtige Rolle. Daß sie zur Bildung der Knochen und Zähne unentbehrlich sind, ist allgemein bekannt; die wissenschaftliche Forschung hat aber auch gezeigt, daß verschiedene andere lebenswichtige Organe des Körpers gleichfalls einer reichlichen Zufuhr von Kalk bedürfen, um leistungsfähig zu bleiben. Die Muskeln enthalten wenig Kalk; eine Ausnahme aber macht gerade der wichtigste unter ihnen, der unermülich arbeitende Herzmuskel; er ist viermal reicher an Kalk als die anderen. Das gleiche ist der Fall bei der Leber und der Lunge, und höchst bemerkenswert ist die Tatsache, daß die graue Hirnsubstanz, die als Sitz der geistigen Tätigkeit gilt, sich gleichfalls durch einen besonderen Reichtum an Kalk auszeichnet.

Dem gegenüber zeigt die Untersuchung unserer wichtigsten Nahrungsmittel, daß viele von ihnen sehr arm an Kalksalzen sind, so daß durch jene der Bedarf des Körpers an Kalk nicht immer genügend gedeckt wird. Darum empfiehlt es sich wohl, bei der Zusammensetzung der Mahlzeiten auf den Kalkgehalt der einzelnen Speisen Rücksicht zu nehmen.

Am reichsten an Kalk sind die Blattgemüse, ihnen schließen sich die Wurzelgemüse an, während die Kartoffel kalkarm ist. Das Brot bietet uns wenig Kalk, und zwar um so weniger, je feiner und weißer es ist. Obst enthält von diesen Salzen nicht viel, und kalkarm ist auch das Bier.

Es erhellt daraus, daß wir, um dem Körper die nötigen Kalkmengen zuzuführen, bei den Mahlzeiten auf reichliche Zugabe von Blatt- und Wurzelgemüse achten sollten. Neben reinem Fleisch müßten ferner auch Leber, Niere, Hirn öfter auf der Tafel erscheinen. Unter Umständen dürfte sich aber eine Zugabe von reinen Kalksalzen empfehlen. Seit lange pflegen ja Ärzte bei verschiedenen Krankheiten der Menschen

das Einnehmen von Kalksalzen zu verordnen. Neuerdings haben Professor Dr. Rudolf Emmerich und Oskar Löw auf Grund eingehender Versuche den Rat gegeben, daß auch gesunde Menschen regelmäßig Kalksalze einnehmen sollten. Die günstige Wirkung derselben äußert sich alsdann in einer besseren Ausnützung der Nahrung, Zunahme der Kräfte und des Körpergewichts.

Als ein besonders geeignetes Präparat empfehlen sie Chlorkalzium, ein weißes Salz, das aber ja nicht mit dem zu Desinfektions- und Bleichzwecken gebräuchlichen scharfen und gefährlichen Chlorkali zu verwechseln ist! Man kauft am besten in der Apotheke 100 Gramm Gemisch reines kristallisiertes Chlorkalzium und löst es in einem halben Liter destillierten Wassers auf. Von dieser Lösung soll man dreimal täglich einen Kaffeelöffel in Kaffee, Tee, Milch oder Wasser einnehmen. Die Lösung schmeckt bitter, aber bei reichlicher Verdünnung tritt der unangenehme Geschmack zurück. Professor Emmerich meint, von nun an sollte neben dem Salznapfchen die Chlorkalziumflasche auf jedem Tische stehen.

Ein Versuch ist wohl zu empfehlen; kranke und schwächliche Personen sollten jedoch vorher mit ihrem Arzte Rücksprache nehmen. Teuer ist das neue Mittel nicht, da 100 Gramm Chlorkalzium in der Apotheke für 10 Pfennig zu erhalten sind. Auf alle Fälle aber sollte man für eine reichliche Zufuhr von Kalk durch geeignete Nahrungsmittel mehr als bisher sorgen. v. J.

Fürst Metternich und das schwarze Kabinett. — Bekanntlich war das „schwarze Kabinett“ zur Zeit des ersten Kaiserreichs eifrig in Tätigkeit. Österreichischer Botschafter in Paris war damals Fürst Metternich. Für seine Korrespondenz pflegte er ein persönliches Siegel zu benützen, von dem sein Sekretär in Wien einen genauen Abdruck besaß. Die Post ließ nun das Siegel nachahmen, und der Botschafter erhielt die an ihn gerichteten Briefe immer erst, nachdem sie einer Durchsicht unterzogen worden waren.

Der Fürst ließ nun in der Mitte seiner beiden Siegel ein kleines, unmerkliches Zeichen anbringen, was dem Scharfbild des schwarzen Kabinetts entging. Dieses fuhr fort, die ge-

öffneten Briefe mit dem merkmallosen Stempel wieder zuzusiegeln.

Da erhielt die französische Polizei folgendes Schreiben vom Fürsten Metternich: „Hierdurch beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß ich an meinem Siegel ein besonderes Zeichen habe anbringen lassen. Wollen Sie also die Liebenswürdigkeit haben und den Befehl erteilen, daß mit dem Ihrigen dasselbe gemacht wird, damit ich auch fernerhin nichts von der Öffnung meiner Briefe merke.“

O. v. B.

Ererbtes Recht. — Eine schottische Lebensversicherungsgesellschaft hatte mit Pat Maloney, einem Bauern des einsam im Gebirge liegenden Dorfes S., einen Leibrentenvertrag abgeschlossen und zahlte alle Jahre die Rente aus. Sie zahlte und zahlte und zahlte, bis sie sich endlich darüber wunderte, daß der Mann schon über hundert Jahre alt sein müsse, und schickte schließlich einen Inspektor nach S., der feststellen sollte, ob die Rente auch tatsächlich an den Empfangsberechtigten ausbezahlt wurde.

Der Beamte kam auch richtig an Pat Maloneys Bauernhaus und fragte nach dem Besitzer.

„Der ist auf dem Felde und pflügt,“ wurde ihm gesagt.

Ein Hundertjähriger, der pflügt, das schien dem Inspektor doch etwas sonderbar; er ging sehr gespannt hinaus aufs Feld und fand da einen Mann von anscheinend etwa sechzig Jahren eifrig bei der Arbeit.

„Sind Sie Herr Patrik Maloney?“ fragte er ihn.

„Ja, der bin ich,“ war die Antwort.

„Der selbe Patrik Maloney, der von unserer Gesellschaft die Rente bezieht?“

„Freilich, die hab' ich ja geerbt von meinem Vater, und der hatte sie schon von meinem Großvater her.“

Der brave Pat wunderte sich nicht wenig, als er hörte, daß nun die schöne Zeit des Rentenbezugs vorbei sei und er obendrein wegen Betrugs verklagt werden würde.

O. v. B.

Verausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Warnung.

Verfolgt wird jede Nachahmung der echten
Steckenpferd - Lilienmilch - Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. Es ist die beste Seife zur
Erlangung eines zarten, reinen Gesichtes, rosigen, jugend-
frischen Aussehens, einer weichen, sammetreichen Haut und
blendenschönen Cints. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Lesen Sie die Broschüre über:



Lidol als unergleich-
lich bestes Zahn-
pulver,

Lidol zur gleichzeitigen
Herstellung
eines antisept.
Mundwassers,

Lidol als Wasch- und
Badepulver,

Lidol als Toiletten-
pulver für Gesicht
und Körper

und Sie werden sich eines Probe-
versuches nicht enthalten können
und überzeugt folgendem Urteile
anschließen: „Alle vereinzelt
Präparate zusammengefaßt,
können nicht die Eigenschaften
und Vorteile aufweisen, welche

Lidol

in sich allein birgt und ist deshalb
als das einzig praktische, spar-
samste und modernste Toiletten-
pulver der Gegenwart zu be-
zeichnen.“



Alleinvertreter und Generaldepositär

Chem. Werke Dr. Staffelstein & Co. N. 17, Hamburg 36.

Bei Krampfadern,

geschwollenen Beinen, verdickten und schwachen Gelenken ist mein aus allerbestem Material genau anatomisch gearbeiteter nahtloser Gummistrumpf „Liberty“ unentbehrlich. Porös, leicht u. doch äußerst dauerhaft. Fester, aber wohltuender Halt. Erhöht körperliche Leistungsfähigkeit; beseitigt oder vermindert die Beschwerden. Vorzügl. Sitz. Ausführlicher Spezial-Katalog mit Abbildungen und Preisen kostenfrei.

J. J. Genfil, Berlin S. 44, Potsdamer Straße 5.



Bewährt b Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u Nervenleiden!



Die  aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist **Lichtenheldts echte HINGFONG ESSENZ**

Man achte genau auf die **Schutzmarke „Licht“**; denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit**. In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht versendet das **Laborat. Lichtenheldt** Meuselbach 4a (Thür. Wald) 12 Flaschen zu M. 3.80, nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.

Originalflasche.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Nebst einem Anhang: über künstliche Zähne. Von Dr. Wilhelm Eierfen senior. Dreizehnte Auflage.

Mit vier Einschalttafeln.

Gebestet 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verberbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Nasenformer „Zello“

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche bei mir zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 5 Wochen erzielt. Mit meinem orthopädischen Nasenformer „ZELLO“ können alle Nasenfehler beseitigt werden, mit Ausnahme der Knochenfehler. Preis einfach M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.-, mit Kautschuk M. 7.-. (Nachbestellungen von Prinzessinnen und höchsten Herrschaften) gibt es 25 000 Stück im Gebrauch. Spezialist **L. M. BAGINSKI, BERLIN 119, Winterfeldstraße 34.**

